



Deutsches Historisches
Institut in Rom

Istituto Storico
Germanico di Roma

medienspiegel

des Deutschen Historischen Institut in Rom

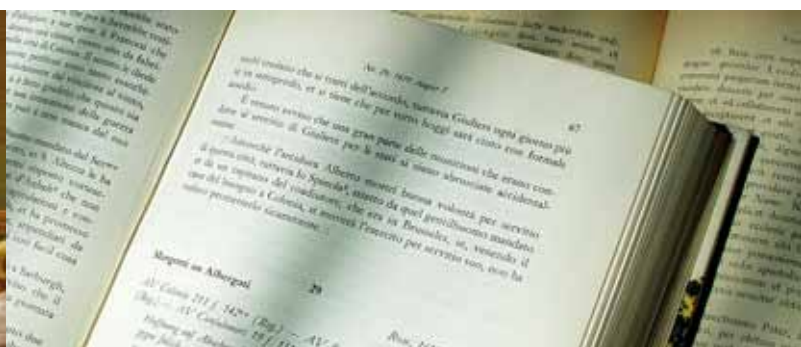
rassegna media

dell'Istituto Storico Germanico di Roma



inhaltverzeichnis

inhaltverzeichnis	3
editorial	4
editoriale	5
presse	6
fernsehen	106
gäste des dhi rom im bild	111



Mit dem vorliegenden Medienspiegel möchten wir Ihnen eine Auswahl der Berichterstattung über unser Institut übergeben. Sie umfasst den Zeitraum von Herbst 2002 bis ins Jahr 2011 und dokumentiert auf unterschiedlichen Ebenen der öffentlichen Medien die Aktivitäten des Instituts sowie seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Neben den klassischen Printmedien gewinnen in den letzten Jahren zunehmend auch Berichte über unsere Arbeit in digitalen Medien und online-Foren an Bedeutung, von denen Beispiele hier exemplarisch aufgenommen wurden. Doch auch im Fernsehen sowie im Hörfunk, mit zahlreichen, hier allerdings nicht berücksichtigten Radiointerviews, konnte sich das Institut mehrfach erfolgreich präsentieren.

Die Wahrnehmung des Instituts in den in- und ausländischen Medien spiegelt inhaltlich wesentliche Aspekte unserer Aktivitäten. Diese reichen von wissenschaftlichen Tagungen, Kooperationen und Publikationen über diverse am DHI in Rom angesiedelte Einzelprojekte bis hin zu eher ungewöhnlichen Kontexten, von denen die erfolgreichen Vermittlungen um die Rückgabe mittelalterlicher Urkunden nach Bologna und Warschau oder die Kuratierung einer Fotografie-Ausstellung hier beispielhaft erwähnt seien. Hinzu kommen regelmäßige Stellungnahmen einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts in den Medien, etwa in Form dezidierter Interventionen in wissenschaftspolitischen Debatten des Gastlandes oder Gastkommentaren in der Presse zu wichtigen Aspekten der deutsch-italienischen Geschichte und zu bedeutenden „historischen“ Ereignissen der Gegenwart wie dem Tod Papst Johannes Pauls II., der Wahl Benedikts XVI., oder der Öffnung der Archivbestände zum Pontifikat Papst Pius XI.

Auch wichtige interne Entwicklungen des Instituts fanden das Interesse der Presse. Hier sind das im November 2011 feierlich begangene 50-jährige Jubiläum der Musikgeschichtlichen Abteilung ebenso zu nennen wie der nach mehrjähriger Sanierung erfolgte Festakt zur Einweihung von Haus IV, mit der zugleich auch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien mit ihrem Hauptsitz sowie das Melancthon-Zentrum direkte Nachbarn auf dem Gelände des DHI in Rom geworden sind. Ausblicke auf den Besuch hochrangiger italienischer wie deutscher Vertreter aus Politik, Wissenschaft, Kultur, Kirche und Wirtschaft dokumentieren abschließend die Wahrnehmung des DHI als Forschungs- und Serviceeinrichtung in seiner internationalen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Vernetzung.

Viel Freude bei der Lektüre!
MM Rom, im September 2011

Con la presente rassegna media intendiamo offrire una panoramica della presenza del nostro Istituto sui mezzi di comunicazione. Essa copre l'arco temporale dall'autunno 2002 fino al 2011 e documenta le attività dell'Istituto, nonché dei suoi collaboratori e collaboratrici, sui diversi livelli di mass media. Accanto ai classici mezzi a stampa si è accresciuta negli ultimi anni anche l'importanza dei media digitali e dei fori in rete, dai quali abbiamo tratto qui alcuni servizi in modo esemplificativo. Inoltre l'Istituto si è potuto presentare diverse volte con successo anche in televisione e nella radio, ad esempio con numerose interviste radiofoniche qui però non incluse.

La percezione dell'Istituto nei mass media nazionali e internazionali presenta alcuni aspetti essenziali del contenuto delle nostre attività che spaziano dai convegni scientifici, dalle cooperazioni e pubblicazioni, fino a diversi progetti particolari, collocati presso l'Istituto Storico Germanico di Roma, e a contesti piuttosto singolari, come ad esempio il riuscito interessamento per la restituzione di diplomi medievali a Bologna e Varsavia, o l'allestimento di una mostra fotografica. A ciò si aggiungono le prese di posizioni da parte di collaboratrici e collaboratori dell'Istituto, riportate regolarmente dai media, ad esempio risoluti interventi nei dibattiti politico-scientifici del paese ospitante, oppure commenti giornalistici relativi ad aspetti significativi della storia italo-tedesca e importanti avvenimenti "storici" del presente come la morte di papa Giovanni Paolo II, l'elezione al soglio pontificio di Benedetto XVI, o l'apertura degli archivi vaticani per il pontificato di Pio XI.

Anche alcuni importanti sviluppi interni dell'Istituto hanno suscitato l'interesse della stampa. Vanno menzionato in questo contesto il cinquantenario della Sezione di storia della musica, e l'inaugurazione di un ulteriore edificio, il cosiddetto "Haus IV", avvenuta dopo lavori pluriennali di ristrutturazione, dove al contempo hanno trovato sede, come diretti vicini dell'Istituto Storico Germanico, gli uffici centrali della Chiesa evangelica luterana in Italia e il Centro Melantone. Squarci sulla visita di autorevoli esponenti italiani e tedeschi del mondo politico ed economico, scientifico, culturale e religioso evidenziano infine di come l'Istituto Storico Germanico venga percepito nella sua qualità di istituzione di ricerca e di servizio scientifico, e nei suoi collegamenti sociali e scientifici a livello internazionale.

Buona lettura!

MM Roma, nel settembre 2011

Ein „Traumjob“ für Matheus

Uni-Professor zieht es nach Rom

Von unserem
Redaktionsmitglied
Michael Jacobs

Prof. Michael Matheus vom Historischen Seminar der Universität übernimmt zum 1. Oktober die Leitung des renommierten Deutschen Historischen Instituts in Rom. Matheus wurde von der Uni für fünf Jahre beurlaubt, steht aber dennoch für Abschlussprüfungen sowie für die Betreuung von Abschlussarbeiten zur Verfügung.

„Ich gehe mit einem lachenden und einem weinenden Auge“, sagt der Historiker, der seit 1994 in der Abteilung Mittlere und Neuerer Geschichte tätig ist. „In Mainz hat mich die Verbindung von Forschung und Lehre gereizt. In Rom werde ich nun an einem reinen Forschungsinstitut arbeiten.“ Andererseits, so Matheus, sei Rom für einen Geschichtswissenschaftler natürlich ein Traum.

Das Deutsche Historische Institut (DHI) ist das älteste

der Deutschen Geisteswissenschaftlichen Auslandsinstitute. Gegründet 1888 als „Königlich Preussische Historische Station“ ist seine Aufgabe die Erforschung deutsch-europäischer Geschichte mit besonderem Akzent auf den deutsch-italienischen Beziehungen im Mittelalter und in der Neuzeit. Zum Deutschen Historischen Institut gehört auch eine opulent ausgestattete musikwissenschaftliche Abteilung. Ein weiterer Schwerpunkt des DHI ist die Erforschung von Faschismus und Nationalsozialismus.

Von Matheus neuer Position wird auch die Mainzer Johannes Gutenberg-Universität profitieren. In einer Kooperationsvereinbarung zwischen dem DHI in Rom und der Uni ist vereinbart worden, dass Studierende von geschichts- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen am DHI Praktika absolvieren können. Außerdem sollen gemeinsame Forschungsprojekte durchgeführt werden.

Einen Spalt breit

Der Vatikan öffnet seine Archive bis ins Jahr 1939 - aber nur ein bisschen

Lutz Klinkhammer und Massimiliano Valente

Die Augen der kulturinteressierten Öffentlichkeit sind in diesen Tagen auf das Vatikanische Archiv in Rom gerichtet. Seit dem 15. Februar werden dort, auf Grund des nachdrücklichen Verlangens des Papstes, ausgewählte, Deutschland betreffende Dokumente aus dem Pontifikat Pius XI. (1922-1939) der Forschung zugänglich gemacht. Es handelt sich um ein für das vatikanische Geheimarchiv höchst ungewöhnliches Vorgehen: erstmals wird nicht ein ganzer Pontifikat, sondern nur ein Ausschnitt freigegeben. Die jetzt verfügbaren 640 Archivschränke, die jeweils bis zu 1 000 Blatt enthalten können, umfassen schätzungsweise nur ein Prozent des gesamten Aktenbestands aus der Zeit Pius XI.!

Der Druck der internationalen Öffentlichkeit, das Scheitern der christlich-jüdischen Historikerkommission und die seit 40 Jahren nicht verebbende Debatte um das Schweigen Pius XII. gegenüber dem Mord an den europäischen Juden dürften der wichtigste Beweggrund für Johannes Paul II. gewesen sein, ein wenig Licht in das archivalische Dunkel zu bringen. Seit John Cornwell das Bild von Pius XII. als "Hitlers Papst" gezeichnet hatte, lag zudem ein Schatten auf der päpstlichen Diplomatie und Kirchenpolitik jener Jahre, als Eugenio Pacelli - der spätere Pius XII. - zuerst in München (1917-1924) und Berlin (1924-1929) als Nuntius wirkte, um danach zum Kardinalstaatssekretär (1930-1939) und wichtigsten außenpolitischen Berater des Papstes aufzusteigen.

Aber auch die Öffnung der 430 Aktenkästen der Münchner Nuntiatur von 1922 bis 1934 und weiterer 100 aus der Zeit der Berliner Nuntiatur von 1922 bis 1930 (Späteres ist im Krieg weitgehend zerstört worden) wird die Diskussion um Pius XII. und die Juden nicht verstummen lassen. Erst die vollständige Freigabe der Quellen auch zum Pontifikat Pius XII. (1939-1958) wird größere Klarheit bringen. Wann dies erfolgen wird, steht noch in den Sternen. Im Jahre 2006 sollen erst einmal alle übrigen Archivalien für die Jahre 1922-1939 freigegeben werden. Dann wird man zumindest die wichtigen Beziehungen des Vatikans zum faschistischen Italien oder zu Österreich erforschen können.

Am ehesten wird man in Kürze den Entscheidungsprozess innerhalb der Kurie analysieren können, und zwar dank den Beständen der "Heiligen Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten", deren 110 Schränke zu Bayern und dem Reich aus einem wenig bekannten Separatarchiv in das Geheimarchiv überführt worden sind. Die aufschlussreichen Sitzungsprotokolle dieser Kongregation werden zurzeit noch inventarisiert. Die Deutschland betreffenden Dokumente des vatikanischen Staatssekretariats bleiben hingegen bis 2006 gesperrt. Nun sind die meisten Vorgänge dieser Jahre, die die Weimarer Republik und NS-Deutschland betreffen, über die Parallelüberlieferung der deutschen Bischöfe bereits bekannt und sensationelle Quellenfunde kaum zu erwarten.

Was aus den neuen Akten deutlich hervorgeht, ist der kuriale Arbeitsstil: der tägliche Informationsfluss zwischen Nuntien und Kurie, die diplomatischen Verhaltensanweisungen, die allgemeine Korrespondenz der Nuntien, die Besorgnisse und Befürchtungen über die religiösen, politischen, kulturellen und sozialen Veränderungen in Deutschland.

Die größte Aufmerksamkeit der Forscher gilt zurzeit den Aktenbündeln der Kardinalskongregation mit der Aufschrift "Kanzler Hitler. Aufstieg der nationalsozialistischen Partei zur Macht". Antisemitische Äußerungen Pacellis oder nachgiebige Formulierungen gegenüber den Nationalsozialisten sind darin nicht zu erwarten. Nach einer Woche

Berliner Zeitung 28.02.2003 - 2

Akteneinsicht findet man eher Gegenteiliges. Wie die Kopie eines Schreibens, das Pacelli am 4.4.1933 per Express über die italienische Staatspost an den Berliner Nuntius Orsenigo schickte: "Eccellenza Reverendissima, hohe israelitische Würdenträger haben sich an den Heiligen Vater gewandt, um dessen Intervention gegen die Gefahr antisemitischer Exzesse in Deutschland anzurufen. Weil es in der Tradition des Heiligen Stuhls steht, seine universale Mission des Friedens und der Fürsorge für alle Menschen zu erfüllen, gleich welcher sozialen Lage oder Religion sie angehören mögen, . beauftragt der Heilige Vater Eure Exzellenz festzustellen, ob und wie es möglich ist, im erwünschten Sinne zu wirken."

Ob die in den Quellen zu findenden Äußerungen eher isolierte folgenlose Bemerkungen darstellten oder ein konstantes Anliegen kurialer Politik waren, bleibt in den nächsten Monaten in detaillierter Archivarbeit festzustellen. Der innervatikanische Entscheidungsprozess unter Pius XI. wird sich am Beispiel der Deutschlandpolitik in einer längeren Entwicklungslinie analysieren lassen. Doch die eigentliche Herausforderung für die historische Forschung kommt erst in drei Jahren, wenn auch die übrigen Archivalien dieses Pontifikates zugänglich werden.

Die Verfasser forschen am Deutschen Historischen Institut in Rom.

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift:
Feuilleton
Ressort: Feuilleton

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.04.2003, Nr. 98, S. 48

MICHAEL MATHEUS

Mainzer in Rom

Michael Matheus, Jahrgang 1953, Professor in Mainz, hat im Oktober vergangenen Jahres die Leitung des Deutschen Historischen Institutes in Rom übernommen. Den Nachfolger von Arnold Esch, der sich in der italienischen Gelehrtenrepublik höchstes Ansehen erworben hatte, erwartet in jeder Hinsicht eine schwierige Aufgabe: Das renommierte Institut muß sich um die Erhaltung seiner Selbständigkeit mühen, seit ein umstrittenes Stiftungsmodell seinen rechtlichen Status bestimmt. Johannes Fried, der produktivste Mediävist seiner Generation, hatte wegen dieser Querelen den römischen Ruf zurückgegeben. Mit den übrigen geisteswissenschaftlichen Auslandsinstituten unter einem Dach zusammengefaßt, muß das DHI künftig "im Verbund" entscheiden.

Matheus, der sich als "grundsätzlich optimistisch" bezeichnet, muß auf Kontinuität setzen: Geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung ist für ihn unentbehrlich, wie sie das römische Institut betreibt, das sich der Erforschung der jahrtausendealten Geschichte der Beziehungen zwischen Deutschland und Italien widmet. Zu Rom hat der Wissenschaftler nicht nur durch frühere Studienaufenthalte, die eine Lehrtätigkeit an der römischen Universität "La Sapienza" einschlossen, zweifellos besondere Nähe. Als gebürtigem Moselaner bedeuten ihm die vielzitierten Wege nach Rom, ob sie nun die Geschichte des Weinbaus oder die der geistlichen Institutionen betreffen, vertraute Landesgeschichte. Sein Studium hat er in Trier mit einer Arbeit über die mittelalterliche Geschichte dieser, wie er sagt, "romähnlichsten" Stadt abgeschlossen. In Rom möchte er den wissenschaftlichen Nachwuchs früh am internationalen Austausch teilhaben lassen, auch die Zusammenarbeit mit den Archäologen fördern; er selbst hat an einer Grabungskampagne der British School at Rome teilgenommen, die einer mittelalterlichen Pilgerstation an der alten Via Francigena galt.

Auf alten Pilgerwegen vollzog sich der "kulturelle Transfer" zwischen den nördlichen Teilen des Heiligen Römischen Reiches und Rom. Austausch, Vermittlung, Umwandlung: Für den Historiker Matheus, der auch Politikwissenschaft und Germanistik studierte, ist europäische Geschichte selbstverständlich Kulturgeschichte. In seiner Antrittsrede über "Rom und Mainz. Italienische und deutsche Universitäten im fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhundert" hat er kürzlich nicht nur einen Schwerpunkt seiner Arbeit, Universitäts- und Bildungsgeschichte, vorgestellt, der an Eschs Interessen anknüpft, sondern auch auf die Verflechtung der landesgeschichtlichen Forschung mit derjenigen zur europäischen Geschichte hingewiesen.

Matheus rückt alte Zeiten in ein aktuelles Licht: Seine Schilderung einer deutschen Universitätsgründung, wie sie sich 1477 im erzbischöflich regierten Mainz vollzog, gab Auskunft über Finanz- und Prestigeinteressen, auch über die unternehmerische Beweglichkeit damaliger Zeitgenossen, die, im Geist humanistischer Bildung ein frühes Geschichtsbewußtsein fördernd, quer durch Europa reisten. Beim Zuhörer entstand der Wunsch, daß die schemenhaften Forderungen nach "Flexibilität" und "Internationalität" mit Hilfe des Historikers sich wieder an konkreten Bildungszielen und der Geschichte europäischer Bildungsinstitutionen orientieren möchten.

MARGARETHA HUBER

Bildunterschrift: Foto DHI Rom

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Der Mainzer Professor Michael Matheus ist seit einem Jahr Leiter des Deutschen Historischen Instituts in Rom – Schon früh vom Bazillus befallen

Seit etwas mehr als einem Jahr leitet Professor Michael Matheus das Deutsche Historische Institut in Rom. Für die Dauer von fünf Jahren hat sich der Geschichtswissenschaftler an der Uni Mainz berurlauben lassen. Die MRZ sprach mit Matheus über seine bisherigen Erfahrungen.

■ Aus Rom berichtet
Cristina Hoffmann

ROM. Rom. Stadt der Liebe, der Moderne, der Gemießer. Kolosseum und Spanische Treppe, Petersdom und Sixtine Kapelle – eine schier unermessliche Anzahl weltberühmter Sehenswürdigkeiten prägt die Hauptstadt des alten Europas, wie schon Goethe ehrfürchtig voll bemerkte. Antike, Mittelalter, Renaissance und Moderne liegen dicht beieinander. Noch heute verbinden die alten Römerstraßen die Stadt mit der Umgebung. Gegensätze wie man sie in kaum einer anderen Metropole mehr findet. Zu beneiden sind all jene, die nicht als Touristen durch die malerischen Gassen streifen und der Ewigen Stadt nach wenigen

Tagen den Rücken kehren müssen. Das dachte sich auch Professor Michael Matheus, als er im Oktober vorigen Jahres Mainz verließ: Für zu nächst fünf Jahre übernahm er die Leitung des 1888 gegründeten Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom.

Bereits 1971, auf einer Italienreise, hat mich der Rom-Bazillus befallen“, bekennt der Mainzer Geschichtswissenschaftler. „Damals dachte ich jedoch keineswegs daran, dass ich einmal längere Zeit in dieser Stadt leben würde.“

Dank eines Stipendiums wollte Matheus Ende der 80er Jahre schon einmal in der italienischen Hauptstadt. Anfang der 90er war er dann noch einmal als Gastdozent am DHI und an der Universität „La Sapienza“ tätig. Mit der Sprache hatte Matheus folglich keine Probleme – im Gegensatz zu seiner Frau, die bis vor einem Jahr noch kein Italienisch konnte. „Mittlerweile spricht sie aber fast besser als ich“, sagt Matheus und ergänzt verschmitzt: „Meine Frau musste sich nach dem Umzug nämlich mit italienischen Handwerkerkern auseinandersetzen.“

In Detail

Deutsches Historisches Institut

Gegründet wurde das Deutsche Historische Institut in Rom 1888, sieben Jahre nach der Öffnung des Vatikanischen Archivs durch Papst Leo XIII., damals noch als „Königlich Preussische Historische Station“. Aufgabe des Instituts ist die Erforschung der italienischen und deutschen Geschichte, insbesondere der Beziehungen zwischen beiden Seiten.



Fühlt sich wohl in der Ewigen Stadt: Professor Michael Matheus. ■ Foto: Cristina Hoffmann

Die Wohnung des Ehepaars Matheus befindet sich im pittoresken Stadtteil Trastevere, der auf Grund seiner vielen kleinen Restaurants, Bars und engen Gässchen besonders viele Menschen anzieht. Als Privileg empfindet es der 50-Jährige durchaus, in der Stadt der Liebe zu leben. „Die Arbeit ist sehr interessant, ich lerne viele Leute kennen, nehme an Veranstaltungen teil, die ich ansonsten nicht besuchen könnte.“ Als besonders faszi-

nierend empfand Matheus die Heiligensprechung Mutter Teresas. Aber auch die Einladung zum 25. Dienstjubiläum von Papst Johannes Paul II. freute ihn. „Leider musste sich meine Frau das Festkonzert alleine anschauen“, sagt der Vielbeschäftigte. Matheus selbst wollte zu dieser Zeit nämlich berufsbedingt in Trento. Gerne erinnert sich der Direktor des DHI an ein Spezialseminar zur Geschichte Roms. Die Kontakte verschiedener

Wissenschaftler ermöglichen ihm den Aufstieg in Schwindelerregende Höhen: „Wir kletterten auf Gerüste, an deren Bauwerken Restaurierungen vorgenommen wurden.“ Auch unterirdisch war Matheus bereits aktiv. „Bei einem anderen Seminar spazierten wir unter dem Petrus-Grab herum.“ Neben der Fortsetzung der Forschungsstätigkeiten legt Matheus großen Wert auf die Vernetzung des DHI mit Universitäten. Auch eine Intensi-

vierung der Kontakte nach Mainz im Bereich der Musikwissenschaften strebt er an. „Praktikanten und Stipendiaten sind immer willkommen.“ Gelassenheit prägt das römische Lebensgefühl, ein echter Römer nimmt das Leben leicht. „Von diesem Wesenszug kann man viel profitieren“, sagt Matheus. „Die Menschen hier sind ausgesprochen freundlich, sehr offen und nett zueinander.“

Allerdings dürfe man auch die negativen Seiten nicht übersehen. „Viele Deutsche, die in Italien gelebt haben, finden den Weg nicht mehr zurück. Sie verrötern sozusagen“, erklärt Matheus. „Sie imitieren alles, was sie toll finden. Auch wenn sich ein Italiensornie verhalten würde.“

Eine weitere Gruppe Deutscher komme mit dem Chaos der Südländer in vielen Bereichen überhaupt nicht zurecht. Wieder andere profitierten von der Lebenslust der Italiener, nähmen die negativen Seiten aber auch wahr. „Es ist auch sehr anstrengend, in Rom zu leben“, sagt Matheus.

Wer von einem Ort zum anderen möchte, wird auf harte Geduldsproben gestellt. Trotz Staus, Lärm, Abgasen und Parkplatzmangel verzichten die Römer nämlich ungern aufs Auto, bestmfalls steigen sie auf stinkende Zweiräder um. Doch entgegen der weit verbreiteten Meinung, in Rom sei es unmöglich Auto zu fahren, stellt Matheus fest: „Die Römer beherrschen dies perfekt. Sie können sich auf der Straße sehr gut organisieren.“

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift:
Feuilleton
Ressort: Feuilleton

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 04.11.2003, Nr. 256, S. 35

Früher war mehr Arkadien

Hoppenstedt bewältigt: Die deutschen Kulturinstitute in Rom

ROM, 3. November

Wie sehr die Deutschen Rom verfallen sind, zeigt sich bereits an der außergewöhnlichen Anzahl deutscher Kulturinstitute, Bibliotheken, Forschungsstätten, die locker die Präsenz anderer Nationen in der Ewigen Stadt übertrifft. Neben weltweit anerkannten Prestige-Instituten wie der Bibliotheca Hertziana oder der Villa Massimo gibt es inzwischen mit der Casa Goethe sogar ein deutsches Museum in Rom. Die wechselvolle Historie deutsch-römischer Kultureinrichtungen im zwanzigsten Jahrhundert, Anlaß einer Tagung im Deutschen Historischen Institut an der Via Aurelia Antica, beweist jedoch, daß die germanische Liebe zur europäischen Umetropole nicht immer selbstlos war und beileibe nicht immer erwidert wurde.

So konnte der Institutsdirektor Michael Matheus am fünfzigsten Jahrestag der Wiedereröffnung nach dem Zweiten Weltkrieg auf eine turbulente Vorgeschichte der schließlichen Versöhnung hinweisen. Der Abtransport der deutschen Bibliotheken durch die Wehrmacht - nach einem wohl in Rom vorbereiteten "Führerbefehl" - war eindeutiger Rechtsbruch, hatte sich doch auch das Historische Institut nach dem Ersten Weltkrieg vertraglich verpflichtet, die Bücher der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und sie nicht aus der Stadt zu entfernen. Für diese Regelung hatte sich der damalige Unterrichtsminister Benedetto Croce stark gemacht; der berühmte Philosoph war dann um so bitterer erzürnt und setzte sich schon im Juni 1945 für die Rückführung und Italianisierung der Institute ein, deren Bestände in österreichischen Salzbergwerken und im fränkischen Pommersfelden wundersamerweise unversehrt überdauert hatten.

Arnold Esch, Matheus' Vorgänger im Direktorenamt, erinnerte daran, daß der Zug mit der Institutsbibliothek von alliierten Bomben getroffen und in einem Flußtal bei Perugia versenkt wurde, wobei aber ausgerechnet die beiden Bücherwaggons die Katastrophe überstanden. Während nach dem Krieg die Institute der Treuhänderschaft einer "Unione" unter Federführung schwedischer, britischer und amerikanischer Kulturdiplomaten unterstellt wurden, war es ein Veto des amerikanischen Außenministeriums, das 1949 eine beinahe perfekte Übereignung an Italien verhinderte. Dabei waren wohl, wie Esch berichtete, Bedenken gegen eine unpreußische Verwaltung und Finanzierung durch Italien im Spiel, wie das sogar ein Bernard Berenson befürchtet hatte.

Schließlich aber führte dann die politische Aussöhnung Italiens mit der Bonner Republik zur Restitution des Historischen Instituts. Als Konrad Adenauer sich 1951 beim ersten ausländischen Staatsbesuch durch den Archäologen Ludwig Curtius das Forum Romanum zeigen ließ und der deutsche Bundeskanzler einmal ehrwürdiger Ruinen als in den deutschen Städten kennenlernte, hatte eine ebenfalls rheinische Gelehrtengruppe schon die Fäden für die Kontinuität der Institute in Rom gezogen. Michael Matheus konnte ein Netzwerk von Vorkriegsstipendiaten namhaft machen, die nun - gruppiert um die Bonner Universität - ihren Kampf um Rom erfolgreich bestreiten sollten.

Forscher wie Friedrich Baethgen, Gerd Tellenbach, Hubert Jedin und auch der neue Direktor Walther Holtzmann hatten gleich nach Kriegsende unbürokratisch die Besoldung verbliebener Angestellter geregelt, in Zusammenarbeit mit den Monumenta Germaniae Historica Buchkäufe getätigt und über ihren alten Rom-Freund Theodor Klauser, bis 1954 Chef des DAAD, neue Wege der Finanzierung gefunden. Die wissenschaftliche Kontinuität, die Matheus nach 1945 an der Publikation von Kaiser- und Papsturkunden festmachte, hatte freilich auch einen Nebensinn: Gerade die vermeintlich ideologiefreie Mediävistik war ja in Hitler-Deutschland in Propaganda und - bei der "Ostforschung" - auch in Verbrechen verstrickt. Auf dem Boden dieser Fernvergangenheit konnten sich nach dem Krieg Belastete und Unbelastete treffen.

Besonders heikel war die Kontinuität in der Bibliotheca Hertziana, in deren "Goethesaal" kurz nach der Machtergreifung Göring und von Papen zu "Führers Geburtstag" Ansprachen hielten, wie Christoph Thoenes berichtete. Die Stiftung einer jüdischen Mäzenin, Henriette Hertz, wurde 1934 vom neuen Regime usurpiert; Juden durften nicht mehr in die Bibliothek, die nun von Hitler- und Mussolini-Büsten verunziert war; der Name wurde geändert. Die Nazis richteten für den "verkrachten Kunsthistoriker" Hoppenstedt, einen frühen Weggefährten Hitlers, gar eine zweite Direktorenstelle ein. Der ließ fortan rasekundliche Schädelmessungen an antiken Skulpturen durchführen und regte erbblologische Spekulationen zur Kunstgeschichte an.

Nach 1945 bekam die Hertziana zwar mit Franz Graf Wolf Metternich einen neuen Leiter, doch der Parteikarrierist, dem Hitler einst die akademischen Titel verliehen hatte, weilte als geachteter Eminent und Opa Hoppenstedt - "ein stiller freundlicher Mensch", so Zeitzeugen - noch bis in die sechziger Jahre als Gast in der Hertziana. Nicht viel besser sah es bei den Archäologen aus, wo der SS-Obersturnbannführer Siegfried Fuchs als zweiter Direktor die Kollegen auf Linie brachte und lieber Gotenkastelle als klassische Altertümer ausgraben ließ - wie bis November 1942 bei Forti geschehen. Thomas Fröhlich erwähnte auch die schlechte Figur, die der Direktor Amim von Gerkan bei der Entlassung jüdischer Mitarbeiter gemacht hatte.

Das Arkadien, das Rom nicht erst seit Goethe für gebildete Deutsche darstellt, wurde auch im Falle der Villa Massimo erst durch die Stiftung eines jüdischen Mäzens zum finanziell ausgepolsterten Traumort deutscher

FAZ 4.11.2003 - 2

Künstler. Die Ehrentafel für diesen Eduard Amhold hatte der Pförtner - als Römer in den Wechselfällen der Historie unendlich gewitzt - vorsorglich im Keller aufbewahrt. Der heutige Direktor der Villa Massimo, Joachim Blüher, legte dar, warum es bis 1956 dauerte, ehe dieses letzte der deutschen Kulturinstitute zurückgegeben wurde. Denn nach dem Krieg hatten sich in der "offenen Stadt" italienische Künstler, etwa der kommunistische Maler Renato Guttuso, in den so luxuriösen wie begehrten Ateliers eingenistet, um so ihre persönliche Wiedergutmachung von den verhaßten Deutschen zu erwirken.

In den Ateliers der Villa Massimo verabschiedete die römische Avantgarde in den späten vierziger Jahren Manifeste für eine "kommunistische Abstraktion", bis dann Parteichef Togliatti die Genossen wieder zum realistisch-heroischen Proletenbild zurückbeordnete. Als sich dann die Rückgabe an die Bundesrepublik abzeichnete, mobilisierten die Künstler die römische Öffentlichkeit; "Widerstand bis zum Äußersten" kündigte etwa Guttuso in Resistenza-Terminologie an. Als dann nach dem Kulturabkommen von 1956 zwischen Adenauer und De Gasperi, der den Krieg ja auch als Bibliothekar einer Kultureinrichtung im Vatikan überdauert hatte, italienische Polizei zur Räumung anrückte, schreckte Botschafter Clemens von Brentano vor Gewalt zurück.

Das Problem löste sich durch die wirtschaftlich erzwungene Sanftheit diverser Künstler - oder gleich durch den Übertritt zur Democrazia Cristiana, die fortan die Staatsaufträge zu vergeben hatte. Doch sogar die DDR, die dergleichen Manöver noch unter Botschafter Klaus Gysi bis in die sechziger Jahre fortsetzen sollte, hatte beharrlich - und nicht ohne List - als wahre Rechtsnachfolgerin Preußens die Villa oder wenigstens die Hälfte für sich reklamiert. Das scheiterte dann nicht nur an der europäischen Einbindung Italiens, sondern auch am Unwillen der DDR, für die von den historischen Verbrechen verursachten Schulden aufzukommen. Doch selbst die deutschen Kommunisten setzten den schicksalhaften deutschen Drang nach Süden seit Cimbern und Teutonen mit einem linientreuen "Centro Thomas Mann" in Rom fort. Einzig diese späte Neugründung sollte den Kalten Krieg nicht überdauern.

DIRK SCHÜMER

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Bresciaoggi

«Orrori del Novecento» al Sancarlinò

Totalitarismo estremo: con Lutz Klinkhammer si parla di nazismo

Lo studioso intervistato da Alceo Riosa

Secondo appuntamento oggi per il ciclo della memoria «Gli orrori del '900: i totalitarismi», nell'ambito del Lunedì del Sancarlinò promossi dalla Provincia di Brescia. Dopo l'affollatissimo incontro con Victor Zaslavsky, che la scorsa settimana è intervenuto sul tema del bolscevismo, oggetto dell'appuntamento odierno (alle ore 18 nell'auditorium di corso Matteotti 6) è «Il nazismo: un totalitarismo estremo».

A parlare è stato invitato uno dei maggiori esperti dell'argomento, Lutz Klinkhammer, studioso di storia italiana e tedesca dell'Otto e Nove-



Lutz Klinkhammer

cento con particolare interesse per la storia fascismo e del nazismo. Tra le sue pubblicazioni «L'occupazione tedesca in Italia» (Torino, Bollati Boringhieri 1993, 2a edizione 1996) e «Stragi naziste in Italia. La guerra contro i civili 1943/44» (Roma, Donzelli, 1997). Nel 2003, con Carlo Gentile e Steffen Prauser, ha pubblicato «I nazisti. I rapporti italo-tedeschi nelle foto dell'Istituto Luces» (Roma, Editori Riuniti).

Nato nel 1960, Klinkhammer ha studiato storia, storia dell'arte e scienze politiche all'Università di Trier. Ha conseguito la laurea in storia contemporanea nel 1985 ed il dottorato di ricerca in storia contemporanea nel 1991. Ricercatore al dipartimento di storia della facoltà di lettere dell'

Università di Colonia dal 1992 al 1999. Borsista della Fondazione «Historisches Kolleg» a Monaco di Baviera 1997/98, borsista della Fondazione Alexander von Humboldt all'Università di Parigi-Sorbona 1998/99, dal 1999 è dirigente della sezione di storia contemporanea all'Istituto storico germanico di Roma. Professore di Storia dell'Europa contemporanea all'

Università della Tuscia in Viterbo, si occupa di storia italiana e tedesca dell'Ottocento e del Novecento, con un particolare interesse per la storia fascismo e del nazismo, della Seconda Guerra Mondiale e dell'Europa napoleonica.

Klinkhammer sarà intervistato da Alceo Riosa, uno dei più autorevoli storici del movimento operaio, del sindacalismo rivoluzionario e del riformismo sindacale e politico nell'Italia del primo Novecento, ordinario di Storia contemporanea presso la Facoltà di Scienze politiche dell'Università di Milano e direttore del Centro studi «Europa: Storia e Comunicazione».

In programma prossimamente gli interventi di Domenico Fisichella (26 gennaio) e Giovanni Sabbatucci (2 febbraio). Il ciclo della memoria è curato da Roberto Chiari, storico e saggista, professore ordinario di Storia dei partiti e dei movimenti politici all'Università di Milano.

Rhein Zeitung 23.04.2004

Geschichtliches mit Zugkraft

Dreiteilige Veranstaltungsreihe in der Schlossakademie Dhaun

SCHLOSS DHAUN. Entsprechend seiner Tradition und seinem historischen Ambiente war Schloss Dhaun gleich dreimal Ort für Veranstaltungen, bei denen sich fast alles um Geschichte drehte. „Kirche und städtische Gesellschaft im Spätmittelalter“ war das Thema einer internationalen Historikertagung in den renovierten Räumlichkeiten der Schlossakademie. Die mit Schloss Dhaun bestens vertraute Dr. Sigrid Schmitt vom Historischen Seminar III der Universität Mainz hatte in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Michael Matheus vom Deutschen Historischen Institut in Rom die Tagung organisiert.

Der Einladung waren rund 70 Teilnehmer aus fast allen Teilen Deutschlands, der

Schweiz, Italien und Frankreich gefolgt. Der gute Gesamteindruck nährte bei den Organisatoren die Hoffnung, Schloss Dhaun auch zukünftig zum Tagungsort ähnlicher Symposien machen zu können. Die hochkarätig besetzte und von der Thyssen-Stiftung unterstützte wissenschaftliche Tagung war mit zwei Exkursionen zum Kloster Disibodenberg und zur ehemaligen Stiftskirche St. Johannisberg sowie einer Weinprobe verbunden.

Von „Wirtschaft und Gesellschaft im späten Mittelalter“ handelte ein Geschichtsseminar, das eine mehr als zehnjährige Tradition aufweist damals die ehemaligen „Burgenseminare“ fortsetzte. In der Leitplanung der

Schlossakademie Dhaun lag auch die Veranstaltung eines Genealogie-Seminars, das nach einjähriger Unterbrechung erstmals als Frühjahrsveranstaltung auf Dhaun stattfand (wir berichteten). Die Hoffnung darauf, bekannte Gesichter wiederzusehen und die Erwartung, was sich hinter „ausgesuchten Aspekten zur genealogischen Forschung“ verbirgt, führte zahlreiche Freunde dieser historischen Teilwissenschaft aus Rheinland-Pfalz und den angrenzenden Bundesländern nach Dhaun.

Auch das beliebte Genealogie-Seminar soll im nächsten Jahr im Veranstaltungskatalog der Dhauner Schlossakademie wieder einen Programmpunkt bilden.

Deutsche in Italien

Kultursommer: Vorträge im Haus am Dom

sb. „Deutsche in Italien“, so lautete der Titel zweier Vorträge im Rahmen der Kultursommerreihe „Italia – Germania“. Und fast hätte man dem Wetter Absicht unterstellen mögen, dass sich angesichts der heißen Temperaturen ein Großteil der Bevölkerung tatsächlich in südländische Gefilde versetzt wähnte. Doch trotz – oder vielleicht gerade wegen – der Hitze wolle versammelte sich eine ansehnliche Gruppe Wissbegieriger im Haus am Dom, das mit dicken Wänden und kühlen Räumen lockte.

Zum Vortrag geladen waren zwei Spezialisten für den italienisch-deutschen Kulturaustausch: Prof. Dr. Michael Matheus war lange Jahre Geschichtsprofessor an der Mainzer Universität, bevor er an das Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom wechselte, sein Kollege Dr. Lutz Klinkhammer studierte und promovierte in Trier und arbeitet seit 1999 ebenfalls am DHI.

Der erste Teil des Abends wurde von Prof. Matheus bestritten, der sich in seinen Ausführungen über deutsche beziehungsweise deutschsprachige Besucher in Italien auf das Spätmittelalter und die Renaissance konzentrierte. Dabei standen allerdings nicht bekannte Persönlichkeiten wie etwa Albrecht Dürer, der sich zu Studienzwecken in Italien aufhielt, im Vordergrund. Viel-

mehr galt das Interesse den Migrationsströmen, die sich nicht in einem befristeten (Bildungs-) Aufenthalt, sondern in der langfristigen Niederlassung der Migranten äußerten.

Matheus skizzierte anschaulich verschiedene Phasen und Ursachen für die Zuwanderung und kennzeichnete diese als ein Massenphänomen bereits im vermeintlich dunklen und fest gefügten Mittelalter.

Dr. Lutz Klinkhammer wandte sich in seinem anschließenden Vortrag dem 20. Jahrhundert zu und stellte hierbei besonders politische Beziehungen wie das Verhältnis zwischen Hitler und Mussolini, den italienischen Kriegsausritt und die anschließende Besetzung in den Vordergrund. Aber auch Phänomene wie Massentourismus, Fußball und Rennsport fanden Berücksichtigung.

Besonders interessant erschienen die zuweilen gegenläufigen Querverbindungen zwischen den beiden Vorträgen, die teils zum Schmunzeln anregten: So erfuhren die Zuhörer, dass im mittelalterlichen Trient auf Bergbau spezialisierte „Gastarbeiter“ aus dem Norden benötigt wurden, und dass die Welle der Pizza- und Pasta-Imbisse in Deutschland ihren Gegenpart in einer Vielzahl von im Italien der Renaissance tätigen und erfolgreichen deutschen Gastwirte findet.

Berliner Zeitung

Archiv » 2004 » 06. September » Sachbuch

Textarchiv

Kalkuliertes Schweigen

Peter Godman fragt, warum Pius XI. und Pius XII. Rassismus und Faschismus nur leise verurteilten

Lutz Klinkhammer

Silendum" - wir sollten schweigen. "Doch wenn jemand etwas tun möchte, so sollte es unser aller Vater sein." Die wenig spektakulär klingende Aussage ist die zentrale Stelle im Buch des Historikers Peter Godman. Sie stammt aus den - bis vor kurzem verschlossenen - Archiven der "Kongregation des Heiligen Offiziums", besser bekannt als "Inquisition". Das Zitat von 1936 zeigt, dass Papst und Kardinäle den Plan einer groß angelegten Verurteilung der Irrlehren des 20. Jahrhunderts auf "unbestimmte Zeit" vertagt hatten. Die gemeinsame Verdammung von Rassismus, (faschistischem) Totalitarismus und Kommunismus war geplatzt. Dabei war "der große Wurf" im Vatikan weit gediehen: Seit über zwei Jahren war eine große Enzyklika vorbereitet, beurteilt und diskutiert worden. Der Berg hatte gekreißt und noch nicht mal eine Maus geboren. Warum?

Als die Kardinäle des Heiligen Offiziums am 18. November 1936 in Anwesenheit des Papstes und des "Außenministers" Kardinalstaatssekretär Pacelli zusammenkamen, verzichteten sie nahezu einstimmig auf die Enzyklika, die Kommunismus, Nationalsozialismus und faschistischem Totalitarismus als Häresien des 20. Jahrhunderts angeprangert und öffentlich bloßgestellt hätte. Übrig blieb die Verurteilung des Kommunismus, die dann in der Enzyklika "Divini Redemptoris" vom 19. März 1937 ausgesprochen wurde. Eine Verdammung der Nazis und der Faschisten war im Vatikan plötzlich nicht mehr opportun.

Es gab dafür handfeste politische Gründe: die faschistische Intervention in Spanien und die Annäherung von Mussolini und Hitler, die in der "Achse Berlin-Rom" sichtbar wurde. Die Faschisten hatten sich zusammengetan, um den "atheistischen Bolschewismus" zu bekämpfen - die "Internationale des Barbarismus", wie die italienische Jesuitenzeitschrift schrieb.

Die antikommunistische Politik habe im Vatikan eine höhere Priorität genossen als die Verteidigung der Glaubenslehre, schreibt Godman, der an der römischen Universität La Sapienza lehrt. Zwar wurden auch die Nazis von einer Verurteilung nicht verschont: die am Palmsonntag 1937 von den Bischöfen verlesene Enzyklika

"Mit brennender Sorge" sei aber, so Godman, hinter den vatikanischen Möglichkeiten und Vorbereitungen zur Verurteilung des Rassismus weit zurückgeblieben. Der Papst habe davor zurückgeschreckt, die "Irrtümer des Zeitalters" in einer Form zu verdammen, die den Vatikan nicht nur mit den Nazis und den Kommunisten, sondern auch mit den italienischen Faschisten in Konflikt gebracht hätte. Man wird diese These erst ab 2006 verifizieren können, wenn das Vatikanische Geheimarchiv für den ganzen Pontifikat Pius XI. von 1922 bis 1939 freigegeben sein wird.

Godman greift auch den seit 40 Jahren diskutierten Vorwurf auf, dass Papst Pius XII. (1939-1958) - der vormalige Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli - angesichts der Judenverfolgung und des Holocaust geschwiegen habe. Er will zeigen, dass dessen Strategie sich längst herausgebildet hatte, bevor Pacelli im März 1939 den Thron des Petrus bestieg. Godman unterstreicht die Kontinuität in der Politik der beiden Pius-Päpste und verdoppelt so die Verantwortung der beiden Stellvertreter Christi: hätten sie doch zu ihrem "beredten Schweigen" durchaus eine andere Wahl gehabt. "Doch sie zogen es vor., den Nazis und Faschisten nicht den Krieg' zu erklären". Das "notorische Schweigen" Pius' XII. habe die um nichts weniger auffällige Stummheit Pius' XI. konsequent fortgesetzt. Der Vatikan habe protestiert und appelliert, doch innerhalb enger Grenzen, die durch Diplomatie und Konkordat klar bestimmt waren. Diese "Zurückhaltung bedeutete Sicherheit".

Pius XI. habe 1937/38 dem kritischeren Heiligen Offizium das Thema "Nationalsozialismus" entzogen, um einen weicheren Kurs zu steuern, den ihm sein Kardinalstaatssekretär Pacelli nahe gelegt habe. Wie aber passt es dazu, dass Pius XI. im Juni 1938 den Text zu einer Enzyklika in Auftrag gab, die den Rassismus verdammen sollte? Der fertig gestellte Entwurf wurde erst in den Neunzigern der Öffentlichkeit bekannt als die "verschwundene Enzyklika". Godman misst dem Papier keine große Bedeutung bei: der Papst habe sich mit dem Auftrag nicht auf eine Veröffentlichung festgelegt.

Doch ein solcher Vorbehalt im Moment der Auftragsvergabe erscheint nicht sehr plausibel. Klar werden jedenfalls die Nuancen dieser Politik der (Nicht-) Verurteilung: die zurückhaltend formulierte "Instruktion" gegen Rassismus, die Pius XI. im April 1938 in seiner Funktion als Präfekt der Kongregation für die Universitäten an die katholischen Rektoren ausgab, hatte in jedem Fall eine geringere Bedeutung, als sie eine Verurteilung durch das Heilige Offizium gehabt hätte.

Der Entscheidungsprozess im Vatikan erscheint bei Godman zum Teil als chaotisch: "Die verschiedenen Teile der Kurie waren dürftig aufeinander abgestimmt. Der Papst benutzte die Dikasterien (die Ministerien) des Vatikans,

Berliner Zeitung 06.09.2004 - 3

wie es ihm gerade gefiel." Deutlich wird aber, dass der Papst stets informiert und bei vielen der wichtigen Kongregationssitzungen anwesend war. Er entschied in letzter Instanz und alleinverantwortlich. Zudem war der Kreis der wichtigen Kurienkardinäle klein.

Anschaulich schildert Godman die vatikanische Bühne mit ihren Akteuren: dem Papst und seinem Kardinalstaatssekretär, den Kardinalsekretären der Inquisition Merry del Val und Sbarretti, dem Nuntius Orsenigo in Berlin, den Konsultoren des Heiligen Offiziums. In diesem Schaustück nimmt der österreichische Titularbischof Alois Hudal eine prominente Rolle ein. Hudal betrieb ein Doppelspiel: er brachte Rosenbergs "Mythus des 20. Jahrhunderts" zur Anzeige und erwirkte, dass das nationalsozialistische Machwerk auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde. In der Öffentlichkeit aber versuchte er, als Brückenbauer zwischen der Kirchenhierarchie und Hitler zu wirken. Der "Hoftheologe der Partei", wie er auch genannt wurde, glaubte offenbar an die Möglichkeit einer Verbindung von Katholizismus und Nationalsozialismus, wenn man letzteren von seinem heidnischen Flügel gereinigt habe.

Allerdings wurden Hudals Ideen schon 1938 als Wahnvorstellungen eines Außenseiters abgetan. Godman gibt dem Konsultor Hudal, der in der Kurie eine Randfigur blieb, zu großes Gewicht, wenn er dessen "Doppelzüngigkeit" auf eine Ebene mit den kirchenpolitischen Strategien des Kardinalstaatssekretärs Pacelli einerseits und des "Heiligen Offiziums" andererseits stellt.

Hier zeigt sich ein generelles Problem des Buches: Godman webt einen Dokumenten-Teppich, in dem jeder Text den gleichen Wert zu haben scheint. In dem Drama, das Godman auf der Bühne des Apostolischen Palastes inszeniert, wird der Wortlaut der Texte wiedergegeben, aber nicht nach ihrem Hintersinn gefragt. Deutlich werden hingegen die subtilen Instrumente, die der Papst fein abgestuft einsetzte, um sich von bestimmten politischen Positionen in diplomatischer Form zu distanzieren. Der Bannstrahl des Interdikts traf unter Pius XII. nur den atheistischen Kommunismus. Die Politik der Konkordate mit NS-Deutschland und dem faschistischen Italien hatte somit ihren, im Vatikan bewusst kalkulierten Preis.

Der Rezensent ist Mitarbeiter des Deutschen Historischen Instituts Rom.

 Peter Godman: Der Vatikan und Hitler. Die geheimen Archive. Aus dem Englischen und Lateinischen von Jens Brandt. Droemer Knaur Verlag, München 2004. 368 S., 19,90 Euro.

Foto: Berlin, 1929: In den Kroll'schen Festsälen wird der scheidende Nuntius Eugenio Pacelli verabschiedet. Der spätere Papst Pius XII. sitzt links vor der Treppe.

Crociate, castelli e chiese ecco i normanni di Puglia

Repubblica — 05 ottobre 2004 pagina 12 sezione: GIORNO E NOTTE

C'era una volta la Puglia al tempo dei normanni. E c'è ancora, perché, a ben guardare, è rimasta sotto gli occhi tutti. Ora nelle tracce che contrappuntano il sistema pugliese dei castelli, «piuttosto che in luoghi di culto? osserva lo storico Raffaele Licinio? come nella valorizzazione di alcune città a danno di altre, proprio Bari per esempio che durante l'età normanna acquista una sua identità e autorevolezza. Lo stesso arrivo delle reliquie di San Nicola avvenne una quindicina d'anni dopo la presa della città da parte di Roberto il Guiscardo. Ed è ancora grazie ai normanni che la Puglia si proietterà in maniera più decisa verso l'Oriente: alcuni dei conquistatori normanni saranno infatti protagonisti della Prima crociata, partita soprattutto dalla Puglia». Ma per riguardare le pagine della storia medievale pugliese e dello stesso Mezzogiorno si sono dati appuntamento, da stamattina e fino a venerdì prossimo, storici medievisti provenienti dalle comunità accademiche italiane e francesi. Si ritroveranno al Salone degli affreschi di palazzo Ateneo dell'Università di Bari, in occasione delle biennali Giornate di studio normanno-sveve che, giunte alla loro sedicesima edizione, avranno per tema d'indagine "I caratteri originari della conquista normanna. Diversità e identità nel Mezzogiorno (1030-1130)". L'iniziativa è del Centro di studi normanno-svevi che, dopo vent'anni di direzione di Giosuè Musca, è oggi diretto dal medievista barese Raffaele Licinio. «Quali sono stati, storicamente? spiega Licinio - i caratteri originari della conquista normanna, e come si sono precisati, anche grazie ai Normanni, gli elementi di identità e diversità del Mezzogiorno? Sono temi di grande rilievo nella storia medievale europea e mediterranea, e che investono problemi che oggi siamo soliti definire di lunga durata, quelli cioè che lasciano segni ed eredità in una storia che giunge sino al nostro presente. E' in virtù di queste considerazioni che riteniamo le giornate di studio normanno-sveve non solo un affare per addetti ai lavori, bensì un'occasione importante per riscoprire qualche elemento della nostra identità socioculturale». Quanto ai lavori delle giornate di studi, il discorso di apertura sarà dello storico francese Pierre Toubert (Università di Parigi) mentre, nelle quattro giornate a venire, sono attese le relazioni di studiosi provenienti da università italiane e straniere: Mathieu Arnoux e Jean-Marie Martin (da Parigi) e gli italiani Giovanni Cherubini, Salvatore Tramontana, Aldo Settia, Mario Gallina, Gabriella Piccinni, Franco Porsia, Pina Belli D'Elia, Errico Cuozzo, Pietro Corrao, Cosimo Damiano Fonseca, Francesco Panarelli e Giancarlo Andenna. La partecipazione alle Giornate normanno-sveve è aperta al pubblico e, a sottolineare il carattere di apertura dell'iniziativa, precisa Licinio, sarà il coinvolgimento del mondo della scuola, degli studenti universitari, del Cidi e di numerose istituzioni formative, e non soltanto, pugliesi. A margine delle giornate, invece, è in programma giovedì, alle 18, nel salone degli Affreschi, la cerimonia di consegna degli studi in onore di Cosimo Damiano Fonseca, accademico dei Lincei e vicepresidente del Centro di studi normanno-svevi. Vi prenderanno parte, fra gli altri, Giovanni Conso, presidente emerito della Corte costituzionale, e **Michael Matheus, direttore dell'Istituto storico germanico di Roma**. Il programma delle giornate è sul web (www.cnsbari.net). - ANTONIO DI GIACOMO

FAZ 24.12.2004

Frankfurter Allgemeine

Seitenüberschrift:
Feuilleton
Ressort: Feuilleton

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.12.2004, Nr. 301, S. 34

Für Bologna

Rückgabe mittelalterlicher Urkunden

Bei einem Festakt der Universität Bologna wurden vom Land Mecklenburg-Vorpommern mehrere mittelalterliche Urkunden, die Besitzansprüche Bologneser Klöster betreffen, ans dortige Staatsarchiv zurückgegeben. Wie die vier Pergamente aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach Deutschland gelangt sind, weiß man bis heute nicht. Vielleicht handelt es sich um Wehrmachts-Raubgut aus dem Zweiten Weltkrieg. Sicher ist, daß die Urkunden in den fünfziger Jahren auf dem Bahnhof von Schwerin auftauchten, ins dortige Archiv verbracht und erst kürzlich vom Rostocker Historiker Tilmann Schmidt wiederentdeckt wurden. Vermittelt von Direktor Michael Matheus vom Deutschen Historischen Institut in Rom sowie dem Präsidenten der italienischen Mediävisten, Massimo Miglio, war man sich unter Wissenschaftlern schnell einig, daß die auch für italienische Verhältnisse seltenen Dokumente an ihren Herkunftsort gehören.

Den passenden Rahmen für die unbürokratische Rückerstattung bot ein europäischer Kongreß über Papst Bonifaz VIII., den die ehrwürdigste Universität der Welt in dieser Woche abhielt. Dabei ging es nicht nur um die politischen und religiösen Machtansprüche des herrschsüchtigsten aller Päpste, der von 1294 bis 1303 regierte und in der Bulle "Unam sanctam" die Unterwerfung gleich der gesamten Menschheit unter das Papsttum forderte. Auch die Bildpolitik des Hierokraten, seine Haltung zu den Bettelorden, zur Häresie und Alchimie, gar seine Münzen wurden unter die Lupe genommen. Feierlicher Höhepunkt des Konvents war die Überstellung der Urkunden. Dabei pries Michael Matheus die enge Kooperation und die Vertrauensbeziehung zwischen italienischen und deutschen Historikern - alles Harmonie im neuen Europa und weit weg von den siebenhundert Jahre alten Schimpfkanonaden eines Papstes, der während seines Studiums in Bologna noch kein Seminar für grenzüberschreitende Kulturpolitik belegen konnte.

dsch.

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

„Das Leben in einer Metropole ist kräftezehrend“

Mainzer Historiker Michael Matheus ist seit zweieinhalb Jahren in Rom / Zwischen Verkehrschaos und italienischer Gelassenheit

Michael Matheus, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität, ist seit Oktober 2002 Direktor des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom. Zeit für eine Zwischenbilanz.

Von unserem Redaktionsmitglied Achim Reinhardt

Der blaue Golf flirzt so schnell über die Straßen, dass dem Befahrer ganz angst und bange wird. Schlingelt sich haarscharf zwischen zwei leicht schlingelnden Wagen hindurch, sucht sich wie ferngesteuert seinen Weg, wo vier oder fünf Autokolonnen ohne endgültige Markierungen auf dem Asphalt nebeneinander herfahren und lässt sich auch von den vielen quidigen Vespa nicht irritieren, die das römische Verkehrschaos perfekt machen. Nach einigen brenzlichen Situationen biegt das Auto mit dem Mainzer Kennzeichen endlich in den sicheren Hof in der Via Aurelia Antica 391 ein. Wie durch ein Wunder hat es angekommen – das Ende einer ganz gewöhnlichen Dienstreise für Michael Matheus.

Kein Blick in Rückspiegel
Der Professor für mittelalterliche Geschichte, den die Johannes-Gutenberg-Universität für seinen Wechsel in die italienische Hauptstadt beurlaubt hat, steht seit Oktober 2002 als Direktor an der Spitze des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom. Fast zwei-



Angesommen: Der Mainzer Geschichtswissenschaftler Michael Matheus, hier vor dem Deutschen Historischen Institut in der Via Aurelia Antica, hat sich in Rom gut eingelebt. Foto: Achim Reinhardt

Stunde warten kann. Seine Freizeit, schon in Mainz nicht gerade üppig, bemessen, sei weiter geschrumpft. „Ich habe unterschätzt, was es vom Zeitbudget her bedeutet, ein so großes Institut zu führen“, gesteht Matheus.

Der Geschichtswissenschaftler würde sich mehr Zeit für Archivreise und seine Forschung über Universitäten im späten Mittelalter wünschen.

Hochschule

Händler als zunächst gedacht ist, er auf Reisen, etwa zu den bedeutenden Instituten in Paris, London, Warschau, Washington oder Beirut. Auch die italienische Antwort auf deutsche Effizienzvorstellungen erfordere Geduld: „Hier in Rom lernt man Gelassenheit.“ Dennoch ist Matheus vom Ruf nach Rom nach wie vor begeistert: Die Stadt sei weltweit ein einzigartiger Ort – wegen der Konzentration von mehr als 30 wissenschaftlichen Einrichtungen und der Faszination des hier reich überlieferten kulturellen Erbes. „Der Schritt war absolut richtig, ich habe es keine Minute bedauert.“

Das vorläufige Resümee des Historikers kann sich sehen lassen: Neben den laufenden Forschungsprojekten von der Späntike bis zur Nachkriegszeit, einer Fülle von Serviceleistungen – Antworten auf Anfragen oder auch mal ein Schnellkurs in römischer Mentalität für den neuen deutschen

Botschafter – hat Matheus vor allem bei der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung Schwerpunkte gesetzt. Mit zahlreichen Programmen, für die er zusätzliche Mittel einwarben, hat, mit Romkarenen und Graduiertenkollegs bündel er junge Historiker ans Haus – von frisch Habilitierten über Promovierte bis hin zu Doktoranden und Praktikanten.

Sein vielbesetztes größtes Coup: Matheus ist auf einem guten Weg, in Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche tätig für das Institut ein neues Haus zu erschließen, in dem die aus allen Nähten platzenden Bibliotheken ebenso Raum finden sollen wie künftige Gäste des DHI. Mit Glück, Geschick und Unterstützung von Politik und Verwaltung gelingt ihm allem Anschein nach in Zeiten knapper Kassen, was er ein „kleines römisches Wunder“ nennt. Und damit setzt er als erster katholischer Direktor des seit seiner Gründung 1888 protestantisch geprägten Instituts zugleich listig ein ökumenisches Signal.

Mainzer werden bevorzugt
Trotz alledem ist für Matheus die Brücke nach Mainz unverzichtbar. Für ihn steht fest: „Mainz wird im Vergleich mit anderen Unis privilegiert behandelt.“ Ein Kooperationsvertrag mit Präsident Jörg Müller macht es möglich. Das DHI empfängt mehr Studierende aus der Gutenbergstadt als von jeder anderen deut-

Was ist das DHI?

- Das Deutsche Historische Institut in Rom, gegründet 1888 als „Königlich Preussische Historische Kommission für die Erforschung der italienischen und östlichen Geschichte vom frühen Mittelalter bis zur jüngsten Vergangenheit“. Ein Schwerpunkt liegt auf den deutsch-italienischen Beziehungen in europäischen Zusammenhängen. Das Institut hat eine musikalisch-historische Abteilung.
- Mainzer Studenten, die in der Folge an Stipendien und Praktika haben, werden zum Prof. Dr. Michael Matheus, Deutsches Historisches Institut in Rom (Istituto Storico Germanico di Roma), Via Aurelia Antica 391, 00196 Roma, Italia, Telefon (06 39) 0 6166 4921, Internet: www.dhi-roma.it

sehen Uni. Matheus betreut hier auch weiter Abschlussarbeiten – bei seiner Kontaktpflege ist er Überzeugungsstärker. Nach seiner Zeit am Thier wies er an die Alma Mater am Rhein zurückkehren – und tut das gerne. Ich habe mich an der Johannes-Gutenberg-Universität ebenfalls wohl gefühlt. Spätestens dann sollte der Professor vielleicht selbst wieder mal die Schulbank drücken – bei einem Fahrlehrer, um sich allmählich an deutsche Verkehrsregeln zu gewöhnen.

FAZ 01.02.2005

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift:
Feuilleton
Ressort: Feuilleton

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.02.2005, Nr. 26, S. 37

Wehrmacht in Italien

Internetdatenbank des DHI Rom

Das **Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom** hat eine Datenbank ins Internet gestellt, auf der die bisher bekannten Daten zur Präsenz deutscher Truppen von 1943 bis 1945 in Italien zusammengefaßt sind. Über die genauen Vorfälle während der fast zweijährigen Besetzung in Mittel- und Norditalien fehlt bisher noch eine ausführliche Gesamtdarstellung; auch die Frage, wie viele Angehörige der Wehrmacht etwa bei Partisanenangriffen ums Leben kamen, ist ebensowenig im Detail geklärt wie die zahlreichen Übergriffe der Wehrmacht gegen die italienische Zivilbevölkerung. Im Rahmen einer Öffnung der Institutsarbeit für neue Medien hat der Kölner Historiker Carlo Gentile die bisher bekannten Quellen zur Besatzungszeit nun zusammengestellt und vernetzt. Die 16 000 Einträge stammen zum großen Teil aus den Akten der "deutschen Dienststelle" sowie dem Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg und sind nach Orten, zum Teil bis hinunter zu Gehöften und Weilern, aufgelistet, so daß man auch gezielt nach der Wehrmachtspräsenz in bestimmten Regionen suchen kann. Die Adresse der neuen Datenbank lautet www.dhi-roma.it/ortdb/ortdb.html.

F.A.Z.

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

„Mit ihm geht eine Epoche zu Ende“

Einschätzungen eines Mainzer Historikers aus Rom

Von
Frank Schmidt-Wyk

ROM/MAINZ Manchmal kann auch ein Wissenschaftler nicht anders als nachzuschauen, was draußen los ist. Als Prof. **Michael Matheus** in seiner Wohnung im römischen Stadtteil Trastevere am Samstag gegen 22 Uhr die Nachricht vom



Matheus

Tod des Papstes über den Fernseher flimmern sah, setzte er sich hinters Steuer und fuhr zum Petersplatz. Normalerweise hat der Mainzer Professor für Mittelalterliche Geschichte in unmittelbarer Nachbarschaft des Vatikans zu tun, an seinem Schreibtisch im **Deutschen Historischen Institut (DHI) zu Rom**, dessen Direktor er ist.

Wie viele Menschen genau sich versammelt hatten, kann Matheus natürlich auch nicht sagen. „Mehr als 100 000“, habe es in den italienischen Medien geheißt. „Ergreifend“ sei die Stimmung unter den Trauernden gewesen, berichtet Matheus im Gespräch mit dieser Zeitung, aber auch verblüffend „leicht, fast heiter. Gebete und Lieder wurden angestimmt, natürlich erst nach einer gewissen Phase der Rührung und der Trauer“.

Matheus kam im Oktober 2002 nach Rom um das DHI für fünf Jahre zu leiten, wurde dazu von seiner Mainzer Johannes-Gutenberg-Universität beurlaubt. Schon vorher war er als Stipendiat und Gastdozent am DHI tätig. Er kennt sich also ganz gut aus in der Heiligen Stadt und deshalb überraschte ihn auch nicht sonderlich, was auf einmal auf dem Petersplatz passierte: „Die Leute fingen an, stumm in die Hände zu klatschen, alle miteinander, minutenlang ging das.“

Applaus für den toten Papst. Eine Respektbekundung vor seiner Leistung, seinem Leben, seinem würdevollen Tod. Bei Beerdigungen in Italien ist so etwas nicht unüblich, weiß Matheus, doch das Erlebnis dieser andächtig applaudierenden Menge auf dem Petersplatz wird er so bald nicht vergessen.

Es ist durchaus persönliche Betroffenheit aus Matheus' Stimme herauszuhören. Und Dankbarkeit. Denn es war nicht zuletzt Johannes Paul II., der den Weg dafür ebnete, dass der Mainzer Historiker die Forschungen des DHI in Rom erheblich ausdehnen konnte. Das Institut wurde 1888 gegründet, nachdem der Vatikan sein Geheimarchiv geöffnet hatte. Kurz nach Matheus' Amtsantritt wurden Akten des Archivs freigegeben, die aus den päpstlichen Nuntiaturen in München und Berlin stammten und zwar aus den Jahren 1953 bis 1959, aus der Zeit des Nationalsozialismus also. „Ich gehe davon aus, dass der Papst diese Entscheidung höchstpersönlich getroffen hat“, sagt Matheus. Schon 1998 hatte Johannes Paul II. ein ganzes Archiv mit brisantem Inhalt zugänglich machen lassen, das bis dahin streng unter Verschluss gehalten worden war: Es enthält die Dokumente der Inquisition. „Auch Kardinal Ratzinger war an dieser Entwicklung wohl beteiligt, denn ihm ist das Archiv zugeordnet.“

Von einem progressiven Papst will Matheus aber nicht reden, dazu sei er „in dogmatisch-theologischer Hinsicht“ zu konservativ gewesen. Diesbezügliche Kritik, die insbesondere in Deutschland laut geworden sei, teile er durchaus. Noch sei es zu früh, Johannes Paul II. historisch einzuordnen, doch man spüre: „Mit ihm geht eine Epoche zu Ende“. Wie kein anderer Papst habe er sich um den Dialog mit den anderen Weltreligionen bemüht. Und auch wenn seine Rolle beim Niedergang der kommunistischen Systeme noch näher zu erforschen sei, spreche vieles dafür, dass der Heilige Vater mit seinem Engagement in seinem Heimatland Polen den entscheidenden Stein aus der Mauer zwischen Ost und West gebrochen habe. Überhaupt sei Johannes Paul II. ein Papst gewesen, der „weltpolitisch eine zentrale Rolle spielte und sich stark für den Frieden einsetzte“ – zuletzt, als er sich unmissverständlich gegen den Krieg der USA im Irak ausgesprochen habe.

In Rom kursieren derzeit viele Gerüchte über die Nachfolge auf dem Heiligen Stuhl; Matheus bekommt davon natürlich eine Menge mit. Er habe mit Mitgliedern der Kurie gesprochen, die meisten setzten jetzt auf einen italienischen Papst. „Da kann aber auch der Wunsch der Vater des Gedankens sein.“ Schließlich seien unter den 117 Kardinälen, die den Nachfolger wählen, nur noch 58 aus Europa, davon gerade mal 20 aus Italien. Matheus hält es deshalb durchaus für möglich, dass der nächste Papst kein Europäer sein wird.

Ihm fällt dazu ein „schöner Grundsatz aus der Papstgeschichte“ ein. Er lautet: „Alle, die als zukünftige Päpste in das Konklave hinein gingen, kamen als Kardinäle wieder raus.“

■ Das DHI in Rom im Internet: www.dhi-roma.it

Allgemeine Zeitung Mainz 08.04.2005

„Eine moderne Form des Reliquienkults“

Historiker Matheus zum Ansturm der Pilger

ROM/MAINZ Als Leiter des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom verfolgt der Mainzer Geschichtswissenschaftler Michael Matheus aus nächster Nähe, was in diesen Tagen in und rund um den Petersdom passiert. Im Gespräch mit dieser Zeitung schildert er seine Eindrücke.



Michael Matheus

Frage: Wie erleben Sie den Massenansturm der Pilger?

Matheus: Es ist unglaublich, was die Leute auf sich nehmen, um den toten Papst zu sehen. Bis zu 24 Stunden sollen sie in der Schlange gestanden haben. Rom ist ja Großereignisse im Vatikan gewohnt, aber das schlägt alle Rekorde. Erstaunlich ist für mich, wie es Tausende nach stundenlangem Warten akzeptierten, von den Aufpassern an dem Leichnam von Johannes Paul II. vorbei geschleust zu werden. Kameras, Fotohandys und Videokameras wurden in die Höhe gehalten. Offenbar handelt es sich um den Versuch, etwas von dem Moment in der Nähe des toten Papstes mit nach Hause zu nehmen. Als Historiker fühle ich mich erinnert an frühe Formen des christlichen Reliquienkultes, etwa an Berührungsreliquien. Ich denke, wir haben es hier mit einer modernen Variante im medialen Gewand zu tun.

Frage: Wie ist Ihr Eindruck: Ist es allein katholische Frömmigkeit, die die Menschen zu Millionen nach Rom lockt oder spielt dabei auch eine durch die Medien angeheizte Neugier oder gar Hysterie eine Rolle, eventuell auch eine neue Sehnsucht nach Spiritualität?

Matheus: Im frühen Christentum war die entscheidende Grundlage dafür, ob jemand heilig gesprochen wurde oder nicht, die Verehrung durch das Volk. Ich denke, so etwas in der Art ist da im Gange, dass ein Papst mit einem besonderen Charisma als Heiliger verehrt wird – jenseits aller Formalia, die heute einer Heiligsprechung vorausgehen. Das nur als „Event“ anzusehen, würde zu kurz greifen. Ich habe den Eindruck, dass dieser Papst mit seiner Frömmigkeit etwas in den Menschen angestoßen und berührt hat. Gestern traf ich meinen italienischen Nach-

barn, der diesem Papst sehr kritisch gegenüber stand, wie ich weiß. Auch er war sichtlich beeindruckt von den Ereignissen im Vatikan und er sagte: „Nur ein bedeutender Mensch kann so viele Menschen bewegen und in Bewegung setzen.“ Ich glaube, da hat er etwas Wesentliches ausgesprochen.

Frage: Dank Ihrer guten Kontakte zur römischen Kurie sind Sie auch nah dran an der Gerüchteküche, die momentan bezüglich der Nachfolge auf dem Heiligen Stuhl brodelt. Wie ist der Stand der Dinge?

Matheus: Es werden munter Namen gehandelt, darunter durchaus auch einige aus der so genannten Dritten Welt. Sicher ist nur, dass die Wahl am 18. April beginnt. Im ersten Wahlgang fällt sicher noch keine Entscheidung, erfahrungsgemäß entfallen zunächst auch einige Stimmen ehrenhalber auf Kardinäle, die nicht ernsthaft zur Debatte stehen.

Frage: Ein heißer Kandidat scheint der deutsche Kardinal Ratzinger zu sein.

Matheus: In der Tat ist er einer derjenigen, deren Namen ernsthaft diskutiert werden. Ich habe mich gerade mit einem deutschen Prälaten unterhalten, der Ratzinger nahe steht und seine Einschätzung lautete: „Die Tiara, gemeint ist die ehemalige dreifache päpstliche Krone, schwebt über seinem Haupt.“

■ Das Interview führte Frank Schmidt-Wyk

„Er ist erster deutscher Papst“

Historiker Michael Matheus: Vorgänger stammten nicht aus heutigem Land

ROM/MAINZ. Papst Benedikt XVI. ist nach Auffassung von Professor **Michael Matheus**, dem Direktor des **Deutschen Historischen Instituts in Rom**, „praktisch der erste deutsche Papst“.

So wurde Adrian VI., der vielfach als letzter deutscher Pontifex genannt wird, vor 500 Jahren in Utrecht geboren, also im heutigen Holland. Und Leo IX., ebenfalls oft als Deutscher bezeichnet, ist ein

gebürtiger Lothringer, betont Matheus. Nur weil die Gebiete zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nationen gehörten, könne man Adrian VI. oder auch Leo IX. nicht einfach zu Deutschen machen.

Matheus steht mit dieser Sicht nicht alleine. Laut Regina Elisabeth Schwerdtfeger, Studiendirektorin am Institut für Mainzer Kirchengeschichte, kann man von Deutschland erst ab der Gründung des

Deutschen Reiches im Jahr 1870 reden.

Matheus, der seit Oktober 2002 in Rom lebt, ist überzeugt, dass das Pontifikat Benedikts XVI. für Deutschland etwas Besonderes ist. „Das kann sich positiv auf das deutsch-italienische Verhältnis auswirken. Schließlich ist er jetzt der Heilige Vater und der Bischof von Rom.“ Das bedeute in Italien sehr viel.

Armin Thomas

Yacht È IN EDICOLA

CORRIERE DELLA SERA CULTURA

SABATO 4 GIUGNO 2005

Yacht È IN EDICOLA

DISCUSSIONI Il cristianesimo di fronte alle grandi controversie: un intervento al seminario di studi organizzato in Vaticano

Chiesa e politica, l'insostenibile peso della modernità

A partire dall'Ottocento, le ideologie utopistiche cercano di cancellare le identità religiose

di ERNESTO GALI DELLA LOGGIA

Nell'età contemporanea il processo storico è venuto sempre più dilazionandosi fuori dalla Chiesa e la Chiesa è venuta perdendo progressivamente di rango e di ruolo nella gerarchia degli attori sociali.

IL CONVEGNO

Il testo qui pubblicato è una sintesi della relazione sulla Chiesa cattolica nell'età contemporanea che Ernesto Galli della Loggia tiene ogni settimana...



dato (politizzare, infatti, che sia stata proprio questa forte svolta generale verso l'impegno politico, in seguito alla perdita progressiva di un ruolo politico di rilievo, a dare proprio la spinta nel corso dell'Ottocento di un'apertura ideologica...

Il rischio di profonde trasformazioni nei luoghi della fede tende a diventare opinione religiosa (in competizione, lo voglia o no, con altre opinioni), mentre alla base i meccanismi del voto e della rappresentanza, della lotta elettorale, trasformano in estrema stress della fede da punto di riferimento-cogestivo della comunità a opinione particolare del singolo cittadino. (...)

A partire dall'Ottocento il cristianesimo e la Chiesa si sono trovati di fronte ad un panorama assolutamente inedito: al posto della vecchia alternativa tra fede e incredulità, che aveva tenuto il campo per secoli, è emersa quella sovversiva tra fede cristiana e fede politica. Di in-

ACCENTRAMENTO L'esigenza difensiva accresce l'importanza della figura del Papa

come e dove cercare di essere presenti nella società, in quali circostanze cercare di attestarsi per restare, quali spazi sociali cercare soprattutto di tenere legati, e così via. Come mai era accaduto prima, salvo forse per certi aspetti all'epoca della Riforma, cioè, la Chiesa con il passare dei decenni si vedeva costretta a porre al centro della propria autoriflessione se stessa, come parte in lotta a tutto campo contro un contesto nel suo complesso ostile.

politicamente agli avvenimenti ogni metro di terreno, a divenire anch'essa sempre più modernamente politica, cioè ideologica e sociale. Un radicale che l'ha visto così a dominare l'ortodossia della Chiesa nell'età contemporanea, darsi di più, l'ortodossia della stessa riflessione cattolica. I due Concili Vaticani, che segnano la vicenda contemporanea della Chiesa, possono essere letti come altrettante risposte all'interrogativo in questione: due risposte ispirate entrambe al medesimo desiderio - quello di esistere in una propria identità nella sfida dei tempi e di trovare una strategia politica di risposta - la prima volta all'insegna di una scelta ripulita, la seconda di una

forte apertura. Inutile dire come il radicale cambiamento di prospettive era accennato abbia avuto un'inflessa decisa nel modificare le forme (anche non solo l'azione della gerarchia ma - cosa forse più importante - la psicologia, l'immagine di sé e l'impegno degli stessi fedeli. Questi, infatti, e innanzitutto proprio i più consapevoli tra loro, nella nuova temperie sovversiva che si apre con il XIX secolo, sono spiriti e tradimenti da sempre credenti in veri e propri militanti. Un talento cattolico militante sapeva così una polarità rispetto al clero che costituiva una novità dominata a una crescente importanza per la storia della Chiesa. Ma non solo. Non è accen-

che per la Chiesa cattolica la fine della sua tradizione, mistica, presente nello spazio pubblico e il suo stesso allontanamento dal potere hanno un rilievo affatto speciale, che si avvicina all'intero periodo storico successivo. Dalla dinamica dominata ottocentesca nasce, infatti, per essa un gigantesco problema, decisivo così, di ricostruzione sociale. Mentre prima bastava a far da guida generale all'azione della Chiesa la ragione dell'ortodossia e quella dell'organizzazione ecclesiastica, entrambi sostanzialmente communitari alla ricerca politiche disponibili, allora diventò necessario cominciare a pensare, invece, come parzialmente staccamente declassati, sottoposti ad un attacco sistematico dall'esterno. Doveva pertanto elaborare una strategia mista di contenimento e di risposta, decisiva

PROTAGONISTI



PAPA PIO IX Con il Concilio Vaticano I, voluto da Papa Pio IX, la Chiesa cattolica tenta di mantenere la sua identità storica opponendo una netta ripulita alle sfide del mondo moderno



CHARLES DARWIN La teoria dell'origine della specie elaborata da Charles Darwin mette in discussione il racconto biblico della creazione dell'uomo a immagine e somiglianza di Dio



SIGMUND FREUD Padre della psicoanalisi, nel libro «L'invenzione di un'illusione» critica la religione, definendola un'appagamento immaginario di antichi desideri dell'umanità



VLADIMIR LENIN Con il regime sovietico fondato da Lenin, comincia in Russia una violenta e duratura persecuzione contro la fede cristiana, che provoca milioni di vittime innocenti

provviso in molti luoghi d'Europa e del mondo si sono rivivute le condizioni in cui durò la vita prima l'annuncio cristiano aveva dovuto fare i conti: vale a dire un potere politico radicalmente ostile, esplicitamente orientato all'ostilità, e cedere il retaggio cristiano dalla propria società e disposto a procedere, in vista di tali obiettivi, alle più dure persecuzioni. Dall'Anatolia alle usate dei Giovanni turchi alla Russia comunista, alla Polonia occupata dal Terzo Reich, al Messico, alla Spagna, alla pesante indolezione di cubola che ritrovati a un disperato cento milioni i cristiani soci per la loro fede dell'ideologia politica. Il ritorno del martirio in alcune fedi, perfino nel cuore dell'occidente vede nascita per occisione del ritualismo, cristianizzato da quindici secoli, è uno degli eventi più straordinari e significativi della contemporaneità. Esso appare l'unico sintomo della sostanziale tenuta dell'età contemporanea del principio di unificazione e identità sociale rappresentato dalla religione, principio orientato al passato, con un analogo principio tutto-ortodossico, costruito politicamente e ideologicamente e orientato a realizzare un'utopia collocata nel futuro.

L'eliminazione della religione è per l'appunto il momento cruciale necessario per operare questa brusca torsione del corpo sociale nel tempo, imprimendogli quell'accelerazione storica in avanti che è nel cuore genetico della modernità. Si tratta di un insieme di fenomeni connessi all'antico e alla persecuzione anticristiana, a cui gli storici non hanno finora riservato l'attenzione necessaria.

Mittelalterliche Fürsorge in neuer Perspektive

Liebesdienst an den armen und kranken Menschen

Bekannt sind die mittelalterlichen Ursprünge des noch heute existierenden Malteserordens. Er ist aus dem Rittenorden der Johanniter hervorgegangen, dessen Anfänge auf eine Bruderschaft am Hospital des hl. Johannes in Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge zurückgehen. Und wer kennt nicht den bayerischen Altar von Matthias Grünewald im eblaischen Colmar, dessen anschauliche Dramatisierung der Wundschmerzen des heiligen Ertrüben Antonius die Erinnerung an den bis zu seiner Auflösung im 18. Jahrhundert sehr populären Antoniter-Orden wachhält? Vor allem dem bayerischen Leser werden die Ähnlichkeiten des hl. Antonius jüdisch sein, zu dessen Füßen sich ein Schwein tummelt, das an den alten, dann aus hygienischen Gründen unterbundenen Brauch erinnert, ein frei herumlaufendes Borstentier zur Unterstützung der karitativen Arbeit der Antoniterbrüder mit Nahrung und Abfällen zu versorgen. Die auf die Bekämpfung des sogenannten Antonius-Feuers (Igna sacra) spezialisierten Antoniter waren zweifellos der Orden, der die größte Popularität gewann, wovon in den Mittelmeerländern noch zahlreiche folkloristische Traditionen um seinen Gedenktag, den 17. Januar, kündigen. Ihr Mutterhaus befand sich in Saint Antoine-en-Vienne in der Dauphiné bei Vienne.

Noch zahlreiche weitere Gemeinschaften widmeten sich im Mittelalter der Pflege von Kranken und Armen: Es waren vor allem die an bedeutenden Pilgerzentren bzw. -strahlen gelegenen Hospitäler von Roncesvalles (im Königreich Navarra auf dem Weg nach Saragossa), »San Giacomo in Altospacio (bei Lucca)«, »Santo Spirito in Sassia« in Rom. Die in ihren Statuten nicht unähnlichen Orden der Trinitarier und Mercedarier hatten dagegen die Aufgabe, Christen aus muslimischer Gefangenschaft freizukaufen,

Im Mittelalter widmeten sich zahlreiche Gemeinschaften der Pflege von kranken und armen Menschen. Die Geschichte vieler Hospitalsorden ist bis heute noch nicht gründlich erforscht. Bei einer Tagung hat sich das Deutsche Historische Institut in Rom eines wichtigen Aspektes der Thematik angenommen: »Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter.« Dr. Andreas Rehberg (Rom) geht in seinem Beitrag unter anderem auf den Orden vom Heiligen Geist ein.



Unter päpstlicher »Obhut«: das Hospital von »Santo Spirito in Sassia« (oben). – Imposant ist der Innenhof des hl. Antonius im Vatikan (unten links).



Der Papst unterstützte tatkräftig den Bau des Hospitals und sah in ihm – so eine jüngste Forschungsmeinung – eine päpstliche Vorzeigemaßnahme, zumal seine Lage in der unmittelbaren Nähe zur Peterskirche den symbolischen Rang noch erhöhte. In der Tat genossen die Heilig-Geist-Brüder bis in das 15. Jahrhundert und darüber hinaus die besondere Fürsorge der Päpste, die das Hospital als »hospitium nostrum« bezeichneten und den Ordensbrüdern zahlreiche Privilegien und Ablässe gewährten. Eine im 15. Jahrhundert von Eugen IV. und Sixtus IV. erneuerte Bruderschaft machte das Hospital über die gesamte Christenheit bekannt. Ab dem frühen 13. Jahrhundert wurden auf dem Gebiet des Reiches Hospitäler in Wien, im östlichen Stephansfeld, Memmingen, Neumarkt/Oberpfalz, Wimpfen, Marktgrünthal und Pforzheim gegründet, von den zahlreichen Filialen und Besitzungen in Italien, Frankreich, England und Polen ganz zu schweigen.

Zentrum und Peripherie

Zahlreiche Fragen hinsichtlich der gegenseitigen Kontakte dieser Gemeinschaften, die auch viel dem Vorbild der Rittenorden zu verdanken hatten, liegen noch im Dunkeln, da es an vergleichenden Studien fehlt und die Spezialisten der einzelnen Orden nur selten den Austausch suchen. Im Vergleich zu den alten Mönchsorden (Zisterzienser, Zisterzienser usw.) und den Bettelorden (Franziskaner, Dominikaner usw.) sind vor allem der organisatorische Aufbau und das komplexe Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden noch nicht vertieft behandelt worden. Das Begriffspaar »Zentrum« und »Peripherie« steht dabei für den Austausch zwischen dem jeweiligen Mutterhaus und den praktisch über die ganze Christenheit verstreuten Ordensfilialen, aber auch für ihren sonstigen Aktionsradius, der über diesen rein institutionellen Rahmen hinausging. Ein Charakteristikum dieser Orden war nämlich, daß sie zur Mittelbeschaffung für den Unterhalt ihrer Hospitäler und Spitäler weitestgehende Sammlungen von Almosen (die sogenannte »Queste«) organisierten. Bei diesen Kollektionen ging es ebenso um Naturalien (woran das Antonius-Schwein erinnert) wie um Geldspenden. Der Ablauf solcher Sammlungen war seit dem IV. Laterankonzil, das ersten Minderbrüder einen Bitttag vorschreiben wollte, stets derselbe: Jedes Hospital, das sich auf diesem Feld betätigen wollte, mußte sich zunächst vom örtlichen Bischof eine Lizenz dazu ausstellen lassen. Einmal im Jahr waren die Abgesandten des Ordens befugt, sich über den jeweiligen Ortsplaner an die Pfarrangehörigen zu wenden, um für ihre Zwecke Spenden zu sammeln. Dieser Tag wurde offenbar sorgfältig vorbereitet. Unter Glockenklänge zog die Sammler vor der Kirche auf. Man sorgte für herzerwühlende Predigten, und mitnehmende oder vor Ort geworrene Frieser nahmen all denen die Beichte ab, die den Abblät erwerben wollten, den die Päpste und die Bischöfe den Spendern gewährten. War über den Ort das Inzerdrit Gottesdienstverbot verhängt worden – was im Mittel-

alter nicht selten vorkam –, waren die besagten Priester bevollmächtigt, die Messe zu lesen, was noch einmal mehr Menschen anlockte. Allerdings überforderte dieses Sammeln die Hospitalgemeinschaften, die sich bald gezwungen sahen, die »Queste« zu delegieren. Sie bedankten sich für diese Aufgabe auch externer Kräfte, die diese Sammlungen in genau festgelegten Bezirken (sogenannte »ballive«) professionell organisierten. Die Verbindung zwischen den »questones« bzw. »questanten« und den Ordensfilialen auf der anderen Seite wurde über eine Reihe von Prokuratoren und Visitatoren sichergestellt. Letzteren oblag die Verwahrung und – wie man besonders in abgelegenen Regionen vermuten kann – auch der Transport des Erlöses aus der »Queste« und der – meist geringeren – Mitgliederbeiträge der Filialen.

Unterschiedliche Interessen

Während das Hauptziel der Gründerhäuser (in Rom, Vienne, Altospacio usw.) in der Wahrung der Suprematie über die Filialen und über die besagten Einnahmen bestand, lag das Interesse der nach weitgehender Autonomie strebenden Filialhospitäler vorrangig darin, dem spätmittelalterlichen Vorbild des Mutterhauses zu folgen und die Protektion und die Privilegien des Ordens, dem sie angehörten, zu nutzen. Diese Privilegien betrafen insbesondere die Exemption der Ordensangehörigen und der Besitzungen von der Jurisdiktionsgewalt des Bischofs, das Bestattungsrecht und die Verleihung von Ablässen. Der Abblät wurde damals als unerlässliches Mittel gesehen, um Spenden einzuzuworben. Demselben Zweck diente auch die Propagierung von ordensnahen Bruderschaften im Dienst am Nächsten. Ihre Mitglieder wurden besonderer geistlicher Privilegien teilhaftig und besaßen im Krankheitsfall die Möglichkeit zur freien Wahl des Beichtvaters, was angesichts des allgemeinen Pfarrzwanges ein großer Anreiz war. Darüber wurden sogenannte »Beichtbriefe« ausgestellt, die im 15. Jahrhundert auch zu den ersten Produkten der Buchdruckerei gehörten. Als Werbeträger fungierten dann ebenfalls gedruckte Abblät-Verzeichnisse

oder – wie bei den Antonitern belegt – Pfefferbüchlein und ähnliches mehr, was in die Praxis heutiger karitativer Organisationen erinnert. In Italien erwarben sich die Bewohner des abgelegenen Bergortes Gerudo bei Spoleto in Umbrien den Ruf, besonders häufig bei der Entwertung von Almosen zu sein. Als Spezialisten wurden sie von den großen Hospitälern Saint Antoine-en-Vienne und »Santo Spirito in Sassia« in Rom zur »Queste« engagiert.

Die Tagung in Rom ermöglichte einen vertieften Austausch und Vergleich der unterschiedlichen theologischen, juristischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aspekte, die mit der Expansion und den Strategien der in ihren Strukturen zumeist sehr unterschiedlichen Hospitalsorden verbunden waren, wobei auch die Rittenorden (zumeist die Johanniter und Lazariter) in die Betrachtung einbezogen wurden. Damit konnte aus der Sicht der Hospitalsorden ein Beitrag zur aktuellen Diskussion um Mobilität, Kommunikation und Institutionalisierung im mittelalterlichen Ordenswesen geleistet werden. Angesichts des neuen Interesses, das seit kurzem der Heilig-Geist-Orden genießt, wurden diesem Orden mehrere Beiträge gewidmet.

Beispiel des Heilig-Geist-Ordens

Der Orden vom Heiligen Geist entstand um 1200 als erster nicht-ritterlicher Spitalorden in Abgrenzung von den damals primär mit militärischen Aufgaben befaßten Rittenorden. Seine Keimzelle lag im gleichnamigen Hospital im südfranzösischen Montpellier, das damals unter dem Einfluß der Königin Aragonien und Mallorca stand. Dieses erste Mutterhaus wurde von einem weiter nicht bekannten Guido von Montpellier gestiftet, der mit einigen weiteren Mitgliedern seiner Hospitalbruderschaft eine Niederlassung in Rom gründete. Der ihm wohlgesonnene Papst Innozenz III. (1198–1216), der neuen Lebensformen in der Kirche gegenüber sehr offen war (man denke nur an die Förderung der ersten Franziskaner und Klarissen), übergab Guido die Kirche der alleherwürdigen schola Saxorum, die aus das frühe 8. Jahrhundert zurückgehenden Pilgerhau-

Gottvertrauen als Medizin

Die Ordensgemeinschaft bestand aus Laienbrüdern, Schwämmern und Klerikern. Das Hospital von »Santo Spirito in Sassia« nahm sich – wie alle mittelalterlichen Hospitäler – nicht nur der Kranken im eigentlichen Sinne an, sondern auch der Pilger und Bedürftigen. Die besondere Fürsorge des Hauses galt den Fingerringen, an deren anonyme Abgabeberechtigung in Rom das noch heute erhaltene Dreiflüßchen am alten Hospitalseingang erinnert. Es ist nicht immer einfach, die reale Betreuung der medizinischen Betreuung in den mittelalterlichen Hospitälern abzuschätzen, die so ganz anders waren als die heutigen Krankenhäuser. Die Antoniter wollten natürlich noch nicht, daß der Mutterkernbrand auf eine Vergiftung durch den Verzehr von pilzbefallenen Getreide zurückzuführen und ihre Behandlungsmethode mit 14 im bayerischen Altar sorgfältig abgebildeten Heilkräutern in Wein und Saften konkret allseitig lindern wirken. Ebenso mußten lehrreich auch die Lazaretts-Besucher vor der Ausbreitung der Lepre resignieren, zumal das Netz ihrer Ordensfilialen keineswegs flächendeckend war. Ärzte waren rar und teuer und gehörten erst ab dem 15. Jahrhundert zum festen Pflegepersonal.

Doch auch für den Heilig-Geist-Orden – sieht man vom prächtigen Hospital des Mutterhauses in Rom ab – und für die anderen Hospitalgemeinschaften kam die Krise adven für die Reform. Allenorten setzte sich die Tendenz durch, den aktiven Spitaldienst bezahlten Laien zu überlassen, während die Ordensbrüder – man weitgehend Kleriker – für Seelsorge und Liturgie zuständig waren. Viele Hospitäler wurden zu Präfekturhäusern umgebaut, die man mit heutigen Altersheimen vergleichen kann. Von der einstigen europaweiten Bedeutung der Hospitalsorden können heute die mit ihren Namen verbundenen Bienen, Kirchen und Kurortzentren – die Zellen überbaut haben. Das Antoniter des Antoniter verstorbenen Guido von Montpellier bewahren nur noch ein paar Karossen vom Heiligen Geist in Krakau. Andreas Rehberg

Geschichte von oben

Italiens historische Institute verlieren ihre Unabhängigkeit

VENEDIG, 25. November

Noch ein Historikerstreit in Italien: Zum Jahreswechsel wird, so hat es die Regierung Berlusconi dekretiert, und so soll es Staatspräsident Ciampi jetzt unterschreiben, der „Zentralverband der Historischen Studien“ (Giunta Centrale per gli Studi Storici) mit seinen zugeordneten Forschungsinstituten für Antike, Mittelalter, Neuzeit und Risorgimento (italienische Einheit) aufgelöst. Fortan wird die Regierung selbst ohne Einfluß der Wissenschaft die Stelle des Vorsitzenden, die Institutsleiter sowie das Gros der Giunta per Dekret ernennen. Dagegen hat nun nicht nur der Zentralverband, sondern auch das **Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom** scharf protestiert.

Dessen Direktor **Michael Matheus** sieht „nicht akzeptable Eingriffe in die Freiheit und Unabhängigkeit geschichtswissenschaftlicher Forschung“. Das neue Gesetz bedrohe auch „die bewährten Formen internationaler Kooperation“. Matheus verweist namens seines renommierten Hauses auf die Wiedereröffnung des schon 1888 als „preußische Station“ gegründeten DHI in Rom 1953 durch Adenauer und De Gasperi. Dabei betrachteten beide Politiker eine „gestione autonoma“, also strikte Selbstverwaltung, für die Qualität und Seriosität der Wissenschaft als unerlässlich. Matheus animiert nun deutsche Historiker zum direkten Protest bei den Entscheidungsträgern, „die sich explizit als Europäer verstehen“. Namentlich angesprochen sind Kulturminister Rocco Buttiglione, der fließend Deutsch spricht, und Staatspräsident Ciampi, aktueller Träger des Aachener Karlspreises. Vor allem beim überparteilichen Staatspräsidenten möchte das DHI „eine Debatte aus europäischer Perspektive anstoßen“ und gibt dafür auch gleich Ciampis Postanschrift weiter: Presidenza della Repubblica, Palazzo del Quirinale, I-00187 Roma.

In Italien geht die Kritik noch über die massive Verärgerung von deutscher Seite hinaus. Alarmiert schreibt die bedrohte Giunta in einem offenen Brief selbst von einem „Handstreich“ der Regierung Berlusconi, und die steht ja ohnehin im Ruch der

einseitigen Machtübernahme zugunsten persönlicher Interessen.

Seit fünf Jahren, so die Historiker, habe man an einer Modernisierung der staatlichen Geschichtsinstitute gearbeitet und einen detaillierten Reformvorschlag vorgelegt – alles komplett folgenlos. Denn nun ignoriere die Politik sämtliche Initiativen, darunter auch eine Studie des Staatsrates, nach der die überkommene Ernennung der Direktoren auf Lebenszeit durch eine vierjährige, einmalig zu verlängernde Amtszeit (entsprechend dem üblichen italienischen Mietvertrag) ersetzt werden sollte. Die Personalien sollten aufgrund einer „Vorschlagsliste der historischen Disziplinen“ erfolgen. Das ist nun alles Makulatur.

In Italien tobt seit Jahren ein erbitterter öffentlicher Kampf um die Deutungsmacht vor allem über die jüngere Geschichte. Mit der „Lega Lombarda“ sitzt eine Sezessionsistenpartei in der Regierung, welche die Bedeutung der staatlichen Einigung in den Unabhängigkeitskriegen des neunzehnten Jahrhunderts mit Herleitungen eines „padanischen Staates“ negiert; in solcher Lesart stehen der Gründungsmythos und damit die Legitimität des italienischen Staates zur Disposition – mit entsprechenden Folgen für die Schulbücher. Eine andere Regierungspartei, die „Alleanza nazionale“, ist Nachfolgerin der neofaschistischen Aufgangsbewegung MSI; ihr ist an einer möglichst milden Bewertung der Mussolinizeit gelegen, wie sich dies vom Fernsehen bis in neuere Publikationen auch in der öffentlichen Debatte deutlich abzeichnet. Auch in diesem Fall steht mit der Resistenza ein Pfeiler der italienischen Republik zur Debatte.

Michael Matheus scheut sich nicht, allen Üblichkeiten kulturdiplomatischer Leisetreterei zuwider, den UN-Menschenrechtspakt von 1966 gegen die Regierung Berlusconi anzuführen. Der Mediävist wagt eine Aussage über die Zukunft: Das Menschenrecht auf freie Forschung ist, so muß man das drastische Zitat verstehen, mit dem 1. Januar 2006 in Italien nicht mehr unbeschränkt gegeben. **DIRK SCHÜMER**

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift: Briefe
an die Herausgeber
Ressort: Politik

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.12.2005, Nr. 304, S. 9

Einzigartiges Archiv

Schon der Begriff des Vatikanischen Geheimarchivs (Archivio Segreto Vaticano) provoziert offenkundig Mythen und Vorurteile. Solche bedient Andreas Platthaus über das wichtige Münsteraner Symposium "Buchzensur durch römische Inquisition und Indexkongregation" ("Protest der Deutschrömer - Im vatikanischen Geheimarchiv soll zuviel geheim bleiben", F.A.Z.-Feuilleton vom 3. Dezember). Die geläufige Übersetzung des italienischen Adjektivs "segreto" (im Sinne von privat beziehungsweise nicht öffentlich) in deutscher Sprache mit geheim weckt Vorstellungen, die weder den Beständen des Archivs noch seinen Nutzungsmöglichkeiten gerecht werden. Im angesprochenen Fall aber geht es gar nicht um das Vatikanische Geheimarchiv, sondern um das im Jahre 1998 auf Betreiben von Joseph Kardinal Ratzinger teilweise geöffnete Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre, das unter anderem die Bestände der für die katholische Bücherzensur und -kontrolle zuständigen Dikasterien der römischen Kurie enthält. Es geht folglich auch nicht um den "wissenschaftlichen Beirat der vatikanischen Archive", sondern um den wissenschaftlichen Beirat dieses 1998 eingerichteten Archivs. Die im Artikel beklagte Hinhaltetaktik durch dessen Direktor, Monsignore Alejandro Cifres, ist bedauerlich und nicht akzeptabel. Behinderungen und Erschwernisse in diesem Archiv dürfen jedoch nicht zu Pauschalurteilen über die vatikanischen Archive insgesamt verleiten, für die im Jahre 2005 endlich auch ein Archivgesetz in Kraft trat, das noch von Papst Johannes Paul II. am 21. März kurz vor seinem Tode unterzeichnet wurde. Was das Vatikanische Geheimarchiv betrifft, so wurde es bereits 1880/81 von Papst Leo XIII. Geschichtsforschern aller Länder und Konfessionen zugänglich gemacht. Infolge dieser Öffnung wurden mehrere historische Institute gegründet, darunter im Jahre 1888 auch das **Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom**, das älteste geschichtswissenschaftliche Institut Deutschlands im Ausland. Seit Generationen arbeiten "Deutschrömer" in diesem weltweit einzigartigen Archiv mit Leidenschaft und Energie, nicht zuletzt an Projekten historischer Grundlagenforschung. Kooperationen mit Geschichtsforschern aus Italien und anderen Ländern werden hier seit Jahrzehnten erfolgreich praktiziert. Der derzeitige Präfekt des Geheimarchivs, Padre Sergio Pagano, und seine viel zu kleine Mannschaft bieten den Nutzern Arbeitsbedingungen, von denen man in manch anderem Archiv nur träumen kann.

Professor Dr. **Michael Matheus**,

Direktor des Deutschen Historischen
Instituts, Rom

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

L'Amateur Professionnel

STORIE

L'ISTITUTO STORICO GERMANICO

di Paolo Sanfilippo

Intraprendenza autoctona

Le lancette dell'orologio scandiscono le dieci e un quarto. Quindici minuti di ritardo, balzello (minimo) che la Capitale estorce al temerario automobilista che osi sfidarne gli avviluppati gorgogli del mattino (traffic jam, dicono gli anglofoni: mai termine fu più calzante). La meta, finalmente: gli ovattati ambienti dell'Istituto Storico Germanico, un rifugio, una campana di vetro col suo scrigno prezioso in seno, quella Sezione di Storia della Musica che da decenni rappresenta un punto di riferimento per generazioni di musicologi, tedeschi, italiani, e non solo. Markus Engelhardt, che ne è alla guida dal 1997, è già pronto per l'intervista. Da un quarto d'ora. O forse anche di più. Il tempo necessario per riflettere sul tempo. Quello passato, quello delle elette schiere che l'hanno preceduto, che hanno fatto la storia della Sezione, sin dal 14 novembre 1960, data d'inaugurazione nella prima sede dell'Istituto Storico Germanico, in Corso Vittorio Emanuele 209: nomi importanti, quelli di Paul Kast, Helmut Hucke, Friedrich Lippmann (direttore della Sezione per oltre trent'anni). Nel frattempo molte cose sono cambiate: l'attuale sede, adesso in via Aurelia Antica 391; l'assai più cospicua offerta bibliografica (circa 50.000 unità, tra libri, spartiti, riviste, più un fondo speciale di libretti rari a stampa, specialmente in relazione alle rappresentazioni operistiche degli anni 1637-1730 a Venezia); la produzione di cultura musicale, tra collane musicologiche (Analecta musicologica, Concentus musicus), convegni internazionali, conferenze pubbliche annuali, oltre che una instancabile attività di ricerca. Il tempo trascorso, s'è detto. E altresì il tempo presente, e quello venturo, il tempo della programmazione. Il tempo di Markus Engelhardt.

"L'impronta della Sezione di Storia della Musica - esordisce il direttore - è del tutto quella di Lippmann, punto di riferimento per la ricerca berlinese. Grazie al suo lavoro mirato all'opera dell'Ottocento, come d'altra parte al secolo precedente con Paisiello, la nostra biblioteca, unitamente alla preziosa collezione di microfilm di partiture operistiche, offre un solido appoggio a chi è interessato al repertorio di tale contesto storico. Quando sono arrivato mi sono reso conto che invece non vi era molto materiale relativo alla produzione musicale del '900, e di conseguenza mi sono attivato per acquistare partiture di Berio, Nono, e

Il ruolo dell'Istituto Storico Germanico: un rifugio, una campana di vetro col suo scrigno prezioso? Ce lo racconta Markus Engelhardt che ne è alla guida dal '97.



via dicendo. Ovviamente si tratta di un processo in itinere, che tra l'altro non pertiene solo all'ampliamento cronologico, ma anche nazionale. Ho acquisito molto repertorio francese, inglese. La nostra è una biblioteca che incrementa annualmente il suo patrimonio di 1.000 volumi.

Una vitalità che riguarda solo l'acquisizione di nuovi fondi bibliografici o c'è dell'altro?

In realtà dagli anni di Lippmann a oggi si è verificato un grosso passo in avanti, essendoci ovviamente una base di lavoro comunque diversa. Abbiamo creato un ciclo di manifestazioni, "Musicologia oggi", inteso a sottolineare l'attualità della ricerca musicologica, materia viva e pulsante, e finalizzato ad informare in modo dettagliato sul panorama musicale.

Non solo a esclusivo appannaggio degli addetti ai lavori...

Certamente. Vogliamo giocare, come sempre del resto, il ruolo della piattaforma di informazione, dello scambio di idee. E siamo stati premiati, dato che sono tanti i colleghi a manifestare evidente interesse per questo ciclo, basato su presentazioni di libri, discussioni, tavole rotonde. Per esempio ci siamo dedicati alle problematiche inerenti alla musica barocca, su alcune forme come l'Oratorio e così via. Importante è far capire che la musicologia è un qualcosa in perenne movimento. Il problema è che lo no-

stro è un'istituzione del tutto dedicata alla ricerca. La musica necessaria della rappresentazione, deve essere suonata. E in questo caso abbiamo non pochi limiti logistici.

Lei ha appena citato l'importanza della ricerca musicologica. Che nell'italico mare magnum della ricerca è sempre una cenerentola... scialza da entrambi i piedi?

Credo che nel sistema italiano la musicologia è stata per lungo tempo una parte della ricerca letteraria, e comunque non soggetta a una propria autonomia. Nel secondo dopoguerra la situazione è cambiata in modo notevole. Sono sorti dei centri veri e propri, mirati alla ricerca musicologica, con delle cattedre dalla rinomanza internazionale. Adesso viviamo un periodo delicato, in cui vedo il rischio per la musicologia italiana di una sottovalutazione a causa di cambiamenti istituzionali che non le permetteranno di definire una propria posizione nella vita culturale. È indispensabile poter contare su una ferma base istituzionale, per garantire l'insegnamento, per offrire biblioteche e archivi funzionanti. Ovviamente tale discorso abbraccia tutta la musica in quanto tale, cioè nello studio di essa come nella applicazione pratica.

Un peccato tutto e solo italiano? Oppure nella grande (e novella) famiglia europea anche la Germania tende a corrompersi?

Si tratta di una crisi europea, evidentemente. E così anche di una crisi tedesca. La situazione attuale della Germania non è più quella degli anni '50, quando è stata fondata questa Sezione di Storia della Musica. Questo è un tempo in cui la musicologia perde una cattedra dopo l'altra, a causa della tendenza al risparmio che colpisce in primo luogo proprio questi ambienti, che per la cosiddetta massa non rivestono importanza. Almeno, ci dicono che non abbia questa importanza. Tra i giovani vedo un fortissimo interesse verso questo campo di ricerca. Tuttavia quando non ci sono più le istituzioni, dove possiamo mandare questi giovani? A chi devono rivolgersi? Come si fa ad aiutarli se mancano i finanziamenti?

Qual è stato, e qual è attualmente, il rapporto della Sezione con la musicologia italiana?

Sin dall'inizio si è creato uno strettissimo rapporto con i musicologi italiani. È sintomatico constatare come la nostra biblioteca sia luogo di ritrovo per studiosi provenienti da ogni parte della Penisola, spesso dalle punte estreme, per poter studiare anche solo un giorno. Mi rallegra d'altra parte la presenza di nostri borsisti nei programmi dei convegni italiani: questo dà un senso al nostro lavoro, all'impegno della Sezione, in primo luogo attivo nel consentire nuovi contatti tra la musicologia tedesca e quella italiana. L'obiettivo più ambizioso è di creare nuove generazioni di studiosi, dalla formazione non impermeabile, quanto italo/tedesca.

Questo per quanto concerne le nuove leve. E chi di lustri e referenze ne ha ormai a iosa?

Possiamo parlare di una collaborazione consolidata. Basti pensare agli importanti contributi scientifici di musicologi italiani nella collana Analecta musicologica, come anche nelle edizioni critiche del Concentus musicus. Vorrei anche sottolineare l'importante rapporto con le fondazioni, con gli istituti culturali, autentiche fucine di idee, di impegno, attivi nel ricordare l'opera di un compositore, come nel creare nuovi centri di studi. Questo è un fenomeno tipicamente italiano.

Abbiamo, dunque, almeno un motivo per gioire dell'intraprendenza autoctona. Ed è già qualcosa.

IL DECRETO SULLA GIUNTA CENTRALE: OGGI LA DECISIONE DEL TAR

GIÙ LE MANI DALLA STORIA

EMANUELE GONTE

Sulla Gazzetta Ufficiale è stato pubblicato il nuovo regolamento che riforma la struttura degli istituti storici italiani e della giunta centrale che li governa. Secondo le nuove regole, i direttori degli Istituti sono nominati a tempo e rinnovabili per un solo mandato, ma le nomine vengono attribuite al Ministero per i Beni Culturali senza che sia previsto alcun procedimento di consultazione della comunità degli storici. Solo la politica, insomma, governerà l'attività di ricerca e di orientamento della Storia che la nostra Repubblica affida ad un piccolo gruppo di istituti che si occupano di antichità, di Medioevo, di età moderna e contemporanea, di Risorgimento. Oggi il Tar dovrà pronunciarsi sulla richiesta di sospensione del decreto avanzata dai membri della giunta centrale.

Le reazioni degli storici italiani non sono state troppo vivaci. Dall'estero, invece, sono pervenuti messaggi indignati, indirizzati al ministro Buttiglione ed al Presidente Ciampi. Più massiccia è stata la reazione degli storici tedeschi, che hanno appreso dell'iniziativa del governo da un articolo fortemente critico apparso sulla *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Storici autorevoli hanno sentito il dovere di manifestare il proprio sconcerto di fronte alla nuova disciplina governativa che pretende di far calare dall'alto l'orientamento della ricerca storica. Questa prevalenza di reazioni tedesche non è senza ragione. Da una parte, essa riflette la particolare sensibilità di quella cultura al valore della ricerca storica. D'altra parte il tema dell'assoluta indipendenza dell'indagine storica dal potere politico è per i tedeschi un valore di enorme importanza. Il forte radicamento della cultura storica in Germania aveva infatti provocato, sotto il regime nazista, una politicizzazione della ricostruzione storica che ne aveva compromesso l'obiettività. Per que-

“Il tentativo del governo italiano di addomesticare gli storici”

sto, nel dopoguerra, la Germania dell'Ovest aveva tutelato l'indipendenza delle istituzioni di ricerca.

Anche in Germania l'autorità che nomina i direttori dei grandi istituti storici è in certi casi quella politica; essa però non può scegliere arbitrariamente uno storico qualsiasi, ma deve limitarsi a confermare lo studioso prescelto dalla comunità degli storici. Lo stesso accade, ad esempio, in Francia, dove gli storici più autorevoli protestano contro qualche tentativo del potere politico di influire sulla libertà della ricostruzione storica. La ricerca storica che si svolge nei Paesi avanzati è un'attività libera che non può essere sospettata di obbedire a criteri di natura politica. Si capisce, allora, che il nuovo regolamento italiano abbia destato tanto sdegno da parte degli storici tedeschi, che minacciano di interrompere tutte le relazioni scientifiche con gli istituti italiani. «Con le marionette della politica (italiana) — scrive un medievista — non avrà luogo alcuna cooperazione scientifica».

Ora, la cultura italiana è già abbastanza marginale per poter permettere un isolamento ancor maggiore. La cooperazione con istituzioni straniere è indispensabile non soltanto per costruire una comune storia d'Europa, ma anche per portare a compimento la riflessione storica sul Novecento italiano. Compito del Governo sarebbe stato di favorire questa attività: di rendere più agevoli le collaborazioni internazionali, di affidare gli istituti nazionali a personalità comunemente riconosciute, di lasciare che le questioni storiografiche siano definite dagli storici, senza cercare di imporle dall'alto. Ma anche su questo punto, come su tanti altri, la credibilità internazionale dell'Italia sta soltanto sui cartelloni del Presidente del Consiglio: chi si trova a dialogare con gli storici europei, invece, prova soltanto un invincibile senso di vergogna.

“La Germania ci osserva con sdegno perché lì la ricerca è indipendente”



FAZ 23.02.2006

Frankfurter Allgemeine Archiv

Feuilleton

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.02.2006, Nr. 46, S. 39

Unabhängigkeit

Italiens Forschungsinstitute atmen auf

Der "Consiglio di Stato", das italienische Verfassungsgericht, hat ein Dekret der italienischen Regierung suspendiert, wonach von 2006 an die Direktoren der historischen Forschungsinstitute direkt von der Regierung eingesetzt werden sollten (F.A.Z. vom 26. November 2005). Das betraf sämtliche Einrichtungen, die sich bisher in großer wissenschaftlicher Unabhängigkeit mit der Erforschung nationaler Vergangenheit von der Römerzeit über das Mittelalter bis zum Risorgimento und zum Faschismus befaßten. Gleich zweimal weist der "Consiglio di Stato" in seiner Urteilsbegründung darauf hin, die "wissenschaftliche Autonomie" der neu besetzten Institute sei mit dem Dekret nicht mehr gewährleistet.

Die Neubesetzung der Posten ist hiermit hinfällig. Michael Matheus, der sich als Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom gemeinsam mit der Mehrzahl der italienischen Historiker gegen das Dekret engagiert hatte, sieht im Urteil eine "Möglichkeit, im europäischen Diskurs darüber nachzudenken, welche Regeln notwendig sind, damit die Unabhängigkeit geisteswissenschaftlicher Forschung gewährleistet ist".

dsch

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Benedikt ist beliebt

Mainzer Historiker in Rom bewertet Jahrestag

„Die päpstliche Krone schwebt über seinem Haupt“, zitierte Prof. Michael Matheus im AZ-Interview im April 2005 einen Vertrauensmann im Vatikan zur Frage, ob Ratzinger Papst werde. Zum Jahrestag der Wahl von Papst Benedikt XVI. führten wir mit dem Mainzer Historiker, der das Deutsche Historische Institut in Rom leitet, ein zweites Gespräch.



Michael Matheus

Frage: Wie finden die Römer den deutschen Papst?

Matheus: Den Römer an sich gibt es nicht, sondern die Römer, die dem Vatikan zugewandt sind, und die laikalen Römer. Trotzdem gilt für beide: Das ist *ihr* Papst. Schließlich war Ratzinger schon seit über 20 Jahren als Kurienkardinal in Rom; in dieser Zeit ist er hier angekommen, wird als Bewohner Roms akzeptiert, auch wenn ihm als Präfekt der Glaubenskongregation der Spitzname des „Panzer-Kardinals“ anhing.

Frage: Ist er als Papst beliebt?

Matheus: Ohne Zweifel ist sein Rollenwechsel gelungen. Synonym dafür ist sein Lächeln, mit dem er in den Zeitungen abgebildet wird. Natürlich ist es nicht leicht, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten; aber es gelingt ihm ganz gut. Für die Römer mag noch ein handfestes wirtschaftliches Interesse dazu kommen:

Manche haben befürchtet, dass nach dem Tode von Johannes Paul II. der Tourismus zurückgeht. Aber das ist nicht der Fall.

Frage: Welches Bild zeichnen die italienischen Medien?

Matheus: Sie loben, dass Benedikt seinen eigenen Stil gefunden hat. Sorgfältig wird beobachtet, dass er in seinen ersten Enzyklika zentrale Glaubensaussagen ins Zentrum rückte und somit deutliche Akzente für sein Pontifikat setzte. Viele haben auch den Eindruck, dass er die Kurie neu ordnen will. Doch das sind bislang Mutmaßungen. Ich schließe mich allerdings der Meinung an, dass wir noch manche Überraschung erleben werden.

Frage: Werden Sie als Deutscher oft auf den deutschen Papst angesprochen?

Matheus: Ja, das ist in unserem römischen Freundeskreis ein Thema, so nach dem Motto: Das ist doch euer Papst, es wird erwartet, dass wir stolz sind.

Frage: Sind Sie das?

Matheus: Ich habe schon Probleme mit manchem, mit der Rolle der Frau in der Kirche oder mit dem Stand der Ökumene. Positiv sehe ich, dass es mit der Weltkirche vorangeht und Benedikt das Gespräch mit anderen Religionen sucht.

Frage: Ist es historisch bemerkenswert, dass jetzt ein Deutscher Papst ist?

Matheus: Die „deutschen“ Vorgänger, die vor einem Jahr genannt wurden, stammten ja alle aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, der letzte in dieser Reihe, Hadrian VI., kam aus Utrecht; in unserem heutigen Verständnis nationaler Herkunft wäre er Niederländer. Also ist Benedikt nach modernem Staatsverständnis wirklich der erste deutsche Papst. Und das ist zweifelsohne bemerkenswert.

■ Das Interview führte
Monika Paul

Stuttgarter Zeitung 19.05.2006 - 1

Stuttgarter Zeitung

Mit Maulesel und Kamera auf den Spuren der Staufer - Filme, Fotos, Vorträge; Das Stadtmuseum zeigt 100 Jahre alte Fotografien der Stauferburgen in Unteritalien - Stimmungsbilder mit trutzigen Gemäuern

AUTOR: Nonnenmacher, Klaus

RUBRIK: REGION STUTT GART; 25

DATUM: 19. Mai 2006

HIGHLIGHT: GÖPPINGEN. Die Kathedralen und Kastelle der Staufer in Süditalien sind vielen Touristen eine Bildungsreise wert. Vor 100 Jahren bot sich den Forschern Arthur Haseloff und Martin Wackernagel noch ein anderes Bild. Das städtische Museum in Göppingen zeigt deren Fotodokumente.

Von Klaus Nonnenmacher

Castel del Monte: wer einmal nach Süditalien reist, kommt kaum um diesen touristischen Höhepunkt herum, den Stolz einer ganzen Region, zu dem die Besucher busweise gekarrt werden. Gleißend im Sonnenlicht präsentiert sich das achteckige Kastell Friedrichs II. auf einem Hügel und strahlt in die Landschaft aus. Ganz anders hat Arthur Haseloff das Prunkstück staufischer Baukunst in Unteritalien auf seiner beschwerlichen Forschungsreise im Jahr 1907 angetroffen und mit seiner Kamera verewigt. Nur eine einsame Staubstraße schwingt sich auf den Hügel. Eine Nahansicht der Burg offenbart einen schweren Verfall. Die Mauerkronen sind abgebröckelt, die Mittelsäulen der Fenster und die Simse herausgebrochen. Das Kastell thront auf dem Schutt herabgefallener Steinbrocken. Weniger erhaben und filigran als heute, sondern trutzig und verwahrlost wirkt das Gemäuer auf Haseloffs gestochen scharfen Schwarz-Weiß-Fotos.

"Das macht den Reiz und den besonderen Wert der Fotografien aus", erklärt der Göppinger Stadtarchivar Karl-Heinz Rueß. Mehr als 3200 Fotos haben Arthur Haseloff und sein Assistent Martin Wackernagel auf ihren Forschungsreisen in den Jahren 1904 bis 1911 für das damals preußische und heute **deutsche historische Institut in Rom** im Auftrag des stauferbegeisterten Königs Wilhelm II. von den Burgen, Kastellen und Kirchen in Unteritalien gemacht. Meist mit Mauleseln und zu Fuß, selten mit der Postkutsche, der Bahn oder per Schiff bereisten sie den Süden Italiens, der damals den Reiseberichten Wackernagels zufolge 100 Jahre hinter der Zivilisation herhinkte. Die schwere Glasplattenkamera samt dem Fotolabor war immer im Gepäck. Damit ging es die steilen Hänge zu den Kastellen empor. Die Kamera schleppten die Historiker für ihre Detailansichten zur Not auch eine Feuerwehrleiter hinauf, die sie sich im Ort besorgt hatten.

Die Bilder zeigen die Gemäuer in einem maroden Zustand. Manche Mauerreste und kunsthistorischen Details sind längst nicht mehr vorhanden, andere Burgen, deren Zugänge auf Haseloffs Bildern zugemauert sind, deren Innenhöfe als Lagerplätze dienen oder die als Gefängnisse genutzt wurden, sind heute meist restauriert und für jedermann zugänglich. Neben dem historischen Wert sind die alten Fotografien auch Stimmungsbilder. "Haseloff war weit mehr als ein wissenschaftlicher Fotograf", sagt Karl-Heinz Rueß. Davon zeugen die Gesichter der Einheimischen, die sich vor den staufischen Kirchen gruppieren.

Der erste Weltkrieg bereitete den Forschungen ein Ende. 1915 schloss das historische Institut in Rom seine Pforten. Das Bildarchiv gelangte 1920 mit dem Ruf Haseloffs an das kunsthistorische Institut der dortigen Universität nach Kiel, es wird dort seither verwahrt und war fast vergessen. Erst jetzt, als man die fragilen Glasplattenegative konservieren musste, erinnerte man sich an die Fotos. Im vergangenen Jahr waren sie erstmals in Kiel zu sehen. Mittlerweile interessieren sich auch italienische Wissenschaftler dafür, die Ausstellung in Italien zu zeigen.

Die Ausstellung "Staufische Bauten in Unteritalien. Ein deutsches Forschungsprojekt vor 100 Jahren" im städtischen Museum wird von einigen Veranstaltungen begleitet und mit einer Ausstellung von Fotos der süditalienischen Stauferburgen aus heutiger Zeit ergänzt. Diese wird am Sonntag um 11 Uhr in der Stadthalle eröffnet. Die Schau im Museum ist bis zum 10. September dienstags bis samstags von 13 bis 17 Uhr sowie sonn- und feiertags bereits von 11 Uhr an zu sehen, die Ausstellung in der Stadthalle nur während Veranstaltungen

oder nach Absprache (Telefon: 0 71 61/6 50-1 35) bis zum 28. Juni. Am Mittwoch, 24. Mai, wird um 20 Uhr in der Stadthalle im Märklinsaal der Film "Puglia Imperiale" gezeigt, eine Filmreise durch die Landschaft Friedrichs II. Am 28. Juni referiert im Märklinsaal Wolfgang Stürmer über den Stauferkaiser und Apulien. Am 11. Juli wird im Museum ein neues Buch über die Stauer von Knut Görich vorgestellt. Zur Ausstellung ist auch das Buch "Arthur Haseloff und Martin Wackernagel. Mit Maultier und Kamera durch Unteritalien" im Ludwig-Verlag erschienen. Neben fünf Aufsätzen zu Haseloffs Forschungen enthält es einen Reisebericht Wackernagels sowie den Katalog zur Ausstellung. Es ist im Museum für 20 Euro erhältlich. non

Vor 100 Jahren hat Arthur Haseloff mit seiner Kamera die Ruinen staufischer Bauten in Unteritalien auf Glasplatten gebannt. Foto Rudel/Murat

LA GAZZETTA DEL MEZZOGIORNO

Gazzetta del Mezzogiorno
 Invia per fax
 i tuoi annunci
 gratuiti
 Numero Verde
800-479-479

**CULTURA
 &
 SPETTACOLI**
 Foggia & Provincia

Lucera/ Già disponibili per l'intervento 375 mila euro. Sopralluogo dell'Istituto Germanico di Roma

Castello, ripartono gli scavi

E gli archeologi torneranno sulle tracce del «gigante»

LUCERA - Riflettori puntati sul sottosuolo della fortezza svevo angioina e sulle ricchezze archeologiche che potrebbe custodire da millenni.

A cominciare dalla «mitica» acropoli della Luceria romana del I secolo a. C. per arrivare, con un viaggio a ritroso nel tempo, all'età del ferro, al X secolo a. C., l'epoca cui appartengono i resti dello zoccolo in muratura di un'abitazione neolitica scoperta nel giugno del 2004 dall'équipe di archeologi guidata dal romano Marco Fabbrì. Ad effettuare indagini preliminari a nuove campagne di scavi archeologici questa volta però sono studiosi tedeschi.

Domenica scorsa al castello svevo angioino ha fatto un primo sopralluogo il direttore dell'Istituto Germanico di Roma Michael Matheus.

Lo studioso tedesco ha mostrato ottimismo sulla possibilità di effettuare scavi e scoperte archeologiche nell'area della fortezza. «Conosciamo bene la storia del castello di Lucera e del potenziale sito archeologico che custodisce nel suo sottosuolo. Il mio istituto», spiega Matheus, «ha curato una pubblicazione sui castelli di Puglia già un secolo fa».

Quello del direttore dell'Istituto germanico è un viaggio sulle orme dell'imperatore Federico II e dei tanti tedeschi che dalle parti del castello sono passati, nel corso dei secoli.

Come il guerriero longobardo la cui tomba del VII secolo d. C. fu scoperta due anni fa nell'area del castello.

I resti del «gigante» - così fu ribattezzato il guerriero longobardo data la sua altezza di circa due metri - e del suo corredo funerario fatto di spade ed ornamenti, colpirono molto gli studiosi facendo risorgere un episodio quasi dimenticato della storia cittadina, la distruzione di Lucera nel 688 d. C. ad opera dell'imperatore bizantino Costante II, giunto nel Meridione per ricacciare nel Nord d'Italia i longobardi, che nel loro viaggio verso la grotta dell'arcangelo Michele - dei quali erano devoti - avevano fatto di Lucera sede di un gastaldato. «Siamo a conoscenza della recente scoperta del guerriero longobardo, abbiamo avuto contatti con Giuliano Volpe il nostro obiettivo però», spiega il direttore dell'Istituto storico germanico di Roma - è di effettuare campagne di scavi archeologici per rinvenire reperti di età classica, del-

Grande interesse per la tomba del guerriero longobardo del VII secolo, scoperta due anni fa nell'area della Fortezza. Il sito come punto di forza per richiamare i turisti. Una convenzione con l'Università



Il Castello svevo angioino di Lucera e uno scavo archeologico

Cinema/Oggi, tre proiezioni e dibattito

Il regista Pietro Reggiani ospite al Falso Movimento

È dedicato a «L'estate di mio fratello», di Pietro Reggiani, l'incontro di oggi con i registi del cinema indipendente italiano, indetto dal cinema Falso Movimento. Dopo le proiezioni del film (alle 18, alle 20 e alle 22) il regista interverrà per rispondere alle domande del pubblico. Vincitore dell'ultima edizione del Festival del Cinema Indipendente, il film ha una storia particolare: le riprese, cominciate nell'estate del '98, si sono concluse cinque anni più tardi. Reggiani era assalito da dubbi su alcuni passaggi della sceneggiatura e sul finale della storia. A questi ripensamenti si aggiungono poi problemi di ordine finanziario, come sempre accade nei film autoprodotti. Il film è ambientato a Verona (la città del regista), negli anni Settanta. Il protagonista, figlio unico di una coppia in crisi, tende a isolarsi e a fantasticare e così, quando i genitori gli dicono che presto avrà un fratellino, Sergio comincia a pensare con angoscia alle cose cui dovrà rinunciare...

l'età romana. Certo - sorride Matheus - dovremmo trovare reperti di altre epoche non

potremmo non tenerne conto e comunicare tutto alla nostra sede centrale di Tre-

viris.

La visita di domenica - effettuata in compagnia dell'assessore alla Cultura Franco Calabria e del funzionario comunale Franco Pellegrino e Giovanni Consoletti - è soltanto la prima di quelle effettuate dal gruppo di studiosi dell'Istituto storico Germanico.

L'équipe di archeologi farà una serie di sondaggi geofisici per tutta la settimana nell'area del castello e nelle zone limitrofe per avere, così, le idee più chiare sul da farsi e porre le condizioni per campagne di scavi archeologici.

«Siamo già lavorando come Istituto per avere una copertura finanziaria per eventuali campagne di scavi archeologici», spiega Matheus, che si riserva di rendere noti nei prossimi giorni gli esiti dei sondaggi geofisici.

«Siamo soddisfatti per questo rinnovato interesse per il

nostro castello da parte dell'Istituto germanico di Roma», spiega l'assessore Franco Calabria - gli studi dell'Istituto spero possano andare ad intersecarsi con quelli che stiamo per avviare, grazie alla progettazione dell'architetto Stefano Serpenti e ad una convenzione con l'Università di Foggia, che stiamo di sigillare al più presto e per la quale ho già avuto contatti con il prof. Giuliano Volpe. I finanziamenti per campagne di scavi archeologici li abbiamo già trovati: 375.000 euro, di cui 250.000 da fondi Acri a cui si unirà un cofinanziamento del Comune. Eventuali scoperte archeologiche non potranno che arricchire - conclude Calabria - il patrimonio monumentale della città, fare luce sulla nostra storia remota e contribuire a far aumentare il flusso di visitatori legati al turismo culturale».

Francesco Barbero

Feuilleton

Man betet deutsch

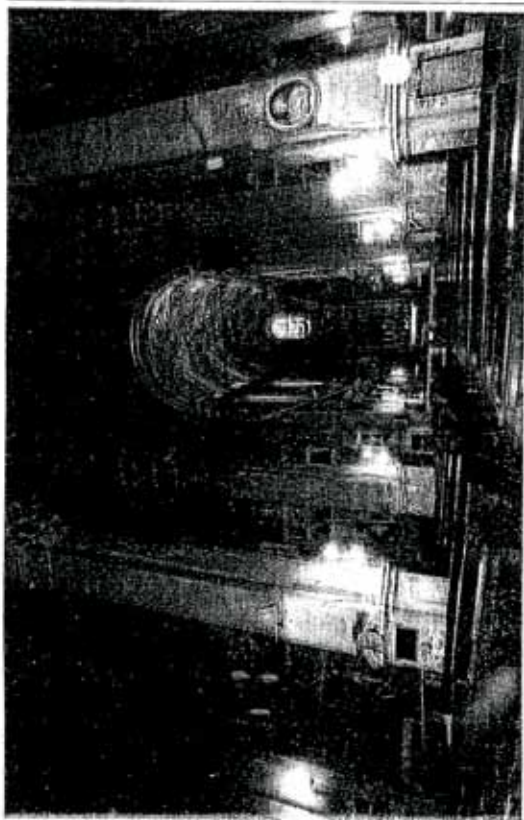
Sechshundert Jahre germanische Nationalkirche in Rom

ROM, im Juni | dem Namen Cusanus in der Vineski-Kirche. Das Schicksal der Stummheit für die Anima-Hospital, dessen Botschaft der Kaiser gleichfalls angelehnt war, zehrt. Erst 1887, also dreitausendzwanzig Jahre nach dem Tod des Heiligen, wurde der Wappenstein des Karmittels - ein roter Kreis - im Portal angebracht, um an seine Spende für einen Erwerbsloshaus zu erinnern. Neben überschwängliche unermüdete Pflege von Nikolaus' Andenken bucht dessen eifriger Sekretär, den Abbever Domenico Petter von Erkelenz, der sich nicht nur um das Cusanus-Spital in Köln kümmerte, sondern aus dem Leprosen auch eine Stollenstiftung in Deventer ins Leben rief.

Dass nicht nur Mönche, Karthäuser und Dominikaner die Anima besetzten, legte Christiane Schuchardt in ihrem Vortrag über die frühen Stiftungsbüchlein dar. Den päpstlichen Privilegienurkunden und Mobilienakten ließ sich entnehmen, wie sich das Pilgerspital gegen die Konkurrenz der benachbarten Kirchenstiftung von Santa Maria della Pace wehren musste und wie stadtrömische Bürger auf Kosten der Reichsarchie ihren Hausbesitz zu erwerben versuchten. Zu den Schmerzbrütern des Hauses zählten etwa der päpstliche Advokat und Chiroas Diestrad von Nism aus Westfalen oder der berühmte Zerkowenmeister Johann Bückardt, der die Orgeln des Borgo-Papstes Alexander VI. für die Nachwelt aufzeichnete.

Hatten sich nach der Gründung auch viele deutsche Handwerker dem Anima-Spital angeschlossen, so geriet dieses später an einer sehr exklusiven Vereinigung von Februarerzogen des deutschen Kaiserhauses festhalten. Mit dem Erstgenannten, dem Kaiser, wurde durch diese heiligen Köpfe wisse dann auch im beneideten Jahrhundert die heilige noch bestehende Hülfskirche mit ihren vielen Grabmälern erbaut. Hier liegt beispielsweise der niederländische Kanalarb und päpstliche Nadelstichwäcker Wilhelm von Endeavour einträglich neben dem Kardinal Johannes Gröpper aus Soest, beide überwandten späteren im Fode alle bürgerlichen Spaltungen, die später nationalstolz verteidigt wurden.

Noch bei der Papstwahl des Jahres 2005 hatte die kongregierte Gewächse der deutschen Reichsunion zu Mitgliedern der Reichsunion geführt: Damals war der in Santa Maria dell'Anima bestattete Hadrian VI. als letzter deutscher Papst vor Benedikt XVI. bestattet worden, was in den Niederlanden mit



Zum Studium der nicht oder weniger weltläubigen Grabmäler von italienischen Deutschbarn in der Anima-Kirche hatten die altbarnischen Abhängigkeiten wenig Zeit. Immerhin mussten sie keine Reisegruppe nach Genf erreichen.

der Anima-Kirche durch die Anima-Rokko für gewisse Verarmungen besorgt hatte. Reichsrechtlich gehörten die reformierten Niederlande zum Reich (und nicht zum bürgerlichen) Reich, einem der am 16. März 1569 in Brüssel durch den Vertrag von Westfalen und Mitglied des niederländisch-westfälischen Reiches. Der erste Bischof, der nicht mehr als Fürstbischof regierte, war Willem von Nassau, eingesetzt durch Kaiser Karl V. nach Hadrianus Tod. Wie kurz nationale Zeitungen in der weltunabhängigen Zeit (1609) der Vizeköniglichen Inseln hatte

Schmidlin, eine monumentale Geschichte des Hauses mit sechs deutschsprachigen Einführungen vorgelegt. Doch als der Elbinger Schmilgen sich später als Professor der Missionen als unversöhnlicher Gegner der Nationalsozialisten erwies, brachten ihn diese im Konzentrationslager um.

Ähnlich klare Werte zu Widerstand und Kolonialismus hätte man sich beim Vortrag von Johann Ickx gewünscht. Der erzählte von der komplizierten Einrichtung der Kriegergedächtnisspille in der Krypta

des katalanischen Botschaftern Reserveromanischer Ausflüge nach Neapel und Pompeji ist. Da aber die Kirche den Besuch von sieben Abhängigkeiten an einem Tag geboten, kam es oft zu einem regelrechten Kultschuss. Pilgerinnen die Deutschheimler zu Fuß oder hielten sie sich ruppig Berdier von Hals, konnte es zu Handgrifflichkeiten mit dem Fußleuten oder gar polizeilicher Haft kommen. Die Anima mit ihren diversen Kapellen war auf den Ansturm eingedacht, bot für Priester und Bischöfe auch preiswerte Unterkünfte. In einem haben sich die Deutschen und Österreicher seit Kaiserzeit allerdings dienstlich gewandelt. Während man heute in allen Nationen Germanien nach Gruppen, Pasta und Cappuccino um so leicht, überlässt manches Pilgergebäude das Leiden an der mediterranen Kirche. „Schon eine Woche unterwegs - und immer noch kein Brauten und Kabbelt.“

2188 SCHUMER

Aspekte der über 600jährigen Geschichte von »Santa Maria dell'Anima«

Historisches Zentrum der »Deutschen« im Herzen Roms

Aus Anlaß des 600jährigen Jubiläums der Kanonischen Errichtung von »Santa Maria dell'Anima« fand in Rom ein Internationales Symposium statt. Es wurde von der »Anima« und dem Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom organisiert und beschäftigte sich mit der Geschichte dieser »deutschen« Stiftung in Rom.

Der Direktor des Deutschen Historischen Instituts, Prof. Michael Mathias, betonte die bedeutende Rolle der im 14. Jahrhundert als Hospiz für deutsche Pilger in Rom gegründeten »Anima« als herausragende Begegnungsorte zwischen Nord und Süd. Ihre Geschichte müsse aber stets im Zeitkontext gesehen werden. Am Anfang standen die Einwanderungswellen von Handwerkern aus dem Norden, die sich in Rom niederließen, wo nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon im Jahre 1377 und im Verbindung mit dem Großen Abendländischen Schisma auch zahlreiche deutsche Kleriker an der Kurie wirkten.

Handwerker und Kleriker

Kleriker und Laien sollten – in einem nicht immer gleichbleibenden Verhältnis – die Geschichte der »Anima« bestimmen. Was die Zuzügler aus dem Norden verantrieb, war, daß sie sich als »deutsch« begriffen. Die ewige Stadt war im 14. bis ins Mittelalter wie kaum eine andere in Europa von der Anwesenheit von Fremden geprägt, die als Pilger, Kurial, Bankiers, Spezialisten für bestimmte Handwerke – die Deutschen waren insbesondere als Bäcker, Schuster und Leinwandhersteller geschätzt – hier eine mehr oder weniger beständige neue Heimat fanden. Auch die Franzosen, Aragonesen, Kastilier und selbst die kleine Kolonie der auf den Verkauf von Devotionalien spezialisierten Engländer suchten den landsmannschaftlichen Zusammenhalt. In einer teilhabigen Zeit wie der des Mittelalters war es den Menschen ein Bedürfnis, diese Gemeinschaft auch in eigenen Bruderschaften, im gemeinsamen Gottesdienst und in karitativen Werken zu erleben. Jede »Nation«, die auf sich hielt, errichtete sich eine eigene »Nationalkirche«.

Dr. Christiane Schuchard (Berlin) stellte zunächst das im Original erhaltene päpstliche Exemptionsprivileg von 1406 vor, das dem kirchlichen Status des Pilger Hospizes garantierte und den Anlaß für die Jubiläumsschrift bietet. Ein abschließend überlieferter Abakbrief von 1398 referiert die eigentliche Gründungsgeschichte. Demnach war die Initiative für die Errichtung des Hauses von einem Ehepaar aus Dordrecht (Niederlande) ausgegangen, der Mann, Johann Pieter, war päpstlicher Leibarzt (serviens armo-num). Der reiche Kuriale Dietrich von Niem, der auch großen Einfluß auf die zunächst von Laien dominierte Bruderschaft nahm, unterstützte die Gründung großzügig. Weitere päpstliche Privilegien sicherten der »Anima« das Begräbnisrecht und Pfarrechte.

Im Archiv der »Anima« wird das Bruderschaftsbuch aufbewahrt, das viele prominente Namen enthält: u. a. war Nikolaus von Kues (1401–1464) Mitglied der Bruderschaft. Prof. Mathias ging in seinem Beitrag den Störungen »Casus« in Rom und im deutschen Reich nach, an denen sich die Bedeutung des Karinals für den kulturellen Austausch zwischen Italien und dem Norden ablesen lasse. Nikolaus von Kues war im Spätmittelalter einer der wenigen deutschen Karidine. Obwohl er als »ermer« Kardinal galt, waren seine Störungen von beachtlichem Zuschnitt, bekannt ist vor allem das St. Nikolaus-Spital in Bernkastel-Kues. In Rom stiftete er zugunsten der »Anima« einen für betagte Priester gedachten Erweiterungsbau des im Palazzo Vescovi gegenüber Andrea Hospitals. Sein Gedächtnis bewahrt seine römische Thalkirche »San Pietro in Vincula«, wo er bestattet wurde. Der Vergleich des römischen Grabmonuments mit den Werken in Bernkastel-Kues läßt eine im Kreis des Casus gepflegte Kunstausführung erkennen, die bewußt die Verschmelzung von nördlich der Alpen übli-



»Santa Maria dell'Anima«: Detail der Decke über dem Hauptportal der Kirche.

chen Stilmotiven mit denen der italienischen Renaissance sucht.

Die finnische Historikerin Dr. Kirst Salonen hat die Namen von Skandinaviern gesammelt, die sich im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Bruderschaftsbuch der »Anima« eintragen ließen. Aus weiteren Hinweisen fügte sie ein lebendiges Bild ihrer Karrieren zusammen. Die meisten Perstrichketten waren geistlichen Standes und bekleideten in den Herkunftsländern hohe Ämter. 1474 stiftete König Christian von Dänemark während seines Romaufenthalts der »Anima« einen Besuch ab, was nicht verwundert, da er als Herzog von Holstein dem Deutschen Reich angehörte. Nach der Reformation in Skandinavien um 1530 ließen sich auch einige exilierte Katholiken in Rom nieder. Für die Dänen lag der Kontakt mit der »Anima« auch deshalb nahe, weil sie – anders als die Schweden mit dem Hospiz der hl. Birgitta – über kein eigenes Zentrum verfügten.

Kunst und Musik

Die »Anima« war auch eine Stätte, an der Kunst und Musik gepflegt wurden. Schon immer galt die Kirche mit ihren drei in gleicher Höhe gewölbten Schiffe und ihrem mit bunten Ziegeln geschmückten, spitzenaufwendigen Turm als eine Besonderheit in der von Renaissance und Barock geprägten ewigen Stadt. Wie die Kunsthistorikerin Eva Reichart (München) ausführte, erfolgte der 1499 beschlossene Neubau der Kirche bewußt in Konkurrenz zu den anderen Nationalkirchen in Rom. Doch ist es bei genauerer Betrachtung nicht so sicher, ob dem damals lebenden Provisoren (Leitern) der Bruderschaft tatsächlich – wie man lange glaubte – ein gotischer Kirchenbau nach Vorbild nördlich der Alpen vorzuziehen. Denn denkt man sich die späteren Eingriffe und neugotischen Übermalungen weg, nähern sich die korinthischen Pflaster und die Rundbögen doch den Vorstellungen einer Renaissance-Kirche. Nicht von ungefähr gibt es einen Hinweis, wonach der berühmte Renaissance-Architekt Bramante an den Plänen für die »Anima« mitgewirkt habe. Schon die Zeitgenossen – wie der Papst Pius II. (1458–1464) – schätzten die lichtdurchfluteten Hallenkirchen nördlich der Alpen wegen ihrer Helligkeit – ein Raumdruck, der sich bei der »Anima« wegen der engen Bauverhältnisse nur bedingt erreichen ließ.

Die »Anima« birgt mit der vor einigen Jahren restaurierten, barockrohen »Markgrafenkapelle« ein künstlerisches Kleinod, das Dr. Nicole Hegener (Rom) vorstellte. Die Ausstattung der Kapelle im linken Seitenschiff der Kirche wurde aus Mitteln des Erzbischofs von Mainz, Karl-Heinrich Albrecht von Brandenburg (1490–1545), finanziert. Der Kirchenfürst wollte sein Andenken an der Nachwelt durch beeindruckende Kunstwerke sichern. Die Markgrafenkapelle präsentiert sich in strahlendem Glanz und ist aus einem Guß geschaffen. Das ist das Vermächtnis des hervorragen-

den Malers Francesco Salviati (1510–1563), der dem hier in anbetender Haltung porträtierten Kardinal, der sie römischen Boden betreten hatte, ein bleibendes Denkmal setzte. Für die Bezahlung des Künstlers sorgten zwei Vertreter Abrechts an der Kurie, deutsche Kleriker, deren Bild zur ebenfalls bewundert werden kann.

Die Bedeutung der »Anima« für die Fest- und Musikkultur wurde zum Auftakt der Tagung mit einer Aufführung von Werken Christiaan van der Amelins unterstrichen (Bericht in Nr. 22, S. 5). Nachdem die deutsche Stiftung 1518 unter dem Schutz des Kaisers gestellt worden war, erhielt sie immer mehr die Funktion einer nationalpolitischen Schaustätte. Der Musikwissenschaftler Dr. Rainer Heynk (Gießen) zeichnete die wichtigsten Stationen des Musiklebens an der deutschen Einrichtung nach: von der Berufung des ersten Kapellmeisters im Jahre 1585 bis zu den Kompositionen des 18. Jahrhunderts. Damals wurden in enger Absprache mit dem Gesandten des Kaisers und Tolesfälle des Hauses Habsburg geführend geleitet. Den Wünschen aus Wien ergeben, wurde das Namenfest des regierenden Kaisers und 1722 das Fest des böhmischen Nationalheiligen Johannes Nepomuk dem liturgischen Festkalender der »Anima« hinzugefügt. Die Kosten für die opulente Festdekoration und das obligate Feuerwerk trug der Kaiser. Dieser Glanz hatte mit der Französischen Revolution und der anschließenden Besetzung Roms durch die Franzosen um 1800 ein Ende. In dieser Zeit wurde die Kirche zu einem Pferdestall umgewandelt; die Musikalien der Kapelle gingen unwiederbringlich verloren. Doch noch heute wird die musikalische Tradition an der »Anima« gepflegt.

Wirtschaftliche Grundlagen

Blühende Kunst und Musik müßten aber ebenso bezahlt werden wie die Ausgaben für ein Pilgerhospiz oder – heute – für das Priesterkolleg. Es ist deshalb verständlich, daß sich die Tagung auch für die wirtschaftlichen Grundlagen der Einrichtung interessierte. Der Wirtschaftshistoriker Prof. Luciano Palermo (Rom) verglich die Lage von »Santa Maria dell'Anima« mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Roms im 15. und frühen 16. Jahrhundert, als der Besitz von Häusern gegenüber dem Agrarsektor an Bedeutung gewann. Die Buchführung der Bruderschaft beschränkte sich auf einfache Listen der Ausgaben und Einnahmen in chronologischer Abfolge. Dieses im Vergleich zur doppelten Buchführung in Bankhäusern anspruchsvollere Wirtschaftswesen, so der Referent, bedurfte bedingt gewesen, daß ihr Zweck nicht reines Gewinnstreben war, sondern das Aufbringen der Mittel für den Stuhnpauftrag, u. a. für die Arbeit an den Bestirgten. Die Einnahmen bestanden in Almosen, testamentarischen Hinterlassenschaften (auch solchen der aufgenommenen Krankenkinder) und Mieten.

Die Kunsthistorikerin Silvia Puzo (Rom) zeichnete die Stationen des systematischen Häuserbaus durch die »Anima« nach, dessen Ziel es war, den gesamten städtischen Häuserblock neben der Kirche in die Hand zu bekommen. Das Ziel wurde erst nach Jahrhunderten – nicht zu leicht mit Hilfe mancher großzügiger Stifter und vermöglicher Zukauf – erreicht. Aber es gab auch Rückschläge, zum Beispiel unter dem Papsten Sixtus IV. (1471–1484) und Alexander VII. (1653–1667), die die benachzte Kirche »Santa Maria della Pace« bevorzugten, für deren Verplatz einige Häuser des Hospitals weichen mußten.

Ein Teil der Tagung war der Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert gewidmet. Der Wiener Professor Rupert Kläber beleuchtete die Rolle des 1859 eingerichteten Priesterkollegs für die deutschen und österreichischen Rompilger von 1877 bis 1914. Dank der neuen Eisenbahnverbindungen zog die ewige Stadt damals wie normal zuvor Massen von Pilgern an. Dem Priester, der 1870 dem Kirchenstaat verloren hatte, begeisterten die Pilger mit Begeisterung, seien es nun arme Haushälterinnen oder vermehrte Adlige gewesen. Die Rektoren und Priester der »Anima« sorgten für die geistliche Betreuung und bezahlten die Ausgaben zu den sieben Pilgerkirchen und zu den Katakomben. Schon damals war der Höhepunkt der Romreisen der Ausreise zum Heiligen Vater, den die Pilger aber in Ermangelung einer Außenstelle und von Großreisenwänden erst nach langem Warten in Vorlesern zu Gesche bekamen.

Größe und Tragik

Die Geschichte der Anima ist von Menschen getrieben. Und so führt es auch nicht – insbesondere in der bewegten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – an tragischen Momenten. Man denke nur an den Verfasser der Jubiläumsschrift zum 500jährigen Bestehen der Anima von 1906, die von nationalem Pathos durchdrungen ist. Sein Autor, Josef Schmidlin, war später ein glühender Gegner des Nationalsozialismus und kam 1944 im Konzentrationslager aus. Der Archivar der Anima, Dr. Johan Icks, berührte in seinem Beitrag zur Kriegsgedächtniskapelle in der Anima-Kirche die Vita des wohl unstrittigen Rektors, Bischof Alois Hudal (1910–1963), der in den bewegten Jahren von 1923 bis 1952 das Haus leitete. Bischof Hudal hatte die Nähe zum nationalsozialistischen Regime im Deutschen Reich gesucht und 1936 die Schrift »Die Grundlagen des Nationalsozialismus« verfaßt. Daß die NS-Regierung dem Thalarbischof von Eln, der sich später für die von den Nationalsozialisten in Rom verfolgten Juden und Widerstandskämpfer einsetzte, schon damals mittraue, geht aus den Umständen der Errichtung der besagten Kriegsgedächtniskapelle im Jahre 1937 hervor. Nur dank seiner guten Beziehungen zu österreichischen und italienischen Stellen gelang dem Bischof die feierliche Umgestaltung der steten Überreste von Soldaten der deutsch-österreichischen Armee, die im Ersten Weltkrieg als Kriegsgefangene in Rom und Larnum verstorben und an verschiedenen Orten bestattet worden waren. Rektor Hudal, der selbst Weltkriegsveteran war, handelte aus religiösem Pflichtgefühl gegenüber seinen »Kameraden«, was den Herren des Dritten Reiches keineswegs gefiel.

Insgesamt gaben die Beiträge der anregenden Tagung Zeugnis vom Reichtum des Archivs dieser deutschen Stiftung, das noch zahlreiche neue Aufschlüsse zur Geschichte der Institution verspricht und von länderübergreifender Bedeutung ist. Denn das Adjektiv »deutsch« – auch dies wurde auf dem Symposium immer wieder deutlich – bezieht sich auf das Territorium des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und die gemeinsame Sprache, weswegen das Päpstliche Institut »Santa Maria dell'Anima« heute wie damals Priesteramtskandidaten und Gästen aus allen deutschsprachigen Ländern offensteht.

Andreas Rehberg

Hubert Wolf

Wo ist der mörderische Mönch?

Dan Brown würde staunen: Der Vatikan öffnet die Archive des gesamten Pontifikats von Pius XI. für die Forschung

Der Vatikan macht weitere Quellen zum Thema „Faschismus und Nationalsozialismus“ zugänglich. Am kommenden Montag, dem 18. September, öffnet das Vatikanische Geheimarchiv alle Bestände des Pontifikats von Pius XI. (1922 bis 1939) für die Forschung - diese Nachricht, die im Juli bekannt wurde, hatte zwar kurzfristig für Schlagzeilen gesorgt, aber Kenner der vatikanischen Archive nicht überrascht. Im Gegenteil: Die „Apertura“ war lange erwartet worden.

Ursprünglich bereits für Februar dieses Jahres geplant, erfolgt sie nun pünktlich zum Start des neuen Archivjahrs des Archivio Segreto Vaticano, das jeweils nach zweimonatiger Sommerpause Mitte September beginnt. Sie liegt in der Konsequenz der vatikanischen Archivpolitik der letzten Jahre: Zu Beginn der neunziger Jahre wurden die Akten des Pontifikats Benedikts XV. (1914 bis 1922) zugänglich; 1998 folgte - von vielen als Sensation gewertet - die Öffnung der Archive von „Heiliger Römischer und Universalen Inquisition“ und Indexkongregation, die sich als „geheimste aller Kirchenarchive“ in der Obhut der Kongregation für die Glaubenslehre und somit nicht im Vatikanischen Geheimarchiv befinden. 2003 schließlich kam es zu einer vorgezogenen Teilöffnung „deutscher“ Akten aus der Zeit von Pius XI.

Seit der erstmaligen Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs durch Leo XIII. 1880/81 ist kaum ein Jahrzehnt vergangen, in dem nicht neue Bestände konsultierbar wurden. Und die Veröffentlichungen, die auf vatikanischen Archivalien basieren, könnten inzwischen selbst eine Bibliothek füllen. Trotzdem ist diese Tatsache allen Bemühungen der Historiker und des Archivs zum Trotz bislang kaum ins allgemeine Bewußtsein vorgedrungen. Immer wieder hat das Vatikanische Geheimarchiv Stoff für Spekulationen, Polemiken und Romane geboten. Man assoziiert mit ihm wohlgehütete Geheimnisse hinter den hohen Mauern des Vatikans und für den Bestand der katholischen Kirche gefährliche Quellen, die nie an die Öffentlichkeit kommen dürfen, kurz: mysteriöse Schauermärchen. Mit diesem Topos läßt sich nach wie vor mehr Geld machen und mehr Publicity erreichen als mit solider wissenschaftlicher Arbeit.

Dan Brown ist dafür das prominenteste Beispiel. In Dutzenden von Interviews wird man gefragt, ob es denn im geheimen Archiv des Vatikans wirklich derart zugehe, wie es der amerikanische Schriftsteller so eindrucksvoll beschreibe. Historische Aufklärungsarbeit tut not, denn nicht wenige Leser nehmen das in dem Thriller „Illuminati“ Geschilderte für bare Münze: „Das Archivio Vaticano. Einer von Robert Langdons Lebensträumen wurde wahr“ - so charakterisiert Dan Brown die Empfindungen seines Helden, des Professors für religiöse Symbolik in Harvard, als der erstmals das Vatikanische Geheimarchiv betreten darf. Mehrfach seien seine Bitten um Benutzung vom zuständigen Präfekten des Archivs, den sich Brown mit einer Panzerfaust bewaffnet vorstellt, abgewiesen worden: „Langdon kannte keinen einzigen amerikanischen nichtkatholischen Gelehrten, dem Zutritt zu den Vatikanischen Geheimarchiven gewährt worden wäre.“ Zugang erhalte nur, wer konfessionell zuverlässig sei, wissenschaftliche Kriterien

spielten keine Rolle.

Dann folgt eine Beschreibung des „Allerheiligsten“ des Geheimarchivs: „Das Bild, das er sich im Lauf der Jahre von diesem Raum gemacht hatte, hätte unzutreffender nicht sein können. Langdon hatte sich staubige Bücherregale vorgestellt, die von alten, zerfledderten Folianten überquollen, Priester, die bei Kerzenlicht die Bestände katalogisierten, Bleiglasfenster und Mönche mit Federkielen über Schriftrollen, was nicht einmal annähernd der Wirklichkeit entsprach. Auf den ersten Blick erschien der Raum wie ein dunkler Flugzeughangar, in dem jemand ein Dutzend frei stehender Racketballfelder mit gläsernen Wänden gebaut hatte. Es waren Büchertresore, hermetisch gegen Feuchtigkeit und Wärme isoliert, luftdichte Kammern, die verhindern sollten, daß das alte Papier und Pergament noch weiter zerfiel.“ Sie zu betreten war wegen des hier herrschenden Unterdrucks und geringen Sauerstoffgehalts lebensgefährlich, wenn nicht von außen ein „fremder Bibliothekar die Sauerstoffzufuhr regulierte“.

Doch nichts von dem, was Dan Brown beschreibt, trifft zu. Es ist nicht einmal gut erfunden. Das einzige, was stimmt, ist, daß für jeden Historiker, der in dieser einmaligen Sammlung arbeiten darf, ein Lebenstraum in Erfüllung geht, so immens und einmalig sind ihre Quellenbestände, nicht weniger als 85 Kilometer Akten. Hier kann man tatsächlich täglich neue Entdeckungen machen - von der Mediävistik bis zur Zeitgeschichte und weit darüber hinaus. Das einzige Zulassungskriterium ist die wissenschaftliche Kompetenz: Wer hier forschen will, braucht die Empfehlung einer universitären Institution, sollte Erfahrungen mit der Recherche in großen Archiven sowie gute Sprachkenntnisse zumindest in Latein und Italienisch und ausgewiesene paläographische Fertigkeiten mitbringen. Das Taufbuch spielt überhaupt keine Rolle: An den rund siebzig Arbeitsplätzen im Benutzersaal arbeiten mindestens so viele nichtkatholische Wissenschaftler wie katholische. Priester in Soutane und Mönche im Habit sind keineswegs in der Mehrheit. Mit einem Flugzeughangar und einem High-Tech-Szenarium mit gläsernen Unterdruckbehältern als Büchertresoren hat das Vatikanische Geheimarchiv beim besten Willen nichts gemein.

Überhaupt scheint Dan Brown den Unterschied zwischen einer Bibliothek und einem Archiv nicht so genau zu kennen. Und der Präfekt des Archivs ist keineswegs ein Geheimdienstmann mit Panzerfaust, der seine Archivschätze gegen jeden Eindringling mit Waffengewalt verteidigen würde; ein ausgewiesener Historiker und erfahrener Archivar vielmehr, dessen Hauptziel es ist, die Archivalien sachgerecht zu verwahren, zu erschließen und sie möglichst umfassend der historischen Forschung zur Verfügung zu stellen.

Schon der Name „Vatikanisches Geheimarchiv“ scheint für falsche Assoziationen zu sorgen. Er hat nichts mit Geheimnissen oder Geheimhaltung zu tun, sondern meint zunächst einmal eher „privat“. Das Archivio Segreto Vaticano ist kein öffentliches Archiv in gewöhnlichem Sinne, sondern das Archiv eines Souveräns, des Papstes, der das volle Verfügungsrecht über die Bestände hat. Es hatte ursprünglich allein die Aufgabe, den Päpsten und ihrer Kurie als Verwaltungsarchiv zu dienen. Dazu wurden von Paul V. (1605 bis 1621) im Jahr 1612 die bislang verstreuten Archivalien der kurialen Überlieferung, deren früheste Sammlungen ins dritte Jahrhundert zurückreichen, im Vatikan in einem „neuen Archiv“ zentralisiert. Hierher kamen

FAZ 16.09.2006, Nr. 216, S. 41 . Text Seite 3/7

vor allem Materialien aus dem Archiv der Engelsburg, der Apostolischen Kammer und der sogenannten Bibliotheca Secreta mit besonders kostbaren Dokumenten, die Sixtus IV. (1471 bis 1484) hatte anlegen lassen.

Auch Priesterstudium und Frauensport interessierten

Vielleicht hat das Geheimarchiv seinen Namen von dort übernommen. Ansonsten kommen Geheimarchive von Souveränen, die ausschließlich deren Regierungshandeln dienten, zahlreich vor, auch wenn das heute meist in Vergessenheit geraten ist. Zu nennen sind hier beispielsweise das „Preußische Geheime Staatsarchiv“ in Berlin oder das „Geheime Staatsarchiv“ in München. Durchaus nicht alle Archivalien des Vatikans liegen im Geheimarchiv, auch wenn sich glücklicherweise die Tendenz, zum Zentralarchiv des Vatikans zu werden, in letzter Zeit verstärkt hat. Die Kongregation für die Glaubenslehre, die „Propaganda“ und die „Pönitentiarie“ etwa betreiben nach wie vor ihre eigenen Archive.

Die Öffnung einiger Deutschland betreffender Bestände aus dem Pontifikat von Pius XI. im Februar 2003 fiel in gewisser Weise aus dem Rahmen vatikanischer Archivpolitik. Während man sonst immer die kompletten Akten eines Pontifikats auf einen Schlag zugänglich machte - nach Pius IX. (1846 bis 1878) Leo XIII. (1878 bis 1903), dann Pius X. (1903 bis 1914) und Benedikt XV. -, wurden 2003 vier Serien zu Pius XI. der historischen Forschung vorgezogen zur Verfügung gestellt. Es handelt sich um die Archive der Münchner und Berliner Nuntiatur sowie um die entsprechenden Gegenüberlieferungen im päpstlichen Staatssekretariat beziehungsweise der diesem zugeordneten Kongregation für die Außerordentlichen Kirchlichen Angelegenheiten in den Serien „Baviera“ und „Germania“.

Damit kann erstmals ausgewertet werden, was die Nuntien Eugenio Pacelli (in München und Berlin tätig von 1917 bis 1929), Cesare Orsenigo (1930 bis 1945 in Berlin) und Alberto Vassallo-Torregrossa (in München bis zur Aufhebung der dortigen Nuntiatur von 1925 bis 1934) an den Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri (er amtierte von 1914 bis 1930) beziehungsweise an Pacelli (1930 bis 1939) berichteten und welche Antworten, Instruktionen und Weisungen sie daraufhin erhielten. Auch die Handakten der Nuntien (Schriftverkehr, Gutachten, Denunziati-onsschreiben) werden zugänglich.

Erstmals läßt sich rekonstruieren, wie der Vertreter des Heiligen Stuhls an Ort und Stelle die deutsche Situation wahrgenommen und bewertet hat. Die Bandbreite der in den Nuntiaturberichten traktierten Themen reicht von der Einschätzung der politischen Situation und des Verhältnisses von Kirche und Staat in Deutschland zwischen Ende des Kaiserreichs und Beginn des Zweiten Weltkriegs über die Rolle des Zentrums und dessen geeigneten Koalitionspartner auf der „Rechten“ und der „Linken“ bis hin zu gesellschaftspolitischen Fragen wie Abtreibung, Frauensport, deutsche Hochschullandschaft oder Universitätsstudium der angehenden Priester. Zudem werden auch die personellen Netzwerke sichtbar, auf die sich die päpstlichen Nuntien in Deutschland stützten. Die römische Personalpolitik, namentlich bei der Besetzung der Bischofsstühle, läßt sich präzise nachzeichnen. Dabei wird deutlich, daß die Mitwirkung der

Ortskirche und des Staats möglichst minimiert werden sollte. Das weitreichendste Ziel überhaupt, nämlich daß der Papst die Bischöfe frei ernennt, konnte allerdings nicht erreicht werden.

Endlich fällt Licht auf die deutschen Prägungen des späteren Papstes Pius XII., der als Eugenio Pacelli nicht weniger als zwölf Jahre in Deutschland verbracht hatte (F.A.Z. vom 28. Januar). Seine Wahrnehmung des „Kulturkampf-Traumas“ der deutschen Katholiken und das Scheitern der päpstlichen Friedensinitiative von 1917 dürften die vatikanische Neutralitätspolitik während des Zweiten Weltkriegs wesentlich mitbestimmt haben, die das Papsttum als supranational auffaßte, weil auf allen Seiten der Front Katholiken standen. Hier kann man aber erst zu sicheren Aussagen kommen, wenn die Tausende von Nuntiaturreportagen Pacellis genauso wie die Orsenigos komplett erfaßt und in einer Edition zugänglich gemacht sind. An beiden Projekten wird derzeit in Kooperation mit dem Archiv selbst und dem [Deutschen Historischen Institut Rom](#) gearbeitet.

Bei allen neuen Forschungsmöglichkeiten hat die außergewöhnliche Öffnung des Jahres 2003 - eine Reaktion Johannes Pauls II. auf das Scheitern der vom Vatikan einberufenen jüdisch-katholischen Kommission zur Aufarbeitung des Themenfeldes „katholische Kirche und Schoa“ im Jahr 2000 - jedoch auch zahlreiche Grenzen deutlich gemacht. Hier sind vor allem drei grundlegende Probleme zu nennen.

Zum ersten erwies sich die Konzentration auf Deutschland als großer Nachteil. Die kirchliche Wahrnehmung von globalen Phänomenen wie Antisemitismus und Judenverfolgung kann von „deutschen“ Quellen her allein nicht sachgerecht erfaßt werden, wenn auch das besondere Interesse für den deutschen Antisemitismus natürlich seine verständlichen Gründe hat. Der global player katholische Kirche agierte hier naturgemäß weltweit. Das Thema „Reichskristallnacht“ etwa wurde sicher nicht nur vom Berliner Nuntius nach Rom gemeldet. So haben die amerikanischen Bischöfe in einer öffentlich wirksamen Stellungnahme gegen diese Barbarei protestiert. Wie hat der Apostolische Delegat in den Vereinigten Staaten dem Staatssekretär Pacelli darüber berichtet? Und welche Antwort erhielt er?

Zum zweiten wurden 2003 die internen Akten des Staatssekretariats und namentlich die Sitzungsprotokolle der Kongregation für die Außerordentlichen Kirchlichen Angelegenheiten nicht zugänglich gemacht, so daß man die eigentlichen Diskussionen im Vatikan nicht nachvollziehen kann. Aus der Praxis der Kongregation vor 1922 ist aber bekannt, daß „heiße“ (kirchen)politische Themen in der Regel dort Gegenstand einer Sessio wurden. Hier finden sich ausführliche schriftliche Gutachten und nicht selten Einzelvoten der Kardinäle und des Staatssekretärs. Auf der Basis dieser Diskussionen innerhalb der Kurie erfolgte dann die Reaktion des Papstes oder des Kardinalsstaatssekretärs nach außen, etwa in Enzykliken, Rundfunkansprachen, aber auch in Instruktionen für die Nuntien. Immer wieder waren auch andere Kongregationen als kuriale Fachministerien in den Entscheidungsfindungsprozeß einbezogen, wenn ein Thema in ihren Zuständigkeitsbereich fiel.

Faschismus, Franquismus und Nationalsozialismus

Zum dritten wird die Konzentration auf Deutschland und den Nationalsozialismus - so zentral sie zweifelsohne ist - der Vielzahl der Herausforderungen, vor denen die katholische Kirche während der Regierungszeit von Pius XI. stand, nicht gerecht. Ohne ein entsprechendes historisches Koordinatensystem kann die Reaktion der Kurie auf den Nationalsozialismus nicht sachgerecht beurteilt werden. Dem Umgang Roms mit dem italienischen Faschismus, dem spanischen Franquismus, dem österreichischen Ständestaat, dem mexikanischen Antiklerikalismus oder dem sowjetischen Stalinismus - um nur die wichtigsten zu nennen - kommt in diesem Zusammenhang zentrale Bedeutung zu. Eine deutsch-vatikanische Geschichte kann man ohne die Rolle und Einschätzung der Kurie mit Blick auf den „Anschluß“ Österreichs, die Sudetenfrage oder das Münchner Abkommen und die sogenannte Appeasementpolitik ohnehin nicht schreiben. Die Quellen dazu aber finden sich in den österreichischen, tschechischen und englischen Sektionen des Vatikanischen Geheimarchivs.

Diese Probleme dürften vom 18. September an weitgehend lösbar sein, denn die „reguläre“ Öffnung des ganzen Pontifikats von Pius XI. bedeutet, daß alle Akten, die das Vatikanische Archiv für den Zeitraum vom 6. Februar 1922 (Regierungsantritt) bis zum 10. Februar 1939 (Todesstag des Papstes) verwahrt, der Forschung zur Verfügung gestellt werden. Das sind nicht weniger als etwa 100 000 archivalische Einheiten, also große Archivschachteln, Büschel, Faszikel, Volumen oder Bände mit jeweils bis zu tausend Blatt Umfang. Zugänglich werden das gesamte externe und interne Material des Staatssekretariats und der Kongregation für die Außerordentlichen Kirchlichen Angelegenheiten, die Archive von nicht weniger als achtzig Nuntiaturen und Apostolischen Delegaturen, der Konsistorialkongregation, der Datarie - um nur die wichtigsten zu nennen. Gegenüber den wenigen hundert Archiveinheiten der Teilöffnung von 2003 wird allein schon vom Umfang her der qualitative Sprung, den diese Apertura bedeutet, sichtbar. Jedes Thema der Jahre 1922 bis 1939 kann jetzt durch die verschiedenen vatikanischen Behörden verfolgt und in seiner ganzen Breite rekonstruiert werden.

Zwei Beispiele aus Italien und Österreich mögen dies illustrieren. Am 3. Oktober 1935 überfielen italienische Truppen, verstärkt durch Einheiten der faschistischen Parteimiliz, das Kaiserreich Äthiopien. Als der Vormarsch gegen Ende des Jahres ins Stocken kam, verlegten sich Mussolini und sein neuer Oberbefehlshaber Pietro Badoglio auf eine rücksichtslose Vernichtungsstrategie: Siedlungen wurden bombardiert, Giftgas wurde eingesetzt, junge äthiopische Kadetten wurden nach ihrer Gefangennahme in Massen exekutiert. Insgesamt kam wahrscheinlich eine Viertelmillion Äthiopier in den rund sieben Kriegsmonaten und im darauf folgenden, immer wieder aufflackernden Partisanenkampf ums Leben.

Am 9. Mai 1936 proklamierte der „Duce“ ein neues Römisches Reich, das nach anderthalb Jahrtausenden „auf den schicksalsträchtigen Hügeln Roms“ wiedererscheine. Der Kolonialkrieg wurde vorbereitet und begleitet von einer beispiellosen Propagandakampagne, an der auch Vertreter der katholischen Kirche entscheidend mitwirkten. Zahlreiche italienische Bischöfe nahmen begeistert die Darstellung des faschistischen Regimes an, nach der es sich in Afrika um eine Kulturmission im Namen eines römischen Universalismus handele, um einen Kreuz-

zug zur Befreiung der unterdrückten Äthiopier von der Sklaverei des Königs, des Negus, und um die Gelegenheit einer katholisch-faschistischen Mission unter imperialen Vorzeichen. Die jahrhundertealte Tradition des christlichen Reichs Äthiopien wurde von den Kirchenmännern ebenso beiseite gewischt wie die verbrecherischen Umstände dieser neuen „Reichsgründung“:

Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahren große Schritte bei der Analyse dieser Unterstützung gemacht. Dennoch bleiben viele Fragen offen: Warum schloß sich die Kirche, zumindest auf mittlerer und unterer Ebene, so willig dieser massiven Manifestation faschistischer Gewalt im internationalen Kontext an und wirkte so nicht nur affirmativ, sondern teilweise sogar radikalisiert am totalitären Projekt des Faschismus mit? Und wie stellte sich die Kirche, insbesondere der Vatikan, zu den äthiopischen Bestrebungen, die faschistischen Gewalttaten als Kriegsverbrechen zu verfolgen und die Täter zur Rechenschaft zu ziehen? Oder stützte man sich einfach auf eine bereits vorhandene kolonialistische Interpretationstradition? Die jetzt im Vatikanischen Geheimarchiv zugänglichen Dokumente lassen Antworten auf diese heiklen Fragen erwarten.

Das katholisch-autoritäre Österreich von Dollfuß

Ein Gott in der Verfassung vermag bis heute die Gemüter zu erhitzen. Ein Blick in die Vergangenheit lehrt, Vorsicht walten zu lassen, wenn Politik und Religion sich allzu symbiotisch miteinander verbinden. Österreich am 1. Mai 1934: der Tag, an dem die sogenannte „Maiverfassung“ in Kraft trat. „Im Namen Gottes, des Allmächtigen“, hieß es da, „von dem alles Recht ausgeht, erhält das österreichische Volk für seinen christlichen deutschen Bundesstaat auf ständischer Grundlage diese Verfassung.“ Ein politisches System verschaffte sich die Aura religiöser Legitimation - ein System, das bis in die Gegenwart hinein als autoritär, teils sogar als (austro) faschistisch eingestuft wird.

Die katholische Kirche indes mußte, so scheint es, nicht viel bedrängt werden, um in den ihr angetragenen Bund mit dem österreichischen Ständestaat einzuwilligen. Beruhte doch die neue Verfassung allem Anschein nach auf den Grundsätzen, die Papst Pius XI. 1931 in seiner Enzyklika „Quadragesimo anno“ aufgestellt hatte. Auch das Konkordat, das wie die Verfassung vom 1. Mai datierte, kam ihren Bedürfnissen weit entgegen. So gab es zwei Profiteure der jungen Liaison: Die Regierungen unter Engelbert Dollfuß und Kurt Schuschnigg erwiesen sich bis 1938 als getreue Stützen der katholischen Kirche in Österreich. Umgekehrt stabilisierte das vielfache Wohlwollen der österreichischen Bischöfe und sogar des Papstes höchstselbst die politische Herrschaft im Ständestaat in nicht zu unterschätzendem Maße.

Wie war es aber um die Verbindung von katholischer Kirche und Ständestaat in Österreich abseits von feierlichen Gesten bestellt? Wie bewertete die Römische Kurie das österreichische Experiment eines christlichen Ständestaates tatsächlich, und was erhoffte sie sich davon - für Österreich und darüber hinaus? Wie gut war man über Einzelheiten der österreichischen Tagespolitik, vor allem aber über solche Tendenzen des ständestaatlichen Regimes informiert, die man rückblickend als faschistoid bezeichnen könnte? War man bereit, sie wahrzunehmen, oder

FAZ 16.09.2006, Nr. 216, S. 41 .Text Seite 7/7

wurden sie als Preis der österreichischen „Wiederverchristlichung“ toleriert? Kurzum: Wie funktionierte der Bund von Kirche und Ständestaat im Beziehungsalltag? Wie symbiotisch waren Religion und Politik hier wirklich verbunden?

Die Männer im Zentrum der katholischen Kirche, so die Arbeitshypothese, betrachteten die Lage in Deutschland vor dem Hintergrund solcher ganz unterschiedlichen Erfahrungen, die sie in der Auseinandersetzung mit Italien, Mexiko und Österreich oder auch Spanien und der Sowjetunion gemacht hatten. Und umgekehrt dürfte ihre Wahrnehmung Deutschlands auf andere Länder abgefärbt haben. Zu welchen treffenden und falschen Urteilen das führte - auch dazu sollten in den 100 000 neu zugänglichen archivalischen Einheiten einige überraschende Beispiele zu finden sein. Wer von Montag an nach ihnen sucht, muß vor Sauerstoffmangel, Unterdruck und mörderischen Mönchen keine Angst haben - er droht höchstens im übertragenen Sinne von der Fülle des Materials erschlagen zu werden.

Bildunterschrift: Pius XI. 1922 mit der Tiara, der dreifachen Papstkrone, die Paul VI. in die Vereinigten Staaten verkaufte.

Foto AKG

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Grünstadt: Beutegut geht zurück an den polnischen Klerus — Lokalteil

DIE RHEINPFALZ

SAMSTAG
23. SEPTEMBER 2006
JAHRGANG 62
Nr. 222

D 5900
EINZELPREIS
€ 1,30

Beutegut geht an den rechtmäßigen Besitzer

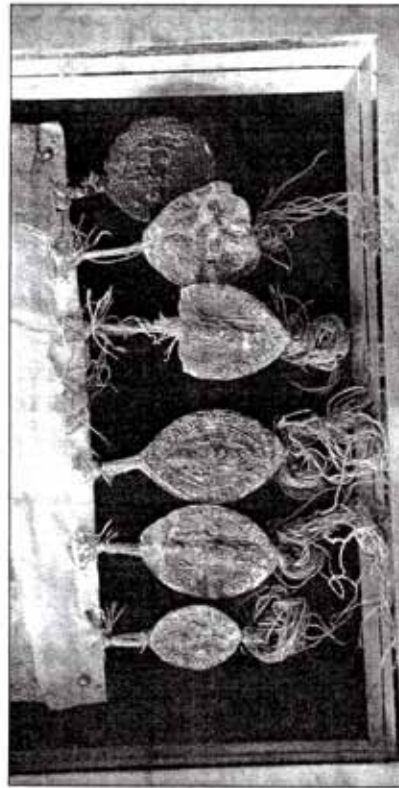
— GRÜNSTADT: Horst Wilhelm bringt Urkunden nach Warschau – Dokumente für katholische Kirche bedeutsam

► Eine besondere Reise tritt der Grünstadter Hobbyhistoriker Horst Wilhelm am Dienstag an: Er fliegt mit seiner Frau nach Warschau und bringt Beutegut aus dem Zweiten Weltkrieg dem rechtmäßigen Besitzer zurück: der katholischen Kirche in Polen.

Es handelt sich dabei im Wesentlichen um zwei Urkunden, eine aus dem 11. und eine aus dem 14. Jahrhundert, die für den böhmisches Nachbarn Deutschlands aus kultureller und historischer Sicht von Bedeutung sind. Vorgesehene Schriftstücke am Donnerstag tag am Rande einer Tagung von Vertretern der **Deutschen Historischen Be-** **seits** (DHB), entweder dem Bischof von Warschau, Dnis, oder gar dem Oberhaupt der polnischen Katholiken, Prymas Giernp, überreicht.

Vor fast 50 Jahren hat Wilhelm die auf Pergament geschriebenen Urkunden bekommen, als Geschenk seiner Eltern. Die wiederum hatten die Dokumente von einem Freund erhalten, einem Offizier der sie vom Polen-Feldzug der Deutschen Wehrmacht mit nach Hause brachte. Doch da wusste Wilhelm damals noch nicht.

Der Grünstadler, der der Geschichte der Leininger Grafen einen großen Teil seiner Freizeit widmet, hoffte, Urkunden über jene Adligen erhalten zu haben, die in Grünstadt ihre Residenz hatten. Erst als das Landesarchiv die mit diversen Siegeln beglaubigten Schriftstücke aus dem Lateinischen übersetzt hatte, wusste Wilhelm, dass es kulturhistorisch wertvolle Dokumente des Landes Polens besaß. Bei der größeren der beiden Urkun-



Siegel an Seidenschubrene: ein Beleg für die Bedeutung der Urkunde.



Die „jüngere“ Urkunde.

den, die Wilhelm rahmen ließ, handelt es sich um einen Friedensvertrag aus dem Jahr 1289 zwischen den Bischöfen von Plock und Kulin, die damit auf Vermittlung des „Deutsch-Ritter-Ordens“ eine längere kriegsrechtliche Auseinandersetzung belegten.

Historische Institute helfen Das Besondere dieser Urkunde: Die Siegel tragen an Seidenschubren, ein Beleg für ihre Wichtigkeit. Allerdings: Das polnische Siegel fehlte. Es konnte irgendwann abgeschliffen worden sein, vermutet Wilhelm. Die kleinere Urkunde, deren Siegel „nur“ mit Leinwandstücken befestigt waren, stammt

aus dem Jahr 1517 und bedeutete eine kriegsrechtliche Auseinandersetzung zwischen dem Fürsten Masowiens und dem Bischof von Plock. Nachdem das Landesarchiv die Bedeutung der Dokumente bestätigt hatte, reifte bei Horst Wilhelm die Idee, die Dokumente dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Doch das war leichter gesagt als getan. Damals befand sich Polen im Wandel, die Zeit der Solidarnosc war angebrochen. So legte Wilhelm seine Pläne auf Eis – sie wieder aufzugreifen, als Kardinal Karol Wojtyla Papst Johannes Paul II. wurde: ein Kirchenoberhaupt polnischer Herkunft. Doch das Deutsche Historische Institut in Rom, dessen

Leiter, Professor Michael Mathias, Wilhelm kennen gelernt hatte, ließ ihm, die Urkunden nicht dem Vatikan, sondern dem Klerus in Polen zuwenden. Eine Idee, die auch das rheinland-pfälzische Kulturministerium begrüßt, wie Wilhelm gestern noch schriftlich mitgeteilt wurde.

Die Leiter des DHB in der Italienischen und der polnischen Hauptstadt halten dann tafelfähig mit, wichtige Formalitäten zu erledigen und gleichzeitig diplomatische Klappen zu umschiffen: bis Wilhelm die Erlaubnis besaß, die polnischen Urkunden, die er freiwillig zurückgeben möchte, auch offiziell zurückzuführen zu dürfen, weil er der Überzeugung ist, dass man sol-

che Dokumente zwar besitzen kann, aber nie dem Eigentümer ist. Sie gehören der Allgemeinheit, Wilhelm ist dankbar für die Unterstützung der DHB-Wissenschaftler. „Ohne ihre Hilfe hätte es nicht geklappt.“ Wilhelm hofft insgesamt, mit seiner Geste ein bisschen zur Entspannung zwischen den beiden Völkern beitragen zu können. Und wenn es irgend geht, möchte er das Augenmerk mit dem Nützlichen verbinden: Der Bäcker- und Konditormeister hofft, dass er mit Hilfe der deutschen Botschaft während der vier Tage in Polen die Gelegenheit hat, einen mittelständischen Bäckereibetrieb zu besichtigen. —Leininger Lese

—FOTOS: IM-SCHWARTZ

L'OSSERVATORE ROMANO

Via del Pellegrino 00120 CITTÀ DEL VATICANO
 Segreteria di Redazione 066880341 / 066880342 - fax 0668803675
 Direzione 066880343 - fax 066880344
 Marketing, Distribuzione e Abbonamenti 066880345 - fax 066880348
 Ufficio amministrativo 066880349 - fax 066880344
 e-mail: orm@osserv.va

WWW.VATICAN.VA/news_services/ormome_ita.html
 SPEDIZIONE IN ABBONAMENTO POSTALE - ROMA
 CONTO CORRENTE POSTALE N. 649084
 Anno CLXVI - N. 291 (44.433)

GIORNALE QUOTIDIANO  POLITICO RELIGIOSO
 UNICUIQUE SUUM NON PRAEVALEBUNT

ABBONAMENTI	2 Anni	Anno	6 Anni
Costante (Italia)	€ 200	€ 110	€ 510
Costante (Europa)	€ 250	€ 140	€ 630
Costante (Extra Europa)	€ 300	€ 170	€ 780
Costante (Extra Europa)	€ 350	€ 200	€ 900

Copie € 1,50
 Copia arretrata € 2,00

9770301088019

Domenica 17 Dicembre 2006

Convegno organizzato dall'Istituto Storico-Germanico di Roma

La prassi compositiva della musica sacra ispirata nei secoli dalla liturgia papale

L'idea papale di liturgia nel corso dei secoli è stato il tema di un convegno svoltosi in questi giorni a Roma, a cura della sezione di Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico di Roma, in collaborazione con l'Istituto Musicologico dell'Università di Zurigo.

È stato evidenziato anzitutto che la storia della musica europea presenta caratteristiche particolari, grazie alla creazione di un sistema grafico specifico, ossia della notazione, a sua volta strettamente correlata con il concetto della possibilità di conformare, ossia comporre, la musica stessa, dapprima in forma monodica e poi in forma polifonica.

Al vertice di questo sta l'opera d'arte musicale che da un millennio continua ad affascinare coloro che vi si dedicano. Tutto ciò non sarebbe stato possibile senza la stretta correlazione che la musica ha con il rito ed in particolare con la liturgia. La prima notazione, quella neogregoriana, è stata creata per il canto liturgico gregoriano, da cui è poi nata la polifonia, che nel Medioevo ha raggiunto il suo vertice espressivo nel motetto. Il collegamento tra musica e liturgia è quindi fondamentale; ciò vale in particolare per la liturgia pontificale, che fu esercitata nel corso dei secoli un influsso determinante sull'arte musicale dell'Occidente. Fin dai primi tempi la musica ha avuto una funzione dinamica nella liturgia, per osservare il rito, ma anche per modificarlo, venendone a sua volta cambiata. Nella polifonia ciò ha un rilievo particolare: il motetto nacque dal gregorio-

riano e poi nel XV e XVI secolo la messa polifonica, intesa come un ciclo compositivo organico, divenne il banco di prova per la valentia dei musicisti. Tale processo fu innescato dalla cappella pontificale, fondata nel XIV secolo; almeno fino al 1600 essa ebbe un ruolo determinante per la creazione delle numerose altre cappelle.

Lo stretto legame esistente tra la composizione musicale e la liturgia papale non fu scosso di conflitti tra le esigenze liturgiche rituali e gli impulsi dei compositori, che cercavano una sempre maggiore autonomia. Questi conflitti furono però proficui ed anche qui la liturgia papale ebbe un particolare rilievo.

La ricerca musicologica ha constatato che il rapporto esistente tra la visione pontificale della liturgia e la musica non è stato ancora analizzato in modo sistematico. Per ovviare a questo si è tenuto il recente convegno, promosso dalla sezione di Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico di Roma, su iniziativa del suo responsabile, Dr. Markus Engstl, in collaborazione con l'Istituto di Musicologia dell'Università di Zurigo (Prof. Laurentz Litzken). Alla realizzazione hanno contribuito anche il Prof. Klaus Pieschmann dell'Università di Berna e la Dr.ssa Melanie Wald dell'Università di Zurigo.

Punto di partenza è stata una riflessione sulla liturgia, svolta dallo scrittore tedesco Martin Mosbach. Nel suo brillante intervento egli ha esaminato anche sotto l'aspetto storico il carattere rituale della liturgia, mettendone in rilievo l'im-

portanza per una prassi musicale di elevato livello. Il recente rinnovamento liturgico ha aperto nuove prospettive, creando però anche nuovi problemi. Il relatore ha auspicato che la soluzione di questi, che non appare immediata, tenga conto del glorioso passato.

In una ventina di relazioni sono poi state esaminate le differenti problematiche che, Marco Gozi, di Lecce, ha messo in rilievo la multiformità della prassi ecclesiale medievale per il canto gregoriano, essendo documentata anche l'estensione alle prassi forme polifoniche. Wolfgang Fuhrmann di Berlino ha analizzato le affinità esistenti tra la riforma liturgica cistercense e quella tridentina.

Franz Kirndle di Jena ha esaminato la buola «Docta sanctorum patrum», emessa dal Pontefice Giovanni XXII nel 1324/25, unico documento papale sulla musica nel Medioevo. In essa si nota una posizione critica verso la musica figurata, ma tale posizione va vista in un contesto più ampio di documenti pontifici medievali. Ciò è emerso dalla relazione di Galliano Ciberti di Monopoli.

Poi si è passati alla musica nel XVI secolo, alla riforma tridentina (Jörg Büllig di Münster) e a quella del canto gregoriano, sullo sfondo dello spirito umanistico (Melanie Wald di Zurigo) con la posizione di privilegio spettante alla cappella papale del XVI secolo. Ciò ne ha però provocato l'estramontano di questa cappella dalle discussioni in materia musicale a partire dal 1700 (Klaus Pieschmann di Berna).

Alcune relazioni hanno avuto per oggetto il XVII secolo: Bernhard Schram-

mek di Berlino ha esaminato i documenti pontifici sulla liturgia e la musica sacra a Roma al tempo di Urbano VIII, in un periodo quindi in cui le tendenze espressive sentimentali della musica potevano facilmente contrastare con le norme liturgiche. Klaus Hortschansky di Münster ha invece analizzato la posizione del Gesuiti, fedeli a Roma, ma immersi in una pastorale missionaria.

Nel secolo XVIII si è rinunciato da parte dei compositori in misura sempre più crescente al riferimento verso la liturgia papale. Peter Ackermann di Francoforte ha fatto un collegamento tra le composizioni di Palestrina, Spontini e Liszt sullo sfondo del conflitto creatosi tra l'aspetto dogmatico e quello estetico. Questo conflitto ha portato ad una nuova prassi di posizione pontificale nel Motu proprio di Pio X del 1903. Ad esso ed alle sue conseguenze sono state dedicate le relazioni di Jo Hermann di Vogelzang e di Valentino Misserachs del Pontificio Istituto di Musica Sacra.

In fine Franz Karl Prassel di Graz ha parlato delle conseguenze del Concilio Vaticano II sul canto gregoriano.

A conclusione tutti i partecipanti si sono trovati concordi sul fatto che la tensione, spesso verificata tra liturgia papale e realtà musicale, è stata altamente proficua nei secoli, spingendo i compositori verso nuove soluzioni. Rimane quindi l'auspicio che ciò possa nuovamente realizzarsi, con una prassi compositiva ispirata all'esempio pontificio.

BENNO SCHARF

TORNA IN GERMANIA LA POLEMICA SUL RUOLO DELL'ESERCITO



Un soldato della Wehrmacht nella Francia occupata dai tedeschi

VANNA VARRUCCINI

«C

BERLINO ha faccia la tollererebbe una faccia così nel suo reggimento». Si chiama Generalle Quando Karl Meyer, soprannominato "Panzerherz", arriva come unico generale delle SS a Trent Park, la tenuta nobiliare trasformato in campo di prigionia per gli ufficiali tedeschi d'alto rango, i generali della Wehrmacht srotolano il naso. Da tempo si sono messi d'accordo per scaricare sulle SS tutta la responsabilità dei crimini di guerra. Alcuni, come l'ufficiale della sicurezza Gerhard Wildermuth, che poi fu ministro della Ricostruzione nel primo governo Adenauer (una strada a Monaco porta ancora il suo nome), delinearono già la strategia per costruire l'immagine di una Wehrmacht dalle mani pulite, alla cui ombra gli esponenti del regime continuavano i loro delitti efferati. Fu un'immagine di una Wehrmacht che resistette fino alla metà degli anni 90, quando un milione e mezzo di tedeschi visitò la costipata mostra itinerante sul Crimine della Wehrmacht.

CRIMINI NASCOSTI LA WEHRMACHE E I SUOI ORRORI

Il dibattito si è riaperto in questi giorni in Germania dopo che la Zdf ha mandato in onda una serie televisiva Trent Park, basata sul libro intervista (Verlag dello scrittore tedesco Sörenke Neitzel) ha pubblicato ampi estratti delle intercettazioni che l'intelligence britannica fece, d'altra, con alcuni dei generali tedeschi. Churchill aveva permesso per il trattamento lessicale che era stato loro riservato a Trent Park, ma l'intelligence aveva insistito: le parole degli ufficiali erano diventate al caminetto avrebbe scolorito la lingua, e aveva avuto ragione. Fur così esplicito di poter essere ascoltati, la scelta della radio, la lettura dei giornali (avolte fabbricati dall'intelligence), l'arrivo di sempre nuovi prigionieri e gli agi in un posto disincantato i sospetti.

Nessuno dei testi immaginava che si fossero moltiplicati deperatamente e che ogni parola venisse sistematicamente registrata da emigranti tedeschi che lavoravano per l'esercito britannico. I colloqui sono stati trascritti per fortuna. I generali parlano dei crimini commessi dai loro reggimenti, discutono di strategia, sentenze che si sentano ancora nel loro quartiere generali intenti a spostare le bandolierie di carta sulle mappe geografiche. Naturalmente ogni spostamento significa una migliaia di morti - altri i progetti - ma questo non importa. Parlano di vittorie perdute come se fossero parlate di bridge. Una comunità di arroganza e prudenza. Indovino al sacco, liquidare, fare tabula rasa sono i verbi più usati. La guerra di annientamento era l'essenza anche della Wehrmacht.

Che cosa pensavano di Hitler, di come sarebbe andata a finire la guerra, chi vedevano come fatti protagonisti della scena mondiale? Il perché la Wehrmacht ha combattuto fino all'ultimo, quando la guerra era ormai sicuramente

relativa alla Wehrmacht. Quelle pagine erano state rese accessibili dall'Archivio di Stato britannico dal 1996, ma nessuno storico le aveva ancora studiate. Neitzel è capitato per caso, dopo aver trovato dei riferimenti nel libro dell'antierista Michael Gannon. «C'è un rigetto ufficiale tedesco». «A Trent Park ci sono due gruppi quelli che difendono Hitler a spada tratta, sono imbavillati di diritto nazista e antisemitismo liberato seriamente se i testi vanno da considerarsi banali, come sostiene Hitler, o uomini come il generale Cruswell, che fino all'ultimo crede nella vittoria; gli americani si ritirano, dice, quando si renderanno conto che il bacio di Hitler ha filtrato sul loro popolo. Sono gli altri che vogliono annientarci uno ad uno. Sono che il pensiero nazionalsocialista si diffonderà nel mondo e cercherà spionaggio di sovietici, sovietici. Ma c'è anche una minoranza non nazista che stigmatizza i crimini di guerra. Uno dice che la Germania merita di perdere la guerra per quello che ha commesso, un altro, il generale von Clau-

no gli inglesi. La voglia da superare era troppo alta», dice Neitzel. «Perciò l'uscita» è l'intero personalmente Hitler dal generale von Clauwitz, che secondo gli altri al ricevuti avrebbe dovuto combattere fino all'ultimo uomo o radere al suolo la capitale francese prima di ritirarsi. Clauwitz non lo fece e fu celebrato dopo la guerra come il salvatore di Parigi. Ma egli stesso rivela di non aver avuto abbastanza bombe. E parlando con Thoma ammette di aver partecipato ai massacri degli ebrei: «Il compito più duro che ho eseguito - e tuttavia l'ho condotto alle ultime conseguenze - è stata la liquidazione degli ebrei», afferma. In un'altra occasione racconta: «Arrivai all'aeroporto dopo la caduta di Sevastopol' insieme al Capo di Stato Maggiore. Il comandante venne ad accogliermi, si sedevano degli spari. Stavo facendo delle esercitazioni di chiavi. E lui: Per l'armore di Dio, non posso parlare. Qui da giorni vengono fucilati gli ebrei».

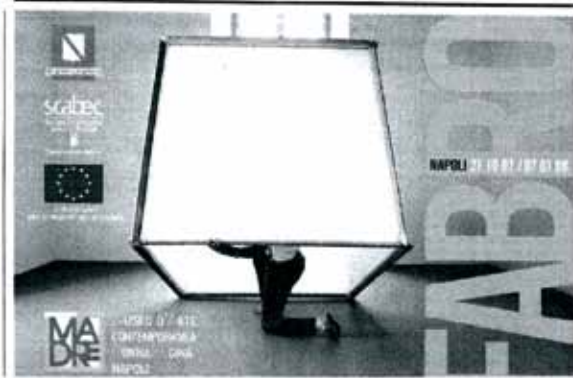
Al che il generale Broich aggiunge: «Ma la storia più ridicola è quella che racconta Wildermuth. In una fabbrica creata erano stati uccisi un paio di tedeschi, nessuno cosa grossa, ma il comandante del battaglione decise una rappresaglia: due a loro e uccidere tutti i 600 operai, inclusi i quattro tedeschi, dei quali nessuno si era ricordato». Torso al campo di concentramento. Hanno fatto fuori anche i russi! La vicenda fu regolata senza clamore». Clauwitz racconta anche di quando al Gamber di Odenburg, Karl Roewer, che lo usava era appunto Odenburg, ondi che i suoi uomini non sopportavano più l'uccisione degli ebrei e la persecuzione delle suore e dei frati cattolici. E l'ordine del Führer' urlò Roewer: «Vittoriosi di mandare un rapporto ogni giorno in cui non fossero stati uccisi almeno mille ebrei». «Che disastro quando trovarono le fosse comuni in Polonia» si chiede il generale d'artiglieria Neitzel. «Ho visto un treno a Ludwigsfelde diretto a Minsk, era terribile, capoli uomini donne bambini piccoli, sia inermi. Naturalmente non sono poi andati a uccidere come venivano uccisi». Naturalmente, i generali avevano una classifica che riguardava le loro interviste. E se proprio non potevano sottrarsi, stavano, come racconta un altro, la bottiglia rovesciata le fosse comuni in Polonia» si chiede il generale d'artiglieria Neitzel. «Ho visto un treno a Ludwigsfelde diretto a Minsk, era terribile, capoli uomini donne bambini piccoli, sia inermi. Naturalmente non sono poi andati a uccidere come venivano uccisi». Naturalmente, i generali avevano una classifica che riguardava le loro interviste. E se proprio non potevano sottrarsi, stavano, come racconta un altro, la bottiglia rovesciata le fosse comuni in Polonia» si chiede il generale d'artiglieria Neitzel. «Ho visto un treno a Ludwigsfelde diretto a Minsk, era terribile, capoli uomini donne bambini piccoli, sia inermi. Naturalmente non sono poi andati a uccidere come venivano uccisi». Naturalmente, i generali avevano una classifica che riguardava le loro interviste. E se proprio non potevano sottrarsi, stavano, come racconta un altro, la bottiglia rovesciata le fosse comuni in Polonia» si chiede il generale d'artiglieria Neitzel.

Un documentario in tv sul libro in cui sono pubblicate le intercettazioni dei colloqui fra i generali tedeschi fatti prigionieri dagli inglesi

perché? «Questi protocolli sono per un'occasione straordinaria per gettare uno sguardo nella mentalità della Wehrmacht», dice Neitzel. «Sarà interessante anche vedere le differenze rispetto agli italiani, anche loro ospiti di Trent Park. Il più importante tra loro era il generale Giovanni Messe, che dopo la guerra diventò capo di



Adolf Hitler. La Wehrmacht e i suoi generali esagerano fino all'ultimo le dispotismi nazisti



Un ulteriore colpo al tentativo di scaricare sulle sole SS la responsabilità delle atrocità commesse durante la Seconda guerra mondiale

Winston Churchill il premier inglese aveva protestato per il trattamento inascolto riservato ai combattenti fino all'ultima parola. Il suo battaglione è stato ucciso a citranni. Era questo l'ebos salutare. Alla fine questo non sarebbe anche pronto a collaborare, come fecero gli ufficiali tedeschi prigionieri a Minsk, ma i britannici non fanno offerte, convinti che il militarismo tedesco

Berliner Zeitung 13.02.2007

Berliner Zeitung

Berliner Zeitung

TAGEBÜCHER; Das Wort hat Mussolini

AUTOR: Christian Esch

RUBRIK: Feuilleton; S. 25 Ausg. 37

DATUM: 13. Februar 2007

Hitler ist tot, Mussolini ist tot, Konrad Kujau ist tot - da bleibt wenig Hoffnung auf neue Diktatorentagebücher. Aber halt: Da gibt es ja noch Marcello Dell'Utri! Der Senator und Verbindungsmann Berlusconi zur Cosa Nostra - er wurde wegen seiner Mafia-Kontakte in erster Instanz zu neun Jahren Haft verurteilt - hat gerade der Öffentlichkeit berichtet, dass er Mussolinis Tagebücher entdeckt habe. Es handle sich um fünf Bände aus den Jahren 1935-1939, aufbewahrt bei einem Schweizer Notar; im Sommer habe er ein paar Stunden darin blättern dürfen. Sein Gefühl dabei beschrieb er der Zeitung Corriere della Sera als "größte Ergriffenheit". Auch Alessandra Mussolini durfte bei dem Ausflug mit dabei sein, die neofaschistische Europa-Abgeordnete aus Neapel, und zeigt sich nun erfreut über das Gelesene. In den Tagebüchern stünden "all die Versuche meines Großvaters, den Krieg zu vermeiden".

Die Tagebücher, so Dell'Utri, sind im Nachlass eines vor zwei Jahren verstorbenen Partisanen aufgetaucht, der Mussolini bei Kriegsende am Comer See gefangen genommen hatte. Dessen Erben hätten sich an ihn gewandt. Die Tagebüchern seien von Mussolinis Hand geschrieben, in Agenden des Roten Kreuzes. An der Echtheit gebe es keine Zweifel. Das sehen die meisten Historiker anders. **Lutz Klinkhammer vom Deutschen Historischen Institut in Rom** ist skeptisch. Zwar wisse man, dass Mussolini Tagebuch geführt habe - ein Fund sei also nicht so unwahrscheinlich wie im Falle Hitlers, sagte er der Berliner Zeitung. Aber warum erfolge er erst jetzt? Und warum sollte Mussolini ausgerechnet in Kalender des Roten Kreuzes geschrieben haben, lange vor seiner ersten Gefangennahme 1943? Wie der Corriere festhält, sind schon in vergangenen Jahrzehnten zweifelhafte Duce-Tagebücher auf Rotkreuz-Papier entdeckt worden, deren Echtheit nie bestätigt wurde.

Aber echt oder nicht, die nun präsentierten Textstellen klingen zu schön, um nicht wahr zu sein - jedenfalls wenn man zur italienischen Rechten gehört und Mussolini gern in milderes Licht getaucht sähe. Hier findet man einen Duce, der Papst Pius XI. warme und seinen faschistischen Gefolgsleuten bittere Worte nachschickt, und der geradezu pazifistisch klingt: Die Deutschen, "diese Hunde", wollten "nichts als den Krieg und basta. Ich kann ihnen nur brennende Niederlagen ohne Ende wünschen", schreibt er im August 1939. So wird, noch bevor ein historisches Gutachten existiert - offenbar wurde bisher nur die Schrift untersucht - frohgemut das Duce-Bild revidiert. Dell'Utri freut sich über den Medienrummel, den er ausgelöst hat, denn "endlich sprechen wir mal über schöne, interessante Sachen."

Due volumi della LEV sulle Rappresentanze pontificie presentati a Roma all'Istituto Luigi Sturzo

La diplomazia vaticana come strumento pastorale

MARIO SPINELLI

La Sede Apostolica è attualmente in rapporti diplomatici con centosettanta-sette Paesi di tutti i continenti e con trentatré organismi internazionali. Lo ha ricordato ieri il Cardinale Tarcisio Bertone, Segretario di Stato, in occasione della presentazione al pubblico di due importanti volumi sulle nunziature apostoliche e le altre rappresentanze pontificie nel mondo.

L'incontro si è svolto nel centro storico romano, presso l'Istituto Luigi Sturzo, e i libri presentati erano *Le nunziature apostoliche dal 1800 al 1956* di Giuseppe De Marchi, ristampa anastatica di un libro ormai classico pubblicato nel 1957, e *Rappresentanze e rappresentanti pontifici dalla seconda metà del XX secolo* di Monsignor Antonio G. Filippazzi, continuazione ideale ma anche concreta del repertorio di De Marchi a partire dagli anni Cinquanta del Novecento fino ai giorni nostri. La ristampa anastatica e nuova edizione del primo lavoro stampato a suo tempo dalle romane Edizioni di Storia e Letteratura di Don Giuseppe De Luca — e l'edizione del secondo sono state realizzate entrambe dalla Libreria Editrice Vaticana (LEV, 2006).

Il Cardinal Bertone ha sottolineato come la diplomazia pontificia sia un segno della presenza attiva della Chiesa nella società, con la quale la Santa Sede collabora pure per questa via alla realizzazione del bene integrale della persona. Sia con le nazioni che con l'«areopago delle organizzazioni internazionali», come lo ha definito il Segretario di Stato, la Chiesa dialoga e coopera non a vantaggio proprio ma al servizio di Dio e dell'uomo, difendendo i suoi giusti diritti e in primo luogo quello alla libertà religiosa. In quest'ottica vanno considerati i volumi presentati che promuovono, ha detto Sua Eminenza, «una conoscenza approfondita, completa e serena dello strumento pastorale che è la diplomazia pontificia».

Questa interpretazione principalmente religioso-spirituale dell'attività diplomatica della Chiesa è stata confermata dall'Arcivescovo Dominique Mamberti, Segretario per i rapporti con gli Stati della Segreteria di Stato, il quale ha inaugurato la serie degli interventi. Pur seguendo le norme comuni alla diplomazia internazionale, ha osservato Monsignor Mamberti, i Nunzi Apostolici e gli altri rappresentanti pontifici non sono assimilabili agli ambasciatori e ai diplomatici, ma trovano la loro ragione nel mistero e nella vita della Chiesa. Inoltre gli inviati apostolici si rifanno essenzialmente al ministero petrino, per rendere più saldi i legami tra la Santa Sede e le chiese particolari. A volte i diplomatici vaticani sono oggetto di critiche e pregiudizi, ha proseguito l'oratore, e presentati da qualcuno come traditori, carrieristi mondanzizzati o politicanti. In realtà

la loro missione è soprattutto pastorale e sacerdotale, e li espone a prove e rinunce non piccole come la privazione di un gregge vero e proprio di fedeli, la lunga lontananza dalla loro terra, l'esercizio di compiti delicati e impegnativi e, a volte, persino al sacrificio della vita.

Ma la «cosiddetta» diplomazia vaticana oggi interviene pure sul fronte multilaterale, rappresentato dagli organismi internazionali, che sono la grande novità del nostro tempo. Ne ha parlato il professor Vincenzo Buonomo, docente di diritto internazionale e organizzazione internazionale nella Pontificia Università Lateranense. Sia nelle relazioni con gli Stati che negli organismi internazionali, sempre più numerosi e autorevoli, ha sottolineato lo studioso, i rappresentanti della Santa Sede concorrono a governare la vita internazionale, mirando a offrire un apporto concreto di carattere etico, come quelli che riguardano il rapporto povertà-ricchezza e la salvaguardia della pace. Buonomo ha infine identificato nello storico discorso di Paolo VI all'ONU, il 4 ottobre 1965, una fonte normativa e spirituale fondamentale per l'attività internazionale della Sede Apostolica e della Chiesa universale.

Di carattere storico gli ultimi due contributi. Il professor Alexander Koller, vicedirettore dell'Istituto Storico Germanico di Roma, ha passato in rassegna la ricca bibliografia tedesca dell'Ottocento e del Novecento sulle Nunziature Apostoliche e sull'attività diplomatica della Santa Sede. Koller ha poi annunciato che l'Istituto Storico Germanico di Roma ha avviato l'edizione digitale delle fonti delle Nunziature Apostoliche in Germania dal 1930 al 1939. Quelle relative al 1933, l'anno cruciale della conquista del potere da parte di Hitler e del nazionalsocialismo, saranno messe in rete nel corso di quest'anno.

Il professor Giovanni Maria Vian, docente di filologia patristica nell'Università La Sapienza di Roma, ha ricordato fra l'altro che le Nunziature Apostoliche sono passate in poco più di un secolo, dalla fine dell'Ottocento ad oggi, da quattordici a duecentotré. Non a caso, ha osservato lo studioso, tutti i Papi del Novecento hanno svolto in varia misura attività o funzioni diplomatiche prima di salire al soglio pontificio. Ma l'espansione delle relazioni diplomatiche della Sede Apostolica è stata costantemente accompagnata dalla loro evoluzione in senso pastorale. Emblematiche in questa direzione le parole rivolte ai Nunzi Apostolici da Paolo VI, che raccomandava loro di condividere le stesse preoccupazioni pastorali dei Vescovi presso cui erano stati inviati.

Monsignor Walter Brandmüller, Presidente del Pontificio Comitato di Scienze Storiche, che ha moderato l'incontro, ha concluso indicando nei volumi presentati un validissimo strumento per conoscere e approfondire la presenza sia storica che attuale della Chiesa nel mondo.

FAZ 09.03.2007

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift: Briefe
an die Herausgeber
Ressort: Politik

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.03.2007, Nr. 58, S. 11

Erzwungener Rückzug

An den unterdessen weit über Italien hinaus geführten Auseinandersetzungen um Ariel Toaffs Buch "Pasque di sanque" ("Blut-Ostern"), auf die Dirk Schümer dankenswerterweise hingewiesen hat (F.A.Z.-Feuilleton vom 19. Februar), lässt sich exemplarisch ablesen, in welcher unheilvoller Weise eine mit wissenschaftlichem Anspruch vertretene These instrumentalisiert werden kann. Der jüdische Autor, Sohn des legendären pensionierten jüdischen Oberabbiners von Rom, Elio Toaff, will den Nachweis führen, dass die seit dem zwölften Jahrhundert aufkommenden "Legenden" über jüdische Ritualmorde an christlichen Kindern in Einzelfällen mit realen Vorgängen in Verbindung gebracht werden können. Für seine Argumentation spielen die erhaltenen Akten jenes Prozesses eine zentrale Rolle, der nach der Auffindung der Leiche des Knaben "Simonino" von Trient im Jahre 1475 geführt wurde. Neue relevante Quellen vermag der Autor nicht ins Feld zu führen, sondern er stützt sich auf seit Jahren bekannte Zeugnisse, etwa jene, die in einer vorzüglichen Edition von Anna Esposito und Diego Quaglioni im Jahre 1990 veröffentlicht wurden. Zentral geht es um die Frage, wie Aussagen zu bewerten sind, die unter der Folter erpresst wurden. Der von Toaff gewählte methodische Ansatz für die Auswertung solcher Quellen überzeugt in der praktizierten Form nicht. Das hat Carlo Ginzburg unterstrichen ("Corriere della Sera", 23. Februar 2007), auf den sich Toaff ausdrücklich beruft. Dem Autor gelingt - und dies gilt es festzuhalten - eben kein über die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse hinausgehender Nachweis für die Ermordung christlicher Kinder durch Juden.

Über die wissenschaftliche Auseinandersetzung hinaus erscheinen Formen des Streits und die Instrumentalisierung bedenklich, dem das Buch schon mit einem reißerischen Titelbild Vorschub leistet. Nicht wenige haben über den Text geurteilt, ohne ihn zu lesen, und etliche haben sich zur Nichtlektüre ausdrücklich bekannt. Der Autor hat das Buch, dessen erste Auflage innerhalb weniger Tage verkauft war, unterdessen "zurückgezogen". Auf die angekündigte "Überarbeitung" darf man gespannt sein. Diese Entscheidung ist freilich ihrerseits problematisch. Denn die Überarbeitung kann nur in Kenntnis des ursprünglichen Textes beurteilt werden. Der aber ist schwer erreichbar; schon jetzt werden für Exemplare der Erstauflage irwitzige Preise geboten. Der "Rückzug" des Buches erfolgte offenkundig, weil der Autor mannigfachen Pressionen ausgesetzt war; über die hätte man gerne präzise Informationen, weil hier in der Tat das Prinzip der Freiheit der Wissenschaft tangiert sein könnte. Vergleiche mit den Buchverbrennungen durch die Nationalsozialisten oder mit den Scheiterhaufen der Inquisition, wie sie Franco Cardini angestellt hat, sind freilich völlig unangemessen.

Außerhalb der Sphäre historischer Wissenschaft waren und sind nicht wenige davon überzeugt, dass die Ritualmordlegenden, jahrhundertlang gepflegte Narrative von Judenfeindschaft, reale Kerne enthalten. Das Buch von Toaff wird da wohl als willkommene "wissenschaftliche" Bestätigung begrüßt. Zu befürchten ist etwa, dass solche Aussagen in manchen arabischen Medien begierig aufgegriffen werden. Aber auch die christliche Kultur war und ist für solche Legendenbildung anfällig. Die Erinnerung an vermeintlich von Juden ermordete christliche Kinder hielten in Europa lokale Kulte lange wach. Viel zu spät - in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts - wurden sie aufgehoben beziehungsweise von kirchlichen Stellen verboten, wie die Verehrung des Wemers von Bacharach beziehungsweise Oberwesel und die des Simon von Trient. Der Kult um Andreas von Rinn in Tirol findet noch heute unbelehrbare Befürworter. Ganz gleich aber, wer sich künftig auf das Buch von Toaff beruft und behauptet, Juden hätten christliche Kinder ermordet, um deren Blut für Opferrituale zu verwenden - auf seriöse wissenschaftliche Argumente kann er sich nicht stützen.

Professor Dr. Michael Matheus,

Deutsches Historisches Institut in Rom

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Pilgerreise der deutschen Bischöfe zu den Quellen des christlichen Glaubens

Zeichen des göttlichen Widerspruchs gegen den Haß

Jerusalem. Mit einem feierlichen Gottesdienst in der Dormitio Abtei ist die Pilgerreise der deutschen katholischen Bischöfe ins Heilige Land zu Ende gegangen. Gemeinsam mit dem italienischen Kardinal Carlo Maria Martini, der seit seiner Emeritierung als Erzbischof von Mailand in Jerusalem lebt, feierten die Bischöfe die heilige Messe.

Am Vorabend dankte der lateinische Patriarch von Jerusalem, Erzbischof Michel Sabbah, den Bischöfen für den Besuch und die vielfältige Unterstützung seitens der katholischen Kirche in Deutschland. Er hoffe, daß künftig jedes Jahr eine nationale Bischofskonferenz die Staaten Jesu besuche. »Die Idee ging jedenfalls von Ihnen aus«, sagte der Patriarch.

In einem Resümee des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann, heißt es: »Ins Heilige Land sind wir in erster Linie als Pilger gekommen. Wir wollten zu den Quellen des biblischen und zumal des christlichen Glaubens gehen. Es ist für uns Bischöfe bereichernd, nicht nur als einzelne, sondern auch gemeinsam unseren Glauben und unsere Aufgabe von den tiefsten Gründen her zu erneuern. An bedeutenden christlichen Wallfahrtsstätten haben wir die heilige Messe und das Stundengebet der Kirche gelebt. In der Brotvermehrungskirche und der Hiraskapelle in Tabgha, in Nazaret vor der Verkündigungsgrotte, in der Grabkirche in Jerusalem, in der Katharinenkirche bei der Geburtgrotte in Betlehem und heute hier in den deutschen Benediktinern in der Dormitio Basilika auf dem Zionberg in Jerusalem. So kamen wir nicht nur mit den Heiligen Stätten, den geschichtlichen Zeugnissen des Christen tums in Berührung, sondern haben die heilbringende Gegenwart Gottes auch in unserer Zeit erfahren.

Wir haben erfahren, daß es im Heiligen Land eine sehr vitale katholische Kirche gibt, die sich



In der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.

Foto: Pinoka

nicht nur durch ihr gottesdienstliches Leben, sondern auch durch ihre soziale Arbeit auszeichnet. In der Schule der Salvatorianerinnen in Nazaret, in der Schmitt-Schule in Ost-Jerusalem und in der Katholischen Betlehem-Universität konnten wir erleben, wie Christen und Muslime gemeinsam lernen. Ein Beispiel für das soziale Engagement der Kirche ist das Babyhospital der Caritas in Betlehem, wo unter schwierigen Bedingungen versucht wird, palästinensischen Familien und ihren Kindern wirkungsvolle medizinische Hilfe zukommen zu lassen.

Wir werden weiterhin das in unserer Macht Stehende tun, um unsere Solidarität mit der christlichen Minderheit vor Ort zum Ausdruck zu bringen. Wir wollen mit dazu beitragen, daß die Christen hier eine Zukunft haben.

Eine der wichtigsten Stationen der Reise war der Besuch in der Holocaust-Gedenkstätte Yad

Vashem. »Niemand kann frei sein, der frei sein will vom Gedenken an die Shoah. Diesem Satz schrieb Kardinal Lehmann in das offizielle Gedächtnisbuch der Shoah. In der Halle des Gedenkens legen die Bischöfe während des gut zwei einhalbstündigen Besuchs einen Kranz nieder und entzündeten symbolisch das Ewige Feuer.

Kardinal Lehmann sagte in seiner Ansprache: »Für uns Bischöfe aus Deutschland gilt, was Papst Benedikt XVI. am 28. Mai 2006 in seiner Rede im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau gesagt hat: »Ich konnte unmöglich nicht zuhausekommen. Ich mußte kommen. Wir haben uns in Yad Vashem versammelt, um uns vor dem Opfer jener Verbrechen gegen Gott und die Menschen zu vergegenwärtigen, die – mit einem Wort die Heiligen Väter – ohne Parallele in der Geschichte sind. Wir gedenken der Ermordung von sechs Millionen Juden, die in der Zeit der Natio-

onalismus von Deutschen und im deutschen Namen ermordet wurden. Sie waren Opfer eines Rassenwahns, der die im Menschen schlummenden Möglichkeiten zum Bösen ganz und gar offen gelegt hat. Die Shoah, wie der jiddische Ausdruck für die Massenmord von den Juden genannt wird, »Auschwitz«, wie wir Deutsche in Anlehnung an den Namen des größten Vernichtungslagers sagen, darf nie vergessen werden. Dies schäuden wir denen, die mühsamlich zu Tode gebracht wurden, und dem ganzen jüdischen Volk, das für immer durch die Unstern gezeichnet bleibt, die ihm angetan wurden. Wir schaden unser Gedanke aber auch den nachwachsenden Generationen und allen Völkern, denen gute Zukunft nicht gesichert sein kann, wenn sie sich mit dem Rücken in einem Abgründen unserer Zivilisation und des Menschen selbst stellen. So in der Shoah dem ganzen Menschengeschlecht offen vor Augen gemeldet sind.«

Die Bischöfe besuchten auch jene Stelle, an der der Stamm Israhel den Irbunim-Killer Kardinal Joseph Höffner (1904–1987) und dessen Schwester Helena als »Gestirne unter den Völkern« erbt. Beide hatten ein jüdisches Mädchen verheiratet und ihm so geheißen, die Shoah zu überleben. Kardinal Lehmann legte vor dem Gedenkstein ein Blumensträußchen nieder und sagte: »Ich vor Kardinal Höffner an diesem Tag zu verheiraten, bedeutet zugleich in Gegenwart und Zukunft den Kampf gegen das Übel des Antisemitismus fortzusetzen, der auch heute noch in Deutschland und Europa immer wieder sein Unwesen treibt. Stets muß die Kirche auch dort präsent sein, wo Fremdenfeindschaft und Rassismus gedeihen und zerrützelnde Ideologien der Verachtung das friedliche Zusammenleben der Menschen zerstören. Wir sind zutiefst und verpflichtet, Zeichen des göttlichen Widerspruchs gegen Haß und Ausgrenzung in unserer Welt und im Frieden zu sein.

Diplomatie im Dienst am Gemeinwohl der Menschheit

Die diplomatischen Aktivitäten des Heiligen Stuhls verfolgen keine Eigeninteressen, sondern sind auf das Gemeinwohl des Menschen und der Menschheit ausgerichtet. Dies betonte Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone im römischen Geschichtsinstitut »Luigi Sturzo« anlässlich der Präsentation von zwei Büchern über Apostolische Nuntiatoren und andere päpstliche Vertretungen.

Beim ersten Werk handelt es sich um den Nachdruck eines im Jahr 1957 erschienenen »Klassikers« über Apostolische Nuntiatoren mit dem Titel *Le nunziature apostoliche dal 1800 al 1956* von Giuseppe De Marchi. Das zweite, neuere Werk *Rappresentanza e rappresentanza pontificia dalla seconda metà del XX secolo* vom Magr. Antonio C. Filippini, Nuntiaturnunt in der zweiten Sektion des Päpstlichen Staatssekretariats, bietet eine ideale und konkrete Weiterführung der von De Marchi gesammelten Daten, die von den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts bis in unsere Tage reicht. Der anastatische Druck des ersten Buches, ein chemisches Verfahren zur Verfestigung alter Drucke ohne Neusatz, sowie die Veröffentlichung des zweiten Werkes wurden von der Vatikanischen Verlagsbuchhandlung ausgeführt.

In seinem Vortrag zur Buchpräsentation wies Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone darauf hin, daß die päpstliche Diplomatie ein »Zeichen der aktiven Präsenz der Kirche in der Welt« ist. Auch auf diesem Weg könne der Apostolische Stuhl das ganzheitliche Wohl des Menschen fördern. Im diplomatischen Kontakt mit den Nationen wie auch auf dem »Arenaplatz« der internationalen Organisationen gebe die Kirche nicht um den eigenen Vorteil, sondern um den

Dienst an Gott und am Menschen und um die Verteidigung seiner Rechte, insbesondere der Religionsfreiheit. Vor diesem Hintergrund, so Kardinal Bertone, seien die beiden vorgestellten Bücher zu verstehen, die ein vertieftes, vollständiges und sich ergänzendes Wissen über das päpstliche Instrument der päpstlichen Diplomatie vermitteln.

Anhand der Daten des Päpstlichen Jahrbuches und der *Liste du Corps Diplomatique près le Saint-Siège* illustrierte der Kardinalstaatssekretär das engmaschige Netz der diplomatischen Aktivitäten des Apostolischen Stuhls auf internationaler Ebene: Der Heilige Stuhl unterhält derzeit diplomatische Beziehungen zu 177 Staaten, einschließlich der Länder mit Sonderstatus wie die Russische Föderation und die PLO. Er gehört 33 internationalen Organisationen und Einrichtungen an (darunter der UNO) sowie 10 regionalen Organisationen (darunter der Arabischen Liga). In den verschiedenen Nuntiatoren sind 101 Apostolische Nuntien tätig, einschließlich der Ständigen Beobachter bei der UNO in New York und in Genf).

Einige Nuntien vertreten den Heiligen Stuhl in mehreren Ländern oder bei mehreren internationalen Organisationen, wie etwa Erzbischof Thomas Gullickson, der als Repräsentant des Heiligen Stuhls in zwölf souveränen Staaten tätig ist. Zwei Apostolische Nuntien stehen im Dienst des Päpstlichen Staatssekretariats, und auch der Präsident der Päpstlichen Diplomatenakademie trägt den Titel eines Nuntius. Zudem gibt es fünf Ständige Beobachter, die keine Nuntien sind. Sie sind im Einsatz bei der UNESCO in Paris, der FAO in Rom, dem Europarat in Straßburg, der OSZE und der Welt-Tourismusorganisation in Rom.

Über die vorrangig religiöse und spirituelle Dimension der diplomatischen Aktivitäten der Kir-

che sprach auch der Sekretär der zweiten Sektion des Staatssekretariats, Erzbischof Dominique Mamberti, der die Reihe von Vorträgen eröffnete. Obwohl die Apostolischen Nuntien und die päpstlichen Vertreter den allgemeinen Regeln der Diplomatie folgen, unterscheiden sich ihr Dienst, so Erzbischof Mamberti, wesentlich von dem der anderen Botschafter und Diplomaten, was im Geheimnis und Leben der Kirche begründet sei. Zur Stärkung der Bande zwischen dem Heiligen Stuhl und den Ortskirchen ist der Personendienst für die apostolischen Gesandten von grundlegender Bedeutung.

Mancher werde den vatikanischen Diplomaten flüchtigerweise vorgeworfen, sie streben nach politischer Macht oder Karriere. In Wahrheit sei ihre Mission vor allem pastoraler und präventiver Natur und bedeute für sie nicht selten eine harte und einsatzreiche Prüfung, da ihnen keine Herde von Gläubigen anvertraut sei, sie oft weit entfernt von ihrer Heimat arbeiteten und ihnen nicht selten sehr beratende und anspruchsvolle Aufgaben übertragen seien.

In einem weiteren Vortrag betonte Prof. Vincenzo Busnino, Dozent für internationales Recht und internationale Organisation an der Päpstlichen Lateranuniversität, daß die vatikanische Diplomatie heutzutage auf multilateraler Ebene, nämlich als Mitglied internationaler Organisationen agiere, was eine Neuerung gegenüber früheren Zeiten sei. Die diplomatischen Vertreter des Heiligen Stuhls spielen somit aufgrund ihrer Beziehungen zu den Staaten sowie zu zahlreichen internationalen Organisationen eine wichtige Rolle im internationalen Leben und leisten einen konkreten Beitrag ethischer Natur, wie etwa durch ihren Einsatz für den Frieden und für den Abbau der Spannungen zwischen Arm und Reich.

Im Alexander-Gottver von Deutschen Historischen Institut in Rom ging in seinem Vortrag auf die zehnjährige Buchreihe ein, die im 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland über die Apostolischen Nuntiatoren und die diplomatische Aktivitäten des Heiligen Stuhls publiziert wurden. Zudem wies Koller darauf hin, daß das Deutsche Historische Institut in Rom die digitale Veröffentlichung von Quellen aus den Apostolischen Nuntiatoren in Deutschland aus den Jahren 1930 bis 1939 in die Wege geleitet habe. Im Laufe dieses Jahres sollen die Quellen von 1933, dem Jahr der Machtergreifung Hitlers und der Nationalsozialisten, ins Netz gestellt werden.

Giovanni Maria Vian, Professor für päpstliche Theologie an der Universität »La Sapienza« in Rom, erinnerte in seinem Referat unter anderem daran, daß die Anzahl der Nuntiatoren in der Welt mehr als hundert Jahren, vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die heutige Zeit, von 14 auf 203 angestiegen sei. Es überrasche daher nicht, daß den meisten Papstern des 20. Jahrhunderts vor der Übernahme ihres päpstlichen diplomatischen Aufgaben übertragen gewesen seien. Die Auswertung des diplomatischen Beziehungsnetzes des Heiligen Stuhls sei, so Prof. Vian, stets von dessen Fortentwicklung in pastoraler Hinsicht begleitet worden. Charakteristisch seien diesbezügliche Worte von Papst Paul VI. an die Apostolischen Nuntien, mit denen er sie aufforderte, die pastoralen Sorgen der Bischöfe zu teilen, in deren Gebiete sie entsandt seien.

Magr. Walter Brandstätter, Präsident des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaften, der die Buchpräsentation moderierte, wies abschließend fest, daß die beiden vorgestellten Bücher ein wertvolles Werkzeug seien, um die geschichtliche und gegenwärtige Präsenz der Kirche in der Welt besser kennenzulernen.

Rheinische Post 07/2007

RP

Rheinische Post Duesseldorf

Henkel-Stiftung unterstützt Forschungsprojekt

DATUM: Juli 2007

(RP) Die Gerda Henkel Stiftung unterstützt künftig ein internationales Forschungsprojekt zur Wahrnehmung von Krieg und Diktatur mit 210 000 Euro. Es verspricht neue Erkenntnisse über den Zweiten Weltkrieg. Zeithistoriker Sönke Neitzel und Sozialpsychologe Harald Welzer rekonstruieren in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom, wie deutsche und italienische Soldaten den Krieg wahrgenommen haben. Grundlage sind von der Forschung noch nicht genutzte Abhörprotokolle von Gesprächen deutscher und italienischer Kriegsgefangener in britischem Gewahrsam. Entstanden sind sie in den Jahren 1940 bis 1943/45, gelagert werden sie in Londoner Archiven. Die neuen Quellen sollen einen Einblick geben in die Art und Weise, wie Menschen extreme Erfahrungen in Krieg und Diktatur wahrnehmen und außerdem interpretieren.

Berliner Morgenpost

**Die neue Freiheit des Mörders;
Der ehemalige SS-Mann Erich Priebke steht seit acht Jahren in Rom
unter Hausarrest. 1944 war er an der Hinrichtung von 335
italienischen Zivilisten beteiligt. Nun wurde seine Strafe gelockert.
Die Hinterbliebenen seiner Opfer sind fassungslos. Und Italien
streitet;
SS-Mann Erich Priebke**

AUTOR: Von Martin Zöller

RUBRIK: BIZ; S.4 Heft 162/2007

DATUM: 17. Juni 2007

Der Mann, um den es geht, lebt im dritten Stock und liebt Blumen, vor allem Hortensien. Oft, sagt Signora Rossi aus dem Erdgeschoss, schaue er hinunter aus seiner Wohnung auf die Blumen im kleinen Garten unter ihm, dann grüßt man sich, je nachdem morgens mit einem "buongiorno" oder abends mit einem "buonasera". Freundlich sei er und ein angenehmer Nachbar.

Vor 63 Jahren, am 24. März 1944, war der Mann aus dem dritten Stock noch SS-Hauptsturmführer und daran beteiligt, 335 italienische Zivilisten in den vor Rom gelegenen Ardeatinischen Höhlen zu erschießen. Seit acht Jahren darf der 93-jährige verurteilte Kriegsverbrecher Erich Priebke seine Wohnung nur mit Polizisten verlassen. Nun hat ein italienischer Militärtribunal den Hausarrest gelockert. Und die die italienische Öffentlichkeit ist in ihrer Meinung darüber so gespalten wie die Nachbarn des Kriegsverbrechers im römischen Stadtteil Boccea.

Da vorne an der Hauswand sieht man schon, dass Priebke für die Italiener viel mehr ist als ein ewiggestriger Altnazi. "Ehre für Priebke", hat eine neofaschistische Gruppe an die Wand gesprüht, darüber steht geschmiert: "Priebke raus aus dem Arbeiterviertel".

Seit bald zehn Jahren wohnt er nun in dem Apartmenthaus in der Via Cardinale Sanfelice, Stadtteil Boccea: 1994 hatte ihn ein amerikanisches Fernsehteam in Argentinien aufgespürt, 1998 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt, ein Jahr später wurde aus der Haft Hausarrest. Zweimal wöchentlich trifft ihn Signora Rossi nun normalerweise im Treppenhaus, mittwochs und sonntags um neun, wenn er zum Spazieren in den nahen Park der Villa Doria Pamphili geht. "Die Polizisten hängt er ab", sagt sie lachend. Die Rossis wissen es zu schätzen, dass rund um die Uhr ein Polizeiwagen vor der Tür steht, "wir haben das sicherste Haus Roms".

Geht es nach dem jüngsten Urteil des Militärtribunals, ist damit aber bald Schluss: Dann darf Priebke kommen und gehen, wann er will, nur müsse er der Polizei eine Meldung machen. Vor allem, so heißt es, wolle Priebke im Büro des "Schutzengels" arbeiten.

Der "Schutzengel" ist Paolo Giachini, deutsche Priebke-Verteidiger im Internet haben ihm den Spitznamen gegeben. Giachini ist Anwalt, hat Priebke bei allen Prozessen begleitet, und er teilt sich mit ihm die Wohnung in der Via Cardinale Sanfelice. Dafür ist er bei den römischen und italienischen Postfaschisten bekannt und beliebt.

Naturgemäß hält Giachini die Entscheidung, Priebke mehr Freiheiten zu ermöglichen, für längst überfällig: "Wir leben in einem Rechtsstaat", sagt er, "Hafterleichterungen sind doch das Normalste von der Welt. Wer Priebke verteidigt, wird sofort zum Rassisten." Vor drei Jahren hatte Staatspräsident Ciampi ein Gnadengesuch abgewiesen, mit der Begründung, Priebke zeige bis heute keine Einsicht für das, was am 24. März 1944 geschah.

Keine 20 Minuten Autofahrt ist es von den blühenden Hortensien in der Via Cardinale Sanfelice zu den Fosse Ardeatine, zu den Ardeatinischen Höhlen: Man fährt durch Trastevere, überquert den Tiber, und kurz bevor man die von den Touristen viel besuchte Via Appia Antica erreicht, biegt man nach rechts in eine Toreinfahrt, zum Ort des schlimmsten NS-Kriegsverbrechens in Italien.

Ein haushoher und -breiter, grauer Betonblock steht da links, darunter liegen die Gräber der hier in den Höhlen erschossenen Römer. Draußen brennt die Sonne auf die Kiesel vor dem Denkmal, aber unten, da ist es

Berliner Morgenpost 17.06.2007 - 2

angenehm kühl. Nur ein schmaler Lichtbalken findet den Weg hinab und legt sich auf eine Reihe der 335 Grabsteine: "Fiorini, Fiorino", "Di Peppe, Otello", "Stame, Nicola Ugo". Auf einigen Gräbern liegen Blumen.

Erich Priebke, der Mann aus dem dritten Stock, war nur einmal hier: am 24. März 1944. Es war noch kein Sommertag, und die Hortensien blühten auch noch nicht. Italien hatte am 8. September 1943 einen Waffenstillstand mit den Alliierten geschlossen, die Deutschen sahen darin Verrat, Rom und Norditalien wurden besetzt.

Dagegen kämpften die Partisanen: Am 23. März 1944 starben 33 deutsche Soldaten bei einem Bombenanschlag auf eine SS-Polizeigrenadierdivision in der römischen Via Rasella. Nun sollten die deutschen Besatzer ein Exempel statuieren, und SS-Hauptsturmführer Erich Ernst Bruno Priebke war mit dabei: "Der Befehl kam direkt von Hitler aus Berlin", so rechtfertigte sich Priebke bei seinem Prozess im Juni 1997, dabei bleibt er bis heute: Er habe gehorchen müssen.

Eigentlich sind die italienischen Behörden nach dem Krieg sehr milde mit deutschen Kriegsverbrechern umgegangen. "Nur wenige mussten sehr lange einsitzen", sagt **Lutz Klinkhammer vom Deutschen Historischen Institut in Rom**. Priebke lebte 40 Jahre lang unbehelligt in Argentinien - doch als er 1995 von den deutschen Behörden an Italien überstellt wurde, wurde er zum neuen Symbol der Nazi-Gräueltaten: "Nach dem Tod von Reder und Kappler" - zwei Kriegsverbrechern, die mehr als 30 Jahre lang in Italien einsaßen - "fehlte das Angesicht eines Täters."

Die Gesichter der Opfer und ihrer Kinder kann man im ersten Stock eines etwas verfallenen "palazzo" im Herzen Roms sehen, bei Rosina Stame, der Vorsitzenden des "Nationalen Verbandes der Familien von italienischen Märtyrern, die für die Freiheit gestorben sind".

Die 69-Jährige ist eine selbstbewusste Signora, üppig geschminkt, jugendlich gekleidet, und wenn es um Priebke geht, dann haut sie so laut auf den Tisch, bis eine Mitarbeiterin besorgt den Kopf zur Tür hineinsteckt. Rosina war sechs, als ihr Vater erschossen wurde, Nicola Ugo Stame ein italienweit bekannter Tenor. Vom Foto lächelt er glücklich: Er hätte bequem den Faschismus überwinden können, doch er schloss sich den Roten Fahnen, einer Partisanengruppe, an, die schließlich aufflog.

Rosina Stame kann nicht glauben, dass Priebke womöglich bald frei herumlaufen soll. "Ich habe kein Mitleid mit ihm, soll er doch zu Hause sitzen und seine Bücher schreiben, in denen er alles rechtfertigt. Er hat sich nie entschuldigt." Und dann haut sie wieder auf den Tisch: "Mai, mai, mai", "nie, nie, nie". Eben hat sie einen Brief an den italienischen Staatspräsidenten losgeschickt: "Welchen Sinn hat es, Herr Präsident, jedes Jahr den Opfern des Faschismus zu gedenken und dann die Verbrecher freizulassen?"

Erich Priebke macht es den Italienern schwer, weil er immer älter wird und nicht sterben will. Um die Ecke beim Verband von Rosina Stame liegt das Parlament und der Sitz des Ministerpräsidenten Romano Prodi. Selbst Politiker auf der Linken, die nicht müde werden, die Geschichte der Resistenza als Fundament des Landes zu preisen, sind dafür, Priebke in Ruhe leben und sterben zu lassen.

"Lasst ihn in Frieden, für uns und ihn", sagt der linke Parlamentsabgeordnete Marco Pannella in die Mikrofone, während sich der konservative Justizminister Clemente Mastella am Mittwoch über das Urteil "wundert", aber die Freiheit der Justiz verteidigt. Roms Bürgermeister Walter Veltroni drückte noch am Dienstagabend, kurz nachdem die Entscheidung bekannt wurde, der empörten Jüdischen Gemeinde Roms seine Unterstützung aus: "Rom wird nie vergessen können."

Schon ist ein Protestmarsch in Planung. Und doch sagen viele Römer: Hätte sich Priebke einmal entschuldigt, würde er nicht in regelmäßigen Abständen die Wunden der Vergangenheit aufreißen.

Die Abendsonne taucht die Häuser in der Via Cardinale Sanfelice in ein warmes Licht, mit Blick auf den Balkon des Erich Priebke sitzen ein paar Rentner an der Eckbar, trinken ein kleines Bier, unterhalten sich und beobachten die Fotografen, die mit armlangen Objektiven versuchen, in die Wohnung Priebkes hineinzuzoomen. Auch Signor Lamberto ist hier, 88 Jahre alt, weiße Haare. Auf dem Tisch liegt eine modische Sonnenbrille, er stützt sich auf einen Stock. Er wohnt genau gegenüber von Erich Priebke.

Als die Deutschen Rom besetzten, flüchtete der italienische Soldat Lamberto in den Vatikan. "Vielleicht hätte mich Priebke auch erschossen, wenn ich von der deutschen Polizei aufgegriffen worden wäre", sagt er. Ein kleines Mineralwasser später steht er auf dem Balkon auf der anderen Straßenseite, gegenüber der Wohnung von Erich Priebke und seinem "Schutzengel". Bei allen Fenstern zur Straßenseite sind die Rollläden weit hinuntergelassen, nur im Küchenfenster hängen weiße Gardinen. "Manchmal sehe ich ihn in der Küche arbeiten", sagt er, "dann nicken wir uns zu."

An diesem Tag ist von Erich Priebke nichts zu sehen. Vielleicht schaut er auf der anderen Seite vom Balkon in den Garten der Rossis und denkt an ein Leben in Freiheit - eine Freiheit, die er und andere 335 Italienern nahmen.



Un saggio di Nicola D'Elia su uno storico troppo spesso letto in modo scandalistico

ADRIANO PROSPERIE

«**C**hi che è nuovo nel nostro tempo - scriveva Aristotele - non gli è stato nel 1900 Ivor Jovanovitch, p. 83) è il chemismo impostosi a tutti gli istanti e il considerare come un'ipotesi di adozione, o, in modo ancora più restrittivo, di centri di potere. La storiografia, come dunque privata di ogni valore nella ricerca della verità.

Mantigiano persona affiatata agli storici antichi. Tacito, Sallustio, Tacito. Ma la sua osservazione viene immettita davanti alla sorte postuma di un grande storico italiano. Ugo Cantimori. Del valore delle sue ricerche storiche per l'accertamento della verità e per l'impugnamento che ne sono state fatte si parla quasi più, invece si è molto discusso anche di recente sulle sue opinioni e scritte politiche. Forse perché Cantimori fu spietatamente sensibile ai pesi della ideologia nella politica e nella storia, forse per il carattere incerto, ma non e ricco di contraddizioni dell'uomo che ha lasciato abbondanza di tracce di pensieri e di riflessioni non solo nell'ambiziosa opera sua di lettore di professori di libri di storia ma anche negli appunti privati e nelle molte corrispondenze con amici, colleghi, allievi che via via stanno emergendo a scacchi ma soprattutto per una semplice, sempre più chiara ragione, cioè l'essere stato lui, cresciuto alla scuola di un padre nazionalista e repubblicano, un giovanotto iscritto e considerato per comunista ben prima della caduta del regime. Chi pensi alle vicende di tanti intellettuali e intellettuali italiani non muova in questo scontro di giudizi e giudizi. Ma la personalità di Cantimori è una cosa che si spiega in un modo speciale nel contesto del "lungo viaggio" attraverso il fascismo.

Il Cantimori fascista e quello comunista si incontrano nella convinzione che fosse ormai chiusa l'età liberale e che liberalismo e conservatorismo fossero sinonimi. Come ha ricordato di recente in un lungo e mirato intervista Gabriele Sileoni, per lui le servitù della Gran Bretagna e della libertà avevano fatto il loro tempo per questo fu lo sguardo con speciale attenzione la dove gli sembrava prendere forma la costruzione del mondo moderno, con forze capaci di far leva sulle masse e di disegnare un mondo nuovo, terribile e inattuabile, dal quale non bisognava distogliere gli occhi se si voleva capire la direzione presa dalla storia. Attenso alle discussioni e ai progetti del nuovo partito cooperativo dei rapporti nel mondo del lavoro, però una speciale attenzione a quello che si muoveva nella Germania tra la situazione di Weimar e la vittoria del nazionalsocialismo. Cantimori fu anche un germanista, lavoro all'interno di suoi germanisti di Villa Schirmer e del suo gruppo di amici e studiosi di storia e realtà presenti della Germania. Accanto ai testi dell'età della Riforma protestante fu lettore di Hegel e fu il primo traduttore italiano di Carl Schmitt.

Oggi proprio nella collana del biennio 1904-1906, storico, interessato profondamente ai documenti e alle esperienze degli studiosi di Rinascimento. Tra le sue opere principali: "Enrico VIII e il Cinquecento", "L'impero e religione nel Rinascimento", "pubblici di Genova. La Normale di Pisa, dove studiò e insegnò, conserva il suo archivio.



LA MARCHA SU ROMA. Benito Mussolini a marzo su Roma con i suoi seguaci il 28 ottobre 1922. A fianco dell'ex ministro fascista

CANTIMORI IL GRANDE PESO DELLE IDEOLOGIE

Una gran confusione, si dice - ma dell'epoca del passato (per la fine - è giustamente il nostro mette in guardia dal giustificare con l'argomento della nebbia per così dire naturale della confusione mentale di allora l'apprezzamento del giovane Cantimori in un articolo su Via Novara per la nuova "religiosità politica" seguita in Germania e per l'esigenza tedesca di rifondare la concezione nazionale su quella dellogica del naufragio che si svolgeva contro gli etici "pedali naturali del libero pensiero". Si ostentò tuttavia che anche questa osservazione è fatta nelle sfilate di chi vuole capire, dunque è una constatazione che non comporta adesione. Perciò non si può che dire che quando si legge che Cantimori fu animato da una "avvertenza per l'ideologia del nazionalsocialismo" di cui non si trova traccia. E anche dimo-



«Certe sue osservazioni appaiono molto inedite: lavoro "Nazional-socialismo" del Dizionario di Politica mostra che Cantimori considerava la legge nazionalsocialista sull'operaio "molto elastica" in grado di soddisfare i diritti di lavoro e sparsi, cosa che è confermata da studi recenti sulle basi sociali del profondo consenso tedesco al regime hitleriano come quello di Gino Ariani (La storia sociale di Hitler, Simondo). E tuttavia non c'è dubbio che come più grandi gli rimasero le sue idee. Se la sua capacità di analisi di quella fase è tragica e di violenza sovvertitrice, non gli perisce però di avvertire in tutta la sua gravità la mancanza del nazionalsocialismo che il più grande storico di Cantimori da stato lui stesso: in una pagina matura di analisi del suo fascismo di alle-

rimori bisogna passare attraverso lo studio delle fonti, quelle inedite e quelle inedite. Anche l'Etica ha tratto dall'archivio Cantimori qualche pezzo nuovo e lo produce in appendice ma se le lettere inviate di Hugo Fischer e di Carl Schmitt sono interessanti come documenti della sua ideologia di allora, l'anonimo appunto distribuito intitolato "Nazi" non ha niente di eccezionale in merito di una rassegna di rapida indagine e di direttive politiche, anzi di vere e proprie vedute del regime (tale è l'avvertimento finale: "guardare con interesse ma con freddezza a questo movimento non alla sua azione, come ad una politica della politica italiana").

Ci sarebbe poi nello stesso il Cantimori storico e se anche si può decidere di dimenticare provvisoriamente le sue idee di politica, resta il problema del resto tra i due. Ebbene quel resto tra la storia e il politico, che ebbe la Cantimori caratteri del resto specifici. In per altri versi un dato tipico di quella cultura: era agli storici come interpreti del senso della storia e della sua direzione che spettava il compito di consentire passato e presente per decidere il futuro. L'età naturale allora che al Cantimori vicino della Riforma protestante e della religione moderna come forza unitaria delle nuove linee economiche e di sviluppo di capire la direzione verso cui andava la Germania. Oggi conosciuti di questo genere sono passati nelle mani di economisti e di politici, di sociologi e di giornalisti, e la competenza filosofica della storiografia appare in maniera più chiara.

Raffaello Cortina Editore

David Le Breton
Il sapore del mondo
Un'antropologia dei sensi

Non si parla quasi più del valore delle sue ricerche ma solo delle sue opinioni politiche

Quando dell'evanescente che in quegli anni Cantimori dedicò il suo impegno fondamentale di storico a scoprire le tracce di etici italiani (non di riferimento tedeschi) nati e perseguitati in nome della libertà, resta il problema di che cosa e quanto abbia capito quel giovane studioso romagnolo che si muoveva nel mondo tedesco e conviveva con storici e politici.

www.raffaelecortinaeditore.it

FAZ 14.09.2007

Wohngemeinschaft

Kirche und Historiker vereint

Nach fünfundzwanzig Jahren, während deren das Gebäude der einstigen deutschen Grundschule in Rom leer stand, konnte es nun mit einer konzentrierten Aktion vor dem Abriss gerettet, saniert und einer neuen Nutzung zugeführt werden. Es bedurfte jahrelanger Planung, staatlicher Finanzierung aus Deutschland und eines tiefgreifenden Umbaus, um das Schulhaus in ein Archivgebäude des benachbarten Deutschen Historischen Instituts (DHI) zu verwandeln. Das DHI wird die neuen

Räumlichkeiten auch für Gästewohnungen nutzen. Die andere Hälfte des Gebäudes bezieht die evangelisch-lutherische Kirche in Italien (ELKI), die hier ihr Dekanat, eine Kapelle sowie das Sekretariat und die Studienherberge des – seit 2002 mit Partnern betriebenen – ökumenischen „Melancthon Zentrums“ unterbringen kann. Am 18. September eröffnen der Direktor des DHI, Michael Matheus, und der Dekan der italienischen Lutheraner, Holger Milkau, gemeinsam die neue Arbeits- und Wohngemeinschaft an der Via Aureliana vor den Mauern der Ewigen Stadt, und sogar Kardinal Lehmann wird als Gast der katholischen Welt erwartet. dsch

Corriere della Sera 20.09.2007

AURELIA ANTICA

Il cardinale di Magonza inaugura la nuova ala dell'Istituto Germanico

Salvata dall'incuria e dalle ruspe, torna accessibile al pubblico un'intera ala dell'Istituto Storico Germanico. Dopo 25 anni di abbandono, sono terminati i lavori di ristrutturazione della Scuola elementare tedesca di via Aurelia Antica 391. I nuovi locali – che ospiteranno la biblioteca storica e musicale, appartamenti per studiosi e il decanato della chiesa evangelica luterana - saranno inaugurati stasera alle 19 con una tavola rotonda (a inviti) cui prenderà parte anche Karl Lehmann, cardinale di Magonza a capo della Conferenza episcopale tedesca. Con lui a discutere di «Fede e storia», in rappresentanza del governo italiano ci sarà Paolo Ferrero, ministro della Solidarietà sociale. Attesi anche il Segretario di stato tedesco, Meyer-Krahmer, il vescovo Johannes Friedrich, il direttore dell'Istituto storico germanico di Roma, Michael Matheus e la storica italiana Maria Antonietta Visceglia. (C. De L.)

Verachtet mir die Geschichte nicht

Neues Haus in Rom für Historisches Institut und Lutherische Kirche

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, und manchmal gilt das auch für ein Gebäude. Ein neues Haus auf dem Gelände des Deutschen Historischen Instituts in Rom bietet ein Beispiel dafür. In den unteren Geschossen bekommen die Historiker Platz für ihre gewaltige Bibliothek. In den höheren Stockwerken zieht die Evangelisch-Lutherische Kirche Italiens mit ihrem Hauptsitz ein. Ganz oben aber, auf der Terrasse, geht der Blick hinüber zur Kuppel des Petersdoms. Die Symbolik? Auf dem Boden ihrer gemeinsamen Geschichte nähern sich die christlichen Konfessionen nach Jahrhunderten der Entfremdung an. Ein tragfähiger Befund? Oder tauscht die frohe Botschaft dieses Baus an der Via Aurelia Antica?

„Glaube und Geschichte“ war das naheliegende Thema der Eröffnungsfeier am Dienstagabend. Derzeit scheint es ja an vielen Orten, dass sich der Glaube unheilbar auf die Geschichte der Menschheit auswirkt. Hinter dem islamistischen Terror ragt das Gespenst eines Kampfes der Religionen auf, des Islam mit dem Christentum. Im Irak bekriegen sich die Muslime untereinander, Schiiten gegen Sunniten. Der Nahe Osten hat Nathan den Weisen noch längst nicht begriffen. Im Westen verzweifeln viele Christen am ökumenischen Dialog. Gerade erst hat ein Dokument der Glaubenskongregation im Vatikan den Kirchen der Reformation abgesprochen, „Kirchen im eigentlichen Sinne“ zu sein. Religion und Historie – ist das also doch nur die Geschichte einer traurigen Beziehung?

Der Diskussionsabend in der Aula der benachbarten Deutschen Schule Rom lehrte anderes. Allein, dass Kardinal Karl Lehmann, der Chef der katholischen deutschen Bischofskonferenz, gekommen ist, um den neuen Sitz der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rom zu feiern, ist ein Beweis, wie weit man gekommen ist seit den Zeiten europäischer Glaubenskriege. Lehmann war es auch, der die These aufstellte: „Der Glaube ist nicht einfach der Geschichte überlegen.“ Die Verachtung der Geschichte durch manche Glaubenssysteme sei verfehlt. Alle Religionen müssten sich reformieren, und dabei bräuchten sie die Historiker, „um wenigstens im Nachhinein aus Fehlern zu lernen“. Als Fehler betrachtet der Kardinal offenbar das Kirchen-Papier der Glaubenskongregation. „Manches Dokument ist nicht so geraten, wie es eigentlich geraten könnte“ – dieser Satz birgt eine deutliche Kritik an Rom.

Da ist es nicht mehr weit bis zu der Forderung von Johannes Friedrich, dem Landesbischof der Evangelischen Kirche in Bayern: „Keine geschichtliche Ausprägung des Glaubens kann den Anspruch

Bayern: „Keine geschichtliche Ausprägung des Glaubens kann den Anspruch erheben, sie sei die schlechthin normative.“ Lehmann sollte später sagen, er müsse Friedrich an keiner Stelle widersprechen, und das sei doch bemerkenswert. Das alles bedeutet jedoch nicht, dass die Geschichte der Kirchenspaltungen bald an ein glückliches Ende kommt.

Zwar wurden in den vergangenen Jahrzehnten viele Streitpunkte ausgeräumt und ein Vertrauensverhältnis geschaffen, das in den Jahrhunderten davor undenkbar erschien. Die größten Hindernisse zur Einheit aber sind übrig geblieben, etwa das Amt des Papsttums. Gelassenheit mahnen die beiden Bischöfe daher an. Auch Moses habe das Gelobte Land nur gesehen, aber nicht selbst betreten.

Annäherung der Konfessionen

Geduld aber ist die Sache der Moderne nicht. Das zeigt sich an vielen Kriegen. Ob auf dem Balkan, in Afghanistan oder im Irak – die Interventionen westlicher Mächte erfolgten in dem Glauben, nach einer raschen Militäraktion lasse sich auch schnell eine friedliche demokratische Gesellschaft errichten. Ein Irrglaube, wie die Geschichte lehrt. Michael Steiner, der neue deutsche Botschafter in Rom, hat das während der Jugoslawien-Kriege erfahren, als Sicherheitsberater des damaligen Kanzlers Gerhard Schröder und als Chef der UN-Verwaltung im Kosovo. Sein erstes Fazit: Die internationale Gemeinschaft ist viel zu unbescheiden, wenn sie glaubt, sie könne in zwei, drei Jahren Verhältnisse ändern, die über Jahrhunderte entstanden sind. Sein zweiter Schluss: Es ist nicht so sehr der Hass der Religionsgruppen und Ethnien aufeinander, der Jugoslawien zum Schlachthaus machte, sondern die Angst – die Angst vor dem Nachbarn, vor dem Anderen, dem eine gerissene Propaganda die Individualität als Mitmensch nahm und in die Anonymität eines feindlichen Kollektivs stieß. Dieser Gedanke lässt sich auf die Auseinandersetzung mit dem islamischen Terrorismus übertragen. Kalkül der al-Qaida ist es, durch Terror Angst zu säen und so „die Christen“ gegen „die Muslime“ in Stellung zu bringen. Religion wäre dabei nicht die Ursache des Konflikts. Sie würde aber als Verstärker missbraucht. An Christen und Muslimen wird es liegen, diese Strategie zu durchkreuzen, indem sie sich nicht in feindliche Lager pressen lassen. Gelingt dies, wäre viel gewonnen.

Wie langwierig eine wirkliche Aussöhnung ist, zeigt die Geschichte von Katholiken und Protestanten. Sie ist heute zumindest so weit, dass der neue Bau an der Via Aurelia Antica ein „ökumenisches Signal“ mitten im katholischen Rom setzt, wie es der Direktor des Deutschen Historischen Instituts, **Michael Matheus**, ausdrückt. Der Katholik Matheus plant, dass sich sein Institut künftig stärker mit der Reformationsgeschichte beschäftigt. Auch so soll der Boden gefestigt werden, auf dem sich die Glaubensgemeinschaften näher kommen. Ob am Ende die Einheit steht, ist eine andere Geschichte.

STEFAN ULRICH

Allgemeine Zeitung Mainz 03.10.2007

Mainzer Professor in Rom

Matheus leitet in zweiter Amtszeit das Deutsche Historische Institut

Der Historiker Prof. Michael Matheus, der bis 2002 in Mainz lehrte, hat gerade seine zweite, fünfjährige Amtszeit als Direktor des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom angetreten. Über einen Kooperationsvertrag hält er weiter Kontakt mit der Mainzer Universität.

Von
Martin Recktenwald

Jüngstes „Kind“ dieses Kooperationsvertrages ist ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur Mentalität des königlich-italienischen Heeres im Zweiten Weltkrieg. Welche Rolle spielten übersteigter Nationalismus, Rassenhass oder Antisemitismus in der Militärpropaganda des italienischen Faschismus? Gelang es, solche Werte im Denken und Handeln der Soldaten zu verankern? Diesen Fragen geht das Projekt nach.

Das von der Gerda-Henkel-Stiftung finanzierte Vorhaben wurde von Prof. Sönke Neitzel (Universität Mainz), Prof. Harald Welzer (Universität Witten/Herdecke), dem Institut für Zeitgeschichte (München) sowie Dr. Lutz Klinkhammer und Prof. Matheus vom DHI Rom ins Leben gerufen. Die Untersuchung stützt sich auf Abhörprotokolle – Gespräche von 10 195 deutschen und 563 italienischen Soldaten und Offizieren wurden in britischen Kriegsgefangenenlagern heimlich aufgezeichnet. „Diese Dokumente sind ein Glücksfall für die Forschung“, meinen die Wissenschaftler. Die Einsichten, die aus den über 50 000 Protokollseiten zu gewinnen seien, gingen weit über das hinaus, was man etwa aus Feld-



Prof. Michael Matheus ist Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Archivfoto: Reinhardt

postbriefen herauslesen könne.

Der Kooperationsvertrag mit Mainz gelte auch für seine zweite Amtszeit als Direktor des DHI Rom, kündigt Matheus an. Diese startete gerade mit Beginn des Oktobers. 2002 hatte der Professor erstmals das Amt angetreten – das Bundesforschungsministerium schlug die Verlängerung vor.

An der Universität Mainz

war Matheus von 1994 bis 2003 Direktor des Instituts für geschichtliche Landeskunde und lehrte am Historischen Seminar mittlere und neuere Geschichte. „Der Abschied von Mainz fiel mir nicht leicht, aber die Herausforderung in Rom reizte mich“, sagt Matheus. Inzwischen hat er sich in der „Ewigen Stadt“ gut eingelebt. „Sowohl meine Frau als auch ich fühlen uns hier wissen-

schaftlich und menschlich sehr gut aufgehoben“, erzählt er. Nach Ablauf der zweiten Amtszeit wird Matheus wieder nach Mainz zurückkehren.

Bis dahin gebe es aber noch viel zu tun – zahlreiche Projekte aus den Vorjahren würden weitergeführt. Das „Repertorium Germanicum“ und das „Repertorium Poenitentiarie Germanicum“ – in denen der Vatikan von 1378 bis 1517 deutsche Belange verzeichnete – werden gerade in einer Onlinedatenbank erfasst. „Das bietet die Grundlage für viele interessante Forschungsfragen“, ist Matheus überzeugt. Auch die jüngere Geschichte beschäftigt das DHI. Die Briefwechsel des Berliner Nuntius (vaterkanischer Botschafter) mit Rom aus den Jahren 1932 bis 1939 sind Teil dieser Arbeit.

Zur Person

■ Michael Matheus wurde 1953 in Graach an der Mosel geboren. Er studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Germanistik an den Universitäten in Trier, Bonn und Münster. Im Jahr 1990 habili-

tierte er in Trier im Bereich Mittelalterliche Geschichte und Geschichtliche Landeskunde. Danach lehrte er als Professor an den Universitäten in Essen und später Mainz.

Roma Agenda

20:00...22:00



Alexanderplatz torna a grande richiesta un grande nome della musica mondiale: Sarah Jane Morris, Alexanderplatz Jazz Club, via Ostia, 9, tel. 06.39742171, h. 22:00, 15/20 euro.

Uto Uggi per Roma

Per l'appuntamento conclusivo, Yuri Bashmet dirige l'Orchestra Sinfonica Statale Nuova Russa nell'esecuzione delle note di Hector Berlioz e Pyotr Ilych Tchaikovsky. Con la partecipazione del Maestro Uto Ughi.

Auditorium Conciliazione, via delle Conciliazione, 1, tel. 06-68801044, h. 20:30, ingresso libero.

Giacomo Docimo & Cinque Pozzi Facili

Sul palco del Big Mama i Cinque Pozzi Facili proporranno il meglio del loro variegato repertorio, che alterna canzoni originali a brani di De Gregori, Beninato, Battisti, i Beatles e i Beach Boys.

Big Mama, v.le di S. Francesco Ripa, 16, tel. 06-5812551, h. 22:00, tessera annuale €13.

Georg Friedrich Händel

300 anni fa Georg Friedrich Händel veniva a Roma per rimanervi quasi due anni. Per commemorare l'evento l'Istituto Storico Germanico di Roma ha organizzato un convegno internazionale che dal 17 al 20 ottobre offrirà un'occasione per discutere dell'attività händeliana.

Istituto Storico Germanico di Roma, via Anicia Antica, 391, tel. 06-660492, www.istgroma.it.

Rumori fuori scena

La Compagnia Attori & Tecnici presenta "Rumori fuori scena", scappatante commedia di Michael Frayn che racconta le varie fasi della costruzione di uno spettacolo.

Teatro Vittoria, piazza S. Maria Liberatrice, 10, tel. 06-5740170, mercoledì h. 21:00, €22/12.

Il corso di Michele Toscano**In-scena, diventare attore valorizzando il proprio io**

Dal 5 novembre al 12 giugno 2008 al Centro d'Arte Mater Dei, in Via della Camilluccia, 120 (Opera Don Orione), si svolgeranno i corsi di *In-Scena: Imparare a Comunicare, Scuola di Teatro-Piùero-Sperimentazione e Tecniche dello Spettacolo* sotto la direzione artistica di Luisa Mariani. Obiettivo del corso è il recupero dell'espressività originaria al fine di valorizzare l'autenticità e l'universo sensoriale dell'individuo. La percezione dell'"essere" in opposizione all'"apparire". La consapevolezza della funzione dell'attore come "polo attivo e produttivo della comunicazione". Una visione dell'attore basata sul confronto di tradizioni differenti dell'arte della rappresentazione, con la messa a fuoco della relazione "intertesto-personaggio" nella lezione del teatro di Eduardo De Filippo, Vittorio Gassman, Carmelo Bene, e del cinema di Vittorio De Sica, Anna Magnani, Marcello Mastroianni e Totò. La durata del corso è di 3 anni. La scuola è diretta da Luisa Mariani, attrice, regista di film documentario e di home-video, autrice, sceneggiatrice, direttrice artistica di festival. Dal 20 al 27 ottobre si svolge uno stage propedeutico al corso 2007-2008 di tre ore al giorno (dalle 13 alle 16). Info 330-2946389, www.luisamariani.com

Cancelleria**Cantate romane di Haendel****Lorenzo Tozzi**

Le sfide, come gli esami, non finiscono mai. Tutti ricordano la «partita del secolo», quella semifinale dei mondiali messicani del 1970 in cui l'Italia batté la Germania con un clamoroso 4 a 3. Ma la sfida Italia-Germania ha radici molto più antiche. Si ricorda questi giorni la presenza di Haendel a Roma trecento anni fa, occasione di una sfida ravvicinata tra il tedesco, geniale organista a San Giovanni, e il napoletano Domenico Scarlatti, clavicembalista insuperabile nelle sale di Palazzo

Ruspoli. Un apprezzabile pareggio. Peggio ci andò a Vienna nel 1784 col confronto al fortepiano tra Mozart e Clementi. Ed eccoci alle attuali celebrazioni haendeliane. Da una parte le trombe ceciliane con il concerto de La Risonanza di Fabio Bonizzoni in tre Cantate haendeliane e tanto di convegno sulla cantata da camera, dall'altra le campane dell'Istituto Storico Germanico che stasera (ore 19) alla Cancelleria propone Cantate romane di Haendel con Roberta Invernizzi e il Complesso barocco di Alan Curtis, ma anche un importante convegno su Haendel a Roma.

Libero 14.12.2007

Intellettuali fra due totalitarismi

Cantimori prima del Pci Che passione per i nazi

Dallo studio di Nicola D'Elia sul grande storico, emergono testimonianze di stima per Hitler. E tracce di antisemitismo

*** VITO PUNZI

«Oggi Le scrivo solo per non dare l'impressione che io non Le sia grato per l'invio dei suoi eccellenti scritti apparsi negli "Studi Germanici" su Möller van den Bruck e su Ernst Jünger. Sui due saggi posso confermare che essi provano una capacità assolutamente non comune di penetrare nello spirito tedesco». Così scriveva ammirato Carl Schmitt a Delio Cantimori da Berlino il 28 ottobre 1935. Insieme ad altre, la lettera è raccolta in appendice al bel saggio di Nicola D'Elia, "Delio Cantimori e la cultura politica tedesca (1927-1940)" (Viella, Roma 2007, p. 158, euro 18), inserito nella collana "Ricerche", promossa dall'Istituto Storico Germanico di Roma.

Intellettuale "modello" per coloro che dall'aperto sostegno al fascismo e al nazismo passarono successivamente al comunismo, fedele alla forte tradizione mazziniana romagnola, Cantimori divenne presto acceso militante fascista. Al 1948 risale la sua iscrizione al Pci, da cui sarebbe uscito nel 1956 dopo i fatti d'Ungheria.

La figura dello studioso romagnolo, soprattutto negli ultimi anni, è stata fonte di accese polemiche tra gli storici. Se da un lato Adriano Prosperi ne ha sempre sottolineato il valore in quanto «storico della tolleranza e della libertà religiosa», rifiutando come «veleno ideologico» i giudizi di coloro che in Cantimori hanno visto piuttosto un modo di leggere il Novecento «in funzione delle esigenze del vincitore di turno», dall'altro Eugenio Di Rienzo e Paolo Simoncelli hanno accusato gli storiografi d'ispirazione marxista di aver trasformato il romagnolo nell'icona di uno «studioso crociano e addirittura gramsciano e togliattiano». Il fascino esercitato su Cantimori dai totalitarismi degli anni Venti e Trenta,

ha sottolineato in particolare Simoncelli, fu la molla che lo spinse, negli anni '39-'41, a progettare un saggio, rimasto inedito, sulla storia del nazionalsocialismo, «all'insegna di una passionalità nazional-bolscevica».

La tradizione risorgimentale anticattolica che lo formò, suscitò nel giovane Cantimori l'interesse verso i movimenti ereticali del '500 italiano e tedesco. Ciò che lo storico vide accadere nella Germania post Prima guerra mondiale venne interpretato con

tempestività come un riproporsi delle tensioni ereticali cinquecentesche, un mondo «torbido e ribollente», dal quale sarebbe emersa la politica intesa come «forza totale», trionfante sulla profonda crisi del liberalismo e delle democrazie. Tanto meglio, per Cantimori, se le forme di «misticismo politico» che s'andavano affermando in Europa combattevano i valori cristiani. A questo proposito, D'Elia ricostruisce con efficacia la polemica sorta con l'olandese Johan Huizinga, accusato, per via della sua formazione liberale e cristiana, di non comprendere la dinamica rivoluzionaria della vita moderna mossa dai regimi totalitari in competizione tra loro. Nessuno stupore, da parte di Cantimori, neppure di fronte all'antisemitismo che caratterizzava le spinte rivoluzionarie «religiose» e insieme «aconfessionali» dei nazionalsocialisti tedeschi: «Il gran nemico di questa gente - scriveva - sono gli ebrei, padri naturali del libero pensiero, e però ostili alla genuinità del sentimento religioso di questo popolo, che dopo la sconfitta, sente, nella sua parte

più elevata, che solo con un'anima profondamente religiosa potrà risollevarsi a nuova grandezza».

Dallo studio di D'Elia, sebbene la complessa parabola culturale e politica di Cantimori sia tutt'altro che facile da ricostruire, emerge bene la lucida lettura fatta dallo storico del movimento hitleriano. In particolare, nello scritto "Note sul Nazionalsocialismo", redatto nel 1934, è di particolare interesse l'analisi dell'influenza avuta sull'ideologia nazionalsocialista dai fratelli Georg e Otto von Strasser, animati da forte

simpatia verso la Russia sovietica, in virtù del carattere "nazionale" della rivoluzione bolscevica, e impegnati a favorire l'incontro tra le aspirazioni socialiste e quelle nazionaliste. Un'ideologia antiborghese davvero poco diversa da quella che stava caratterizzando l'azione dei bolscevichi: «Gli Strasser si appellavano alle "nazioni proletarie" - osservava Cantimori - «vestendo le teorie sostanzialmente marxiste di forme nietzscheane e lagardiane; si occupavano della questione delle otto ore, di aumenti di salari, propugna-

vano la riforma agraria con la violenza». Sebbene "limitato" al primo quindicennio della produzione dello storico romagnolo e alle sue complesse relazioni con il mondo culturale e politico tedesco, questo di D'Elia è certo un utile, fondamentale contributo: di certo un bell'aiuto a intendere meglio come Cantimori sia potuto passare, senza troppi drammi di coscienza e ben accolto, dagli entusiasmi giovanili per il fascismo ed il movimento nazionalsocialista all'adesione all'ideologia comunista.

*** CHI È

STORICO

Delio Cantimori (1904 - 1966) è stato uno storico e uomo politico italiano. Giovanissimo fu politicamente vicino alla tradizione mazziniana, ma si accostò molto presto al fascismo. Nel 1948 si iscrive al Pci, da cui esce nel 1956 in seguito ai fatti d'Ungheria. Fondamentale il suo studio "Eretici italiani del Cinquecento" (Einaudi)

Consegnati i riconoscimenti 2007 del prestigioso Premio intitolato all'Imperatore jesino

Ribalta internazionale per il Federichino 2007

Ecco l'elenco dei premiati a cui va la preziosa statua stilizzata in bronzo dell'artista Carlo Vitelli



Il Premio internazionale Federichino è stato istituito dalla Fondazione Federico II Hohenstaufen di Jesi nel 1997 e, dal 1998, a seguito dell'intervenuto gemellaggio con la Fondazione Federico II di Palermo, è stato concesso alternativamente dalle due fondazioni fino all'anno 2003. Anno in cui Gesellschaft für staufische Geschichte e. V. di Goppingen ha aderito anch'essa all'iniziativa ed ha tenuto la prima sua manifestazione. Con l'adesione di Goppingen il Premio diventa internazionale, anche se già nelle precedenti edizioni era stato assegnato a personaggi di altre nazionalità, come l'attore Philippe Leroy e gli storici Jean Claude Maire-Vigueur e Wolfgang Stürner. Sono insigniti del premio illustri personaggi che abbiano fatto onore alle tre regioni di appartenenza nei campi della cultura, dell'economia, dello spettacolo e dello sport, ed anche personaggi italiani o stranieri che nello spirito dell'alto messaggio culturale e sociale di Federico II onorino anche i nostri Paesi onorando così degnamente anche la figura dell'Imperatore jesino. Tra i premiati delle passate edizioni personaggi molto noti della cultura e dello spettacolo, quali, ad esempio, Indro Montanelli, Pasquale Squitieri, Claudia Cardinale, Valeria Moriconi, Riccardo Muti e, per lo sport, campioni come Valentino Rossi, Valentina Vezzali, Giovanna Trillini, Roberto Mancini, Filippo Magnini. L'allargamento del patrocinio del premio, unitamente al prestigio degli insigniti, ha fatto lievitare la fama del riconoscimento che ha og-

gi una valenza veramente internazionale. Il premio consiste in una statua stilizzata in bronzo dorato dell'imperatore che è la riduzione del bozzetto creato dall'artista Carlo Vitelli di Ascoli Piceno e proposto dalla Fondazione jesina per una statua da erigersi a Federico II in cima al monte Hohenstaufen. Agli insigniti viene consegnato unitamente al diploma contenente la motivazione del premio. La concessione del Premio comporta anche l'attribuzione della qualifica di Socio onorario della Fondazione Federico II Hohenstaufen di Jesi. Anche questo anno la Fondazione jesina, promotrice del Premio ha inteso premiare, come ha fatto per le precedenti edizioni, almeno un personaggio per ciascuna delle province marchigiane, privilegiando ovviamente Ancona e Jesi e la sua valle e includendo tra i candidati anche personaggi di alta levatura in campo nazionale. Per la Provincia di Ancona è stato premiato il Rettore dell'Università Politecnica delle Marche Prof. Marco Pacetti, per Macerata il Cav. del Lavoro Dott. Adolfo Guzzini, per Ascoli due artisti di chiara fama, il pianista e compositore Giovanni Allevi e il baritono Vittorio Vitelli, per la nuova provincia di Fermo l'attore santelpidiese Neri Marcoré, per Pesaro Urbino, il giocatore del Milan Massimo Ambrosini e due ditori pugliesi, Giacomo Adda di Bari e Renato Russo di Barletta. La Fondazione di Palermo ha designato il Prof. David Rampello, Presidente della Triennale di Milano originario di Raffadali (AG) e quella di Coppingen il Prof. Mi-

chele Matheus, Direttore dell'Istituto Storico Germanico di Roma, originario di Graach.

A sinistra: il premio statua stilizzata in bronzo dorato dell'imperatore, riduzione del bozzetto creato da Carlo Vitelli. Sotto: alcuni dei vincitori del Premio nel 2007, Massimo Ambrosini, Neri Marcoré e Michele Matheus



SZ 26./27.04.2008

Süddeutsche Zeitung Nr. 98 / Seite 17

Samstag/Sonntag, 26./27. April 2008

Helden der anderen

Der deutsche Widerstand
wird in Italien geehrt

Die Lebensläufe könnten unterschiedlicher nicht sein. Der eine, ein Bauernsohn aus dem Piemont, 1921 geboren, schloss sich 1943 nach der deutschen Besetzung Italiens und der Auflösung der italienischen Streitkräfte dem militärischen Widerstand an. Er kämpfte unter anderem bei der Kleinstadt Boves (Provinz Cuneo) gegen Einheiten der Division „Leibstandarte-SS-Adolf Hitler“, und wurde nach der Befreiung am 25. April 1945 Kommandant von Boves. In der Folge vertrat er 30 Jahre lang die Kommunistische Partei im Gemeinderat des Ortes an den Füßen der Meer Alpen und starb dort 1991. Der andere kam 1907 als Sohn eines Oberhofmarschalls im bayrischen Jettingen zur Welt, sympathisierte als junger Offizier zunächst mit Adolf Hitler und wurde dann unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Verbrechen zu einem Kopf des deutschen militärischen Widerstands gegen Hitler. Er wurde am 20. Juli 1944 in Berlin erschossen. Bartolomeo Giuliano und Claus Schenk Graf von Stauffenberg werden beide an diesem Wochenende in Boves geehrt. Nach Giuliano wird eine Straße des Ortes benannt, ein innerstädtischer Garten wird auf den Namen Stauffenberg getauft. An einer Feierstunde am Sonntag werden unter anderen der deutsche Botschafter in Italien, Michael Steiner, und Mitglieder der Familie Stauffenberg teilnehmen.

Damit wird zum ersten Mal ein wichtiger Vertreter des deutschen Widerstandes in Italien mit einem Gedächtnisort öffentlich geehrt. Und das an symbolträchtiger Stelle, denn das Städtchen Boves, in dem heute knapp 10 000 Einwohner leben, war im Spätsommer 1943 Schauplatz des ersten Massakers an der Zivilbevölkerung, das deutsche Militärangehörige auf italienischem Boden verübten. 24 Menschen kamen ums Leben, unter ihnen der Pfarrer des Ortes. Anschließend wurden Boves und der benachbarte Ort Castellar in Brand gesteckt. Lutz Klinkhammer vom Deutschen Historischen Institut in Rom nennt das den „traurigen Archetyp“ einer ganzen Reihe von Massakern, die später in den Massenmorden von Marzabotto und Sant’Anna di Stazema einen Höhepunkt erreichten.

Giorgio Bocca, Doyen der italienischen Publizistik, der als junger Widerstandskämpfer Boves hat brennen sehen, nennt die Ehrung „überreif“. Man habe in Italien viel zu spät wahrgenommen, dass auch die andere Seite ihre „Helden“ gehabt habe. Christiane Liermann, Historikerin an der deutsch-italienischen Gemeinschaftseinrichtung Villa Vigoni am Comer See, bezeichnet die Ehrung von Stauffenberg als „eine Geste der Versöhnung“, in der sich die Verteidigung ziviler Werte mit dem Geist eines gemeinsamen europäischen Erbes verbindet. Wer dann sieht, mit welcher vorsätzlichen Leichtfertigkeit die neue Berlusconi-Mehrheit in Italien gerade im Umfeld der Feierlichkeiten zum Jahrestag der Befreiung am 25. April diese Werte aufgeben will, fasst sich doch an den Kopf.

HENNING KLÜVER

Text: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 05.09.2008, Nr. 208 / Seite 41

Meine Ehe ist ungültig

Ludwig Schmugge über eine Alternative zur Scheidung

05. September 2008 So hatte sich Maria, erst zwanzig Jahre alt, ihr Eheleben im Dorf Schiers bei Davos nicht vorgestellt. Ihr noch etwas jüngerer Mann Bartholomeus hatte sich als unfähig erwiesen, sie zu entjungfern, und trotzdem die Dreistigkeit besessen, ihre Mitgift einzufordern. In Entsagung und Kinderlosigkeit wollte sie sich aber nicht fügen, sondern klagte auf Auflösung der Ehe vor dem bischöflichen Gericht in Chur. Alle Sorgfalt habe sie beim Liebesspiel aufgewandt, aber trotz einer "leichten Bewegung des Gliedes" und dem Fluss von etwas Sperma sei der bedauernswerte Bartholomeus ohne Kraft geblieben.

Ihrer Offenherzigkeit gab der Mann nichts nach, er führte zu seiner Verteidigung sogar seinen sündigen Lebenswandel an. Bei anderen Frauen sei ihm der Verkehr nämlich gelungen, allerdings auf der Seite liegend, während Maria verlangte, von oben genommen zu werden. Den kanonischen Vorschriften entsprechend hätte der Churer Richter dem Paar auferlegen müssen, es noch drei Jahre zu versuchen, aber er hatte ein Einsehen und verlangte nur noch ein Zusammenleben vom Dezember 1456 bis kurz nach Ostern des folgenden Jahres; Maria und Bartholomeus sollten sich aber "Mühe geben, Buße tun, beten und andere fromme Werke verrichten", erst dann wolle er endgültig befinden.

Wie die Sache ausging, wissen wir leider nicht, aber in Chur herrschte die Tendenz, Ehedispense endgültig durch den Ordinarius entscheiden zu lassen und den unvermögenden Alpenländern den teuren Klageweg bei der Kurie in Rom zu ersparen. Das weitere Argument des lieblosen Bischofs Heinrich, seine Schäfchen seien ungehobelte Waldmenschen und ohne Kenntnis des Rechts, widerlegt Marias forsches Auftreten. Überhaupt darf man annehmen, dass zweieinhalb Jahrhunderte nach ihrer Dekretierung die kirchlichen Normen in der lateinischen Christenheit allenthalben bekannt waren und von den Betroffenen sogar häufig raffiniert genutzt wurden.

Gebt euch Mühe im Bett!

Die Ehe galt zwar als Sakrament, konnte jedoch ohne Priester geschlossen werden; verlangt waren die freiwillige Zustimmung der Partner vor Zeugen und der körperliche Vollzug. Das Kirchenrecht verbot eine Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft bis zum vierten Grad, die auch dadurch entstehen konnte, dass Mann oder Frau mit einer entsprechenden Person aus der Sippe des jeweils anderen vor der Ehe Geschlechtsverkehr gehabt hatten. Um unrechtmäßige Heiraten zu verhindern und Einsprüche zu ermöglichen, hatte das Vierte Laterankonzil 1215 festgesetzt, dass eine geplante Vermählung in der betreffenden Pfarrkirche durch den Ortsgeistlichen öffentlich angekündigt werden musste.

Zur Umgehung des Risikos oder Hindernisses schlossen viele Christen klandestine Ehen; sobald ihr Verstoß gegen das Eherecht bekannt wurde, riskierten sie das Einschreiten des Offiziars oder eines anderen bischöflichen Amtsträgers ex officio oder auf die Anzeige eines Dritten hin, der sich etwa um eine versprochene Ehe betrogen glaubte. Die bei weitem meisten Eheprozesse wurden um einen Dispens von zu naher Verwandtschaft und Schwägerschaft geführt.

FAZ 05.09.2008 - 2

Im Allgemeinen neigten die bischöflichen Gerichte im römisch-deutschen Reich des Mittelalters offenbar zu einer strengen Anwendung des kanonischen Rechts, wenn es auch, wie in Regensburg, Ausnahmen gab. Wer sich benachteiligt glaubte oder nicht fügen wollte, konnte an den Erzbischof appellieren oder ein Gnadengesuch in Rom einreichen. Weniger der Papst selbst beziehungsweise seine Kanzlei und Kammer als eine eigene Behörde, die noch heute tätige "Poenitentiaría Apostolica", suspendierte dann gewöhnlich das Recht zugunsten der Bittsteller. Allerdings konnte diesen Weg nur beschreiten, wer die mehrfach anfallenden Gebühren und auch die Strafgeelder für seine Übertretung der Normen bezahlen konnte. Nicht mehr als drei bis fünf Prozent aller kirchlichen Eheprozesse des Spätmittelalters gelangten deshalb bis zur letzten Instanz.

Päpstlicher Gnadenbrunnen

Nachdem der Vatikan der historischen Forschung 1983 den Zugang zu den Akten der **Pönitentiarie** geöffnet hat, bemüht sich das **Deutsche Historische Institut in Rom** um die Erschließung der das Reich betreffenden Bittschriften. In seinem Auftrag bearbeitet der Zürcher Mediävist Ludwig Schmutge die Supplikenregister und gab bis heute sieben opulente Repertorien für die Pontifikate von Eugen IV. bis Innozenz VIII. (1431 bis 1492) heraus; ein einziger Band umfasst mehrere tausend Gnadengesuche, von denen sich bei weitem nicht alle auf Eheprobleme beziehen. Schmutges Leistung ist umso erstaunlicher, als die Texte, nach ihren normativen und formalen Vorgaben gestaltet, vielhundertfach nur wenige Problemfelder variieren und sich der Editor Gegenproben in der lokalen Überlieferung der einzelnen Diözesen fast immer versagen musste. Entschädigen für seine Mühen konnte ihn nur die Gewissheit, dass die Suppliken ungewöhnlich nah an die Lebensumstände der spätmittelalterlichen Laien und Kleriker heranzuführen.

Verständlich, dass der entsagungsvolle Archivforscher jetzt einmal die attraktivste Materie seiner Quellen, eben die Matrimonialprozesse, zur Darstellung bringen wollte. In einer systematisch angelegten Monographie, der er über sechstausend Bittschriften zugrundelegen konnte, informiert er den Leser gut über die Eherechtsprobleme, arbeitet die Fälle statistisch auf und erzählt Hunderte von ihnen nach. So anschaulich und meistens amüsant die Lebensschicksale der schon lange Toten, deren Leiden längst verjährt zu sein scheint, geschildert werden, so ist Schmutge doch der Versuchung vieler Editoren erlegen, dass er glaubt, die Quellen sprächen schon für sich selbst, ja er hält sich allen Ernstes zugute, mit ihnen besser als Boccaccio die Fülle und Authentizität des mittelalterlichen Daseins zu erfassen.

Vergessen hat er dabei allerdings, dass auch "seine" Texte kein unverzerrter Spiegel der Wirklichkeit sein und ohne Fiktionalität nicht auskommen können und dass ungedeutete Erzählungen noch keine Geschichte sind. Kein Wort aber führt der Historiker im Umkreis der Kurie lieber im Mund als das vom "päpstlichen Gnadenbrunnen", der in der Tat die Sorgen der Bedrängten immer fortgespült zu haben scheint. Darüber sollte man aber nicht vergessen, dass das System nicht funktionierte, ohne den Ortsbischöfen die schwere Arbeit der Gunstversagung zu überlassen, und dass eben nur wenige die Chance hatten, ihr Lebensglück in Rom auch durchzusetzen.

MICHAEL BORGOLTE

Ludwig Schmutge: "Ehen vor Gericht". Paare der Renaissance vor dem Papst. Berlin University Press, Berlin 2008. 291 S., Abb., geb., 44,90 [Euro].

Il regista vince la ventesima edizione del "Premio Internazionale Ascoli" Avati campione in Medioevo

di FILIPPO FERRETTI

ASCOLI - È Pupi Avati il vincitore della XX edizione del "Premio Internazionale Ascoli". Il regista bolognese, protagonista di una carriera caratterizzata da oltre trenta titoli, sarà al centro dell'ultima giornata della manifestazione, che si terrà da domani a sabato sul tema "Condannare all'oblio: pratiche della dannatio memoriae", con molti esperti nazionali ed internazionali di cultura medievistica.

Il trionfista, che riceverà il premio alle ore 17.30 di sabato prossimo presso l'Auditorium Carisosp, è stato ritenuto meritevole del conferimento della giuria giudicatrice presieduta da Antonio Rigoni, per via della straordinaria capacità cinematografica di entrare in merito ad un periodo storico difficilissimo da ricreare.

Una cura dimostrata attraverso la realizzazione di importanti film, tra cui "I cavalieri che fecero l'impresa" (2001) e "Magnificat" ('93), che verrà proiettato al termine della premiazione.

Ieri mattina, il presidente dell'Istituto Superiore di Studi Medioevali "Cecco d'Ascoli", Gigi Morganti, ha presentato il programma dell'imminente edizione del "Premio Internazionale Ascoli Piceno" che, a Palazzo dei Capitani, prevede interventi sul tema da parte di altrettanti studiosi. Alle prime due giornate parteciperanno perso-



Nell'ambito del concorso nazionale di poesia e narrativa Fabiano, alloro a Bevilacqua

FABRIANO - Un weekend dedicato alla lettura e alla cultura. Arriva domenica la prima edizione del Premio nazionale di poesia e narrativa città di Fabiano.

Organizzato dalla neonata associazione "La città del libro", di concerto con l'amministrazione e grazie alla collaborazione della Caritas e della sua fondazione, il progetto culturale porta in città i grandi nomi della letteratura italiana, da Alberto Bevilacqua a Vitaliano Trevisan, passando per Giancarlo Sissa e Ennio Cavalli. Il premio si articola in tre sezioni: omaggio alla carriera, poesia e narrativa. Una giuria tecnica composta da Umberto

Piersanti, Alberto Bertoni, Giulia Massini e Alessandro Mosè ha selezionato le 6 opere finaliste e ha aggiudicato il premio alla carriera a Bevilacqua. Da qui il testimone è stato passato alla giuria popolare, composta da 60 persone, che proprio domenica giudicherà i sei finalisti. E gli artisti in gara sono per la narrativa: Guido Conti, Vitaliano Trevisan e Simona Vinci. Per la poesia: Tiziano Broggiato, Ennio Cavalli e Giancarlo Sissa. "Questo progetto culturale - osserva Marco Ottaviani, presidente dell'associazione "La città del libro" - è l'epilogo di una stagione che era già iniziata con Poiesis. È un appuntamento che punta sul coinvolgimento di tutti. Il premio sarà preceduto sabato da un convegno su "Letteratura e mass media: un matrimonio possibile?" che avrà luogo sempre all'Oratorio della Carità. *rf.*

dell'Università di Padova; di Grado Giovanni Merlo, direttore dell'Università di Milano; di Michael Mithen, direttore dell'Istituto Germanico di Roma e di Nicoletta Giovè Marchioli, dell'Università di Padova.

Nel corso dell'ultima giornata, la manifestazione potrà contare sulle relazioni ad opera di Amedeo De Vincentis, direttore dell'Università della Toscana; di Giuliano Milani, della Sapienza di Roma; di Daniela Rando,

dell'Università di Pavia e di Giannino Gagliardi del comitato scientifico del premio.

Oltre alla presentazione del film "Magnificat", ambientato nella settimana santa del 1976, saranno due i momenti più attesi. Alle ore 18.15 di domani, alla Sala dei Savi verrà eseguito dal maestro Paolo Ceccanti il concerto per pianoforte "Dedicato a Cecco" mentre nel pomeriggio di sabato verrà proiettata l'intervista allo storico francese Jacques Le Goff, vincitore della prima edizione del premio.

L'arrivo di Pupi Avati nel capoluogo piceno rappresenterà

per il regista di "Impiegati" e di "Il papà di Giovanna" un'occasione ghiotta per conoscere meglio la provincia picena, terra del suo pupillo Neri Marcorè, con il quale sta accingendosi a girare il suo terzo film, dopo "Il cuore al treve" (2003) e "L'asecondanotte dinooze" (2005).

Riconoscimenti a Pupi Avati arrivano anche dagli Stati Uniti dove è prevista una retrospettiva dedicata al regista in occasione del "Quarto Los Angeles, Italia - Film, Fashion and Art Fest". L'evento del Made in Italy dal 15 al 21 febbraio 2009, alla vigilia della notte degli Oscar.

ASCOLI PICENO

e-mail: ascoli@ilmessaggero.it fax: 0736 253652

La damnatio memoriae tema di quest'anno

di STEFANIA MISTICHELLI

Per il suo ventennale il Premio internazionale Ascoli Piceno, manifestazione fiore all'occhiello dell'Istituto di storia medievale "Cecco D'Ascoli", si apre alla città e propone una tre giorni di studi che fa l'occhiolino alle giovani generazioni e a tutti gli ascolani con la passione del Medio Evo. Il tema di quest'anno è quello della "damnatio memoriae", cioè della pratica, tipica dell'epoca medievale, di condannare all'oblio memorie, simboli e stemmi oppure protagonisti poco graditi delle cronache del tempo. Una pratica applicata anche sulla vita e sulle opere di Cecco D'Ascoli ma anche sulla stessa Ascoli, come quan-

do Federico II; nel XIII secolo, abbatte le 93 (questo il numero della tradizione) torri guelfe che dominavano la città. Un gesto concreto, fortemente simbolico, commesso per assoggettare la cittadinanza all'obbedienza dell'imperatore colpendo le casate guelfe nel simbolo stesso del loro orgoglio nobiliare.

«La tematica scelta dal presidente del comitato scientifico Antonio Rigon risveglierà grande interesse e sarà trattata; tra gli altri, da grandissimi storici come Gerald Schwedler e Marino Zabbia giovedì, Kai Sprenger, Wolfgang Decker e Michael Mathias venerdì e da Giannino Gagliardi che la declinerà in chiave ascolana», spiega il presi-



Il presidente dell'Issm Luigi Morganti con Vincenzo Marini

PREMIO INTERNAZIONALE ASCOLI PICENO

Quando furono abbattute 93 torri Medioevo, 3 giorni con grandi esperti di storia e un big dello spettacolo

Permessi Ztl, ultimi giorni per il rinnovo

Ultimi giorni per rinnovare i permessi Ztl per circolare e parcheggiare nel centro storico. Il Comune ricorda che il termine ultimo per rinnovare i permessi Ztl, per l'anno in corso, scadrà improrogabilmente il 30 novembre prossimo. Ultimo giorno utile, dunque, sabato. Quanti non abbiano ancora provveduto al rinnovo, sono invitati pertanto a recarsi presso gli

uffici della Saba, all'interno del parcheggio di Poeta Torricella, per procedere al rinnovo. Come si ricorderà i permessi Ztl erano già stati prorogati una prima volta fino al 30 giugno, quindi fino al 31 ottobre ed infine al 30 novembre. Per evitare brutte sorprese, dunque, meglio affrettarsi. Le tariffe per il rinnovo dei permessi sono rimaste invariate.

dente dell'Issm Luigi Morganti. Ma al di là della tematica specifica del convegno (che per il ventennale del premio durano un giorno in più, da giovedì a sabato) tante altre saranno le sorprese: dal connubio tra storia e musica

con l'esecuzione, della prima parte del concerto già presentato dal compositore Paolo Ceccarini al Ventidici Basso all'intervista a Jacques Le Goff, il grande vecchio della storia sui cui testi tutti hanno studiato, alla presen-

za di un grande ospite proveniente dal mondo dello spettacolo. «Il concerto ispirato dal primo libro dell'Acerba ha avuto un tale successo da spingerci a riproporlo nel corso della prima giornata del premio (sarà disponibile anche il cd del concerto al

Ventidici, ndr)», spiega Morganti. «A rimanere affascinati soprattutto i più giovani che aspettano con curiosità anche la proiezione dell'intervista a Le Goff realizzata dal "nostro" Jean-Claude Maire Vigour a Parigi. Un'intervista che Le Goff ha voluto fortemente, nella quale esprime un amore incondizionato e commovente per la nostra città; oltre a regalarci delle vere e proprie perle di storia». Un'edizione del premio, dunque, rivolta ai giovani, senza però abbassare il livello delle relazioni. «È importante mantenere una qualità altissima, assicurata dalla presenza dei maggiori esperti di Medio Evo», conclude Morganti.

Il Sole 24 ORE

www.ilsole24ore.com

QUOTIDIANO POLITICO ECONOMICO FINANZIARIO ♦ FONDATA NEL 1865

Degni di nota

di Quirino Principe

Respighi portato alla luce

Un valoroso combattente qual è Paolo Isotta ha dichiarato più volte che, accanto a Franco Alfano, il maggior compositore italiano del Novecento è stato Ottorino Respighi. È un giudizio sincero e non ideologico: conosciamo Isotta come uomo di esemplare indipendenza. È da credere, tuttavia, che in quel giudizio sia implicita non una "provocazione" bensì una sfida alle graduatorie semiufficiali. Si rammenti Richard Strauss, che stimava Ottorino Respighi (Bologna, lunedì 9 giugno 1879 - Roma, sabato 18 aprile 1936) al di sopra di tutti i compositori italiani del suo tempo, l'unico capace di inventare una musica strumentale paragonabile a quella della grande tradizione europea moderna. È interessante proprio il raffronto tra le composizioni più amate e conosciute di Respighi e alcune bellezze straussiane: Le fontane di Roma (1916) nascono coetanee ad Ariadne auf Naxos, I pini di Roma (1924) a Intermezzo, Feste romane (1928) a Die ägyptische Helena.

Penalizzata nell'ascolto pubblico è molta bella musica strumentale di Respighi, come Metamorphosen modi XII (1930); maggiore diffusione ebbero un tempo le suites Gli uccelli (1925) e Rossiniana (1925). Splendida e poco nota è la cameristica respighiana. La musica strumentale di Respighi non era mai stata catalogata con tanta mirabile intelligenza analitica, organicità, completezza, come ha fatto Christoph Flamm in due volumi, non esageratamente definiti monumentali, dalla preziosa veste editoriale, ricchissimi di esempi musicali graficamente perfetti. Siamo felici che il gigantesco lavoro sia dedicato a un appartatissimo studioso milanese, Potito Pedarra, senza il quale l'opera di Flamm «non sarebbe stata scritta» (si legge, in italiano, nella dedica), e che ha fornito a Flamm un tesoro incalcolabile di fonti manoscritte e di lavori propri preparatori e precursori, da lui donati munificamente al Deutsches Historisches Institut.

● Christoph Flamm, «Ottorino Respighi und die italienische Instrumentalmusik von der Jahrhundertwende bis zum Faschismus», 2 volumi, Laaber-Verlag, Laaber («Analecta Musicologica», vol. 42, 1-2), pagg. XIV + 1-472 e VIII + 473-918, € 170,00.

Il Sole 24 Ore :: Domenica :: 22 Febbraio 2009 - N. 52

Corriere della Sera 26.03.2009

CORRIERE DELLA SERA

Corriere della Sera (Italy)

Soldati italiani internati da Hitler;; via alla commissione storica; Roma-Berlino Al lavoro dieci studiosi dei due Paesi

BYLINE: Maurizio Caprara

SECTION: ESTERI; Pag. 13

DATE: 26 marzo 2009

ROMA - Intenzionata a non pagare risarcimenti ai militari italiani che furono internati nei campi del Terzo Reich, la Germania di adesso ha annunciato l'inizio dei lavori di una commissione italo-tedesca di storici incaricata, in base a un accordo con il governo italiano, di elaborare una storia comune su quella pagina nera. I dieci studiosi si riuniranno dopodomani sul lago di Como a Villa Vigoni, un centro studi di proprietà della Repubblica federale sottoposto a un'ipoteca giudiziaria dopo che eredi delle 218 vittime della strage nazista compiuta nel 1944 a Distomo, Grecia, hanno chiesto indennizzi.

Sono proprio i procedimenti giudiziari la molla che ha spinto all'insediamento del gruppo di studio. La Germania è tuttora alle prese con 53 processi intentati nel nostro Paese per conto di alcuni dei 600 mila militari passati per i campi di Hitler o di italiani che subirono altri tipi di ferocia tra il '43 e il '45. «Non c'è dubbio che nella Seconda guerra mondiale siano stati commessi crimini di guerra, ma deve esserci un limite temporale per la loro perseguibilità», ha sostenuto ieri l'ambasciatore tedesco a Roma Michael Steiner. «La Corte di Cassazione ha emesso una sentenza secondo la quale in caso di violazione dei diritti umani uno Stato non dovrebbe ottenere immunità di Stato (...). La riteniamo una violazione delle garanzie per gli Stati. Gli etiopici potrebbero rivendicare indennizzi dall'Italia», ha detto l'ambasciatore. Con questa tesi, secondo la quale nessuna pace potrebbe resistere senza il principio di immunità degli Stati, il 23 dicembre la Germania si è rivolta alla Corte internazionale di Giustizia. Il 18 novembre, il ministro degli Esteri tedesco Steinmeier e il collega Franco Frattini hanno dichiarato che «la Germania riconosce pienamente le gravissime sofferenze inferte agli italiani in particolare nelle stragi e agli ex internati militari italiani».

La commissione avrà tre anni per scrivere un rapporto. Ne fanno parte per l'Italia: Mariano Gabriele (storia contemporanea e navale, la Sapienza di Roma), Aldo Venturelli (letteratura tedesca, Urbino), Carlo Gentile (Martin Buber Institut); Paolo Pezzino (storia contemporanea, Pisa), Valeria Silvestri (dottore di ricerca, la Sapienza). Per la Germania: Wolfgang Schieder (università di Colonia), Gabriele Hammermann (dirige il sito commemorativo di Dachau), **Lutz Klinkhammer (Istituto storico germanico, Roma)**, Thomas Schlemmer e Hans Woller (Istituto di storia contemporanea, Monaco).

Hammermann Mitglied der Historikerkommission

Dachau ■ Die deutsch-italienische Historikerkommission zur Aufarbeitung der Kriegsvorgänge beider Länder nimmt am Wochenende ihre Arbeit auf. Die von Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) und seinem italienischen Amtskollegen Franco Frattini angeregte Kommission soll der Annäherung beider Staaten dienen. Von deutscher Seite gehören der Kommission unter anderem der Kölner Historiker Wolfgang Schmieder, die Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, Gabriele Hammermann, sowie der auf NS-Verbrechen in Italien spezialisierte Historiker **Lutz Klinkhammer vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom** an. *epd*

Rhein Zeitung 08.04.2009

St. Peter in Rom war Vorbild für den Willigis-Dom

Professor Michael Matheus spricht an Ostersonntag anlässlich des großen Jubiläums bei einem Themenabend in SWR 2

MAINZ/ROM. Erzbischof Willigis wollte zweiter Mann hinter dem Papst werden. Das kommt im Bau des Mainzer Doms deutlich zum Ausdruck. Dieser Auffassung ist Prof. Michael Matheus, der Leiter des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Von 1994 bis 2003 war er Direktor des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz. An Ostersonntag ist er in SWR 2 zu hören in einem dreistündigen Themenabend anlässlich des Jubiläums „1000 Jahre Willigis-Dom“. In der Sendung von Thomas Koch und Norbert Meurs kommt auch der renommierte Kirchenhistoriker Prof. Friedhelm Jürgensmeier ausführlich zu Wort. Die MRZ sprach vorab am Telefon mit Michael Matheus in Rom.



Was ist das Besondere am Willigis-Dom? „Die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz standen in Konkurrenz zueinander um die vorrangige Position zu anderen Bischöfen im Heiligen Römischen Reich. Wer sich hier durchsetzen wird, wird künftig Könige krönen dürfen, glaubten sie.“ Um diesen Anspruch zu untermauern, ließ Willigis den Mainzer Dom nach dem Vorbild von St. Peter in Rom „auf der grünen Wiese“ errichten. Der Platz war damals unbebaut. Man weiß über den Grundriss wenig, allerdings gibt es zwei markante Fakten.



Blick vom Leichhof auf den Westturm des Mainzer Doms: Willigis ließ das Bauwerk errichten, um seinen Anspruch zu untermauern, dass Mainz ein zweites Rom nördlich der Alpen wird. So lautet die These von Prof. Michael Matheus. Foto: Manfred Ruch

erläutert Matheus: „Der Hauptaltar befindet sich im Westchor – wie in Rom.“ Und: „Es gibt eine Santa Maria ad gradus, eine vorgelagerte Marienkirche – wie in Rom.“ Diese befand sich im späteren Liebfrauenstil – auf dem heutigen Liebfrauenplatz.

Für Matheus sind dies Belege für seine Überzeugung, dass sich Willigis durch einen solchen Bau einen Vorteil ver-

schaffen wollte gegenüber den Konkurrenten in Köln und Trier, „auch wenn wir heute wissen, dass es nicht funktioniert hat“. Der Kölner Erzbischof hat sich auf Dauer durchgesetzt, die Krönungen erfolgten schließlich überwiegend in Aachen.

Am Ende des MRZ-Gesprächs fragte Matheus: „Wissen Sie übrigens, woher der Ausdruck ‚Goldenes

Meenz‘ kommt?“ Die Antwort hatte der Historiker natürlich sofort parat: „Im zwölften Jahrhundert stand zum ersten Mal auf einem Stadtsiegel ‚Aurea magonzia romanae ecclesiae specialis filia‘, also ‚Goldenes Mainz, spezielle Tochter der römischen Kirche‘.“ Neben Jerusalem und Rom wollte Mainz die dritte „Goldene Stadt“ werden. Auch hier ist also der unmittelbare Bezug von Mainz zu Rom gegeben, erläuterte Matheus.

Armin Thomas

Der SWR 2-Themenabend „Der Stadt eine Kathedrale – 1000 Jahre Mainzer Dom“ mit Diskussionen, Reportagen, Porträts, historischen Rückblenden und viel Musik wird an Ostersonntag von 20.03 Uhr bis 23 Uhr gesendet (UKW-Frequenz 92,0 und 103,2).

History

News MAY 2009

THE BIG STORY



TRANSLATION

MI 179: In this war I once had to have men shot. They were two men who were arrested as spies and active ones at that, according to statements of the inhabitants, and so we said: "All right, they must be shot." these men (the firing squad) were fine honest people, some of them were fairly experienced Gefreite and they were pale as death, the job was so hateful to them. Then the adjutant came up and said he was all in for that day, he was running about in circles and was almost crazy because it had got on his nerves so much.

High ranking German officers pictured at Trent Park PoW camp. **MI 179** A transcript of a German soldier's bugged conversation

What Nazi PoWs really thought

Scholars are scrutinising the conversations of thousands of PoWs who were bugged by the British in the Second World War. **David Keys** examines what the recordings tell us about those who fought for the Nazis

A TEAM OF social psychologists and historians have launched an unprecedented investigation into the personal opinions of Second World War German soldiers by peering into their innermost thoughts.

By scrutinising millions of words' worth of British military intelligence secret recordings of German PoWs, scholars are hoping to reconstruct the

opinions and attitudes of the troops and airmen who fought for the Third Reich.

The investigation is revealing, for the first time, the often bitter personal and political arguments that raged among the prisoners.

British military intelligence, section MI19, operated three special PoW camps in which virtually all private conversations were secretly listened to. When MI19 thought they were

politically or militarily interesting from their intelligence perspective, these conversations were then recorded on wax discs and transcribed, producing an archive of 120,000 hours of German PoW conversations.

Over a period of five years, more than 10,000 prisoners were recorded at the three special 'eavesdropping' PoW camps – Latimer House and Wilton Park (both in Buckinghamshire) and

Trent Park in North London. Now, more than 60 years later, all key words and attitudes are being 'tagged' and cross-referenced by the researchers in a computerised analysis of the prisoners' opinions.

Trent Park was particularly important because it was used to eavesdrop on top German generals, including Hans-Jürgen von Arnim (Rommel's successor in North Africa); Hans Cramer, Ludwig Cruewell and Wilhelm

Thoma (all Afrikakorps commanders); Dietrich von Choltitz (the German commander in Paris), Heinrich Eberbach (the commander of German tank forces in western France) and Kurt Meyer (commander of a Waffen SS division).

The research is revealing that senior German officers were all well aware of the Wehrmacht's role in the mass-murder of Jewish populations in eastern Europe. It is also shedding light on the precise degree of anti-Nazi feeling – especially among senior officers.

Interestingly, there was less antagonism directed towards Hitler himself than towards the Nazi Party. Seventy per cent of comments made about the Nazi Party were negative, while only 40 per cent of comments related to Hitler were negative. Meanwhile, around 50 per cent of soldiers held 'neutral' attitudes to

In Context:
→ **German PoWs**

The bugging operations provide a series of snap shots of specific types of German PoWs in Britain. Of the half million German servicemen held captive in this country during the Second World War (mostly towards the end of the conflict) only 10,000 passed through the special bugging camps. These included most senior officers, many Luftwaffe and U-boat crews and some known Nazis.

Prisoners were usually selected to go to the bugging camps by officers of the Prisoner-of-War Interrogation Section of the War Office.

Between 1939 and 1942, there were very few German prisoners in Britain – but British victories in North Africa changed the situation and some were taken to the UK, with larger numbers being shipped to Australia, Canada, South Africa and the USA. Then, after D-Day, greater numbers of prisoners began to arrive in Britain. MI19 was interested in military and political information of all kinds. But after March 1945, they became primarily interested in information about war crimes and Nazi Party activity.

The most hated Nazi was Hermann Goering, who was regarded as a thief and an incompetent

their leader, while just 15 per cent held a neutral perspective towards the party he led.

However criticism was usually directed at the way the party functioned rather than its ideology. Nevertheless, the bugging records reveal that German officers were surprised at how Britain's democratic system was actually more efficient than the German dictatorship – probably because their experience of democracy under the Weimer Republic had predisposed them to view it as ineffective. As the war progressed, they increasingly cited people's lack of ability to criticise Hitler – and the Fuhrer's ideological reliance on the power of the human will – as a major reason Germany was losing the war.

The research shows that among the military, the most hated Nazi was Hermann Goering, who was regarded as a thief and an incompetent with delusions of grandeur.

The analysis shows quite clearly that by 1943, the vast majority of the prisoners thought that Germany's invasion of the Soviet Union in June 1941 had been a grave mistake.

The bugging operation was of great importance to British intelligence. It provided the first indication that the Germans were developing the V2, revealed vital information about U-boat tactics in the Atlantic, gave advance warning of the introduction of the Henkel 177 bomber and provided vital intelligence on the Luftwaffe's precision bombing target location systems.

Only twice did German PoWs realise they were being bugged – and MI19 responded very rapidly on both occasions by isolating the individuals concerned and sending them to Canada.

GRISTHORPE MAN

The Bronze Age chatterbox

SCIENTISTS AT Bradford University have given the Bronze Age a voice.

Having used forensic techniques to recreate the long-lost face of Britain's best preserved prehistoric skeleton – Yorkshire's Gristhorpe Man – they've now managed to get the Bronze Age Brit to talk.

Using newly developed computer software to synchronise facial movements with speech, biological anthropologist Alan Ogden has succeeded in getting a computerised avatar of the individual to chat in a lifelike manner – but so far only in modern English.

The challenge is to work out what language this Bronze Age man would have spoken when he was alive and well some 4,000 years ago.

There are, unfortunately, a number of possible candidates: proto-Celtic (the ancestor language of Welsh, Irish and Gaulish); proto-Indo European (the ancestor language of proto-Celtic); another potentially extinct Indo-European language; and even a tongue conceivably related to Pictish, which some scholars regard as non-Indo-European.

Getting Gristhorpe Man to chat away – with subtitles – in proto-Celtic or proto-Indo European

would be achievable, as both languages have been, to differing degrees, tentatively reconstructed.

Scientists could conceivably even get the avatar talking in another ancient Indo-European language – if only there were clues to suggest which one it was. Getting him to utter Pictish-related words would also be feasible – but nobody would know what he was talking about because the Pictish language (tiny fragments of which survive in ancient inscriptions) has never been cracked.

Gristhorpe Man is on show at the Rotunda Museum in Scarborough, North Yorkshire – and his English-speaking avatar is likely to be installed later this year. A decision may then be taken as to which, if any, of the long-lost ancient languages he should be 'taught' to master. ■

David Keys



Reconstructed using forensic techniques, Gristhorpe Man is now being given a voice

The research is being carried out by historians Soenke Neitzel, Sebastian Gross and Tobias Seidl of the University of Mainz, social psychologists Christian Gudehus and Harald Welzer of the Institute for Advanced Study in the Humanities in Essen, and Amedeo Guerazzi of the German Historical Institute.

The team of historians and social psychologists is appealing to the British public for any information about the MI19 PoW camps bugging operations – and particularly about its mysterious senior agent at Trent Park who fooled the Germans into thinking he was a relative of the king, called Lord Aberfeldy. ■

Tagung des Deutschen Historischen Instituts und des Melanchthon-Zentrums

Rom und der Protestantismus

Rom. Der Protestantismus hat im 16. Jahrhundert als antirömische Bewegung begonnen, und man könnte meinen, daß ihm die negative Sicht auf Rom unauslöschlich eingebrannt ist. Es ist indessen viel komplizierter und auch viel reizvoller: Besonders seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kamen immer mehr Protestanten aus dem deutschen Sprachbereich in konkreten Kontakt mit der Stadt Rom, wenn sie auf Bildungsreise hierherkamen. Dabei war auch die religiöse Wahrnehmung der Stadt von einer Mischung von Bewunderung und Abstoßung geprägt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten sich auf dieser Basis sehr unterschiedliche und sehr komplizierte »Rombilder« bei deutschsprachigen Protestanten.

Vor wenigen Tagen ist eine internationale Tagung zu Ende gegangen, die sich genau diesem Thema gewidmet hat. Theologen und Laien, Künstler und Gelehrte, Handwerker und Diplomaten – höchst unterschiedliche Protestanten haben im 19. Jahrhundert Rom besucht und wahrgenommen. Die Reisenden aus dem deutschen Sprachraum in der Zeit von Goethe bis Bonhoeffer wurden von Spezialisten unterschiedlicher Disziplinen behandelt: Kunsthistoriker, Theologen, Germanisten, Historiker aus Rom und aus dem Norden haben drei Tage lang intensiv diskutiert. In der konzentrierten Atmosphäre

der gemeinsamen Arbeit wurde deutlich, daß das Verhältnis des Protestantismus zu Rom nicht länger von schlichten Schablonen geprägt sein sollte. Eine differenzierte und konstruktive Haltung, wie sie uns bereits im 19. Jahrhundert vielfach begegnet, sollte heute im Zeitalter der Ökumene die Regel sein.

Die Tagung fand im »Istituto Svizzero« und im [Deutschen Historischen Institut](#) statt. Sie war inhaltlich gestaltet vom letztgenannten Institut in enger Zusammenarbeit mit dem Melanchthon-Zentrum, dem protestantischen Studienzentrum für ökumenische Theologie in Rom. Dieses Studienzentrum wird gemeinsam getragen von der Waldensenfakultät für Theologie und der evangelisch-lutherischen Kirche in Italien. Die akademische Verantwortung für die Tagung trugen die Professoren Jörg Lauster, [Michael Matheus](#) und Martin Wallraff.

Die Tagung wurde abgeschlossen durch einen Gottesdienst in der lutherischen Kirche Rom. Die Predigt hielt Prof. Christoph Marksches, Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin. Gemeinsam mit der Tagung ging damit das Studienjahr des Melanchthon-Zentrums zu Ende, in dessen Rahmen zehn protestantische Theologiestudenten für ein Jahr an päpstlichen Hochschulen und an der Waldensenfakultät studieren.

Prof. Martin Wallraff

FAZ 21.07.2009

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift:
Zeitgeschehen
Ressort: Politik

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.07.2009, Nr. 166, S. 8

Der Archivar

Er ist Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, Bischof Sergio Pagano. Das heißt, er ist der Geschäftsführende Direktor des interessantesten, umfangreichsten, den längsten Zeitraum umfassenden historischen Archivs der Welt. Das möchte der norditalienische Geschichtswissenschaftler auch gern bleiben. Nicht, dass Papst Benedikt XVI. oder der Kardinal-Archivar und -Bibliothekar der Römischen Kirche, Raffaele Farina, mit ihm unzufrieden wäre. Seine Arbeit wollen vielmehr jene gefährden, die im Zusammenhang mit dem Pontifikat Pius' XII. von 1939 bis 1958 beständig darauf dringen, das vatikanische Geheimarchiv für diese Jahre zu öffnen. Auch beim Besuch des Papstes im Heiligen Land wurden oder - wenn es um das Verhältnis der Kirche zu den Juden geht - werden solche Forderungen laut. Das erscheint Laien unproblematisch, wobei nicht wenige Interessierte sogar mit viel Geld nachhelfen wollten. Die "Öffnung" von Archiven ist jedoch keine Frage der Geheimniskrämerei oder gar eines bewussten Vertuschenwollens, sondern der wissenschaftlichen Ehre.

Jeder Archiv-Direktor der Welt ist stolz darauf, relativ unbekümmert um politische Erwägungen die Historiker mit spannenden Funden erfreuen zu können; er würde sich jedoch mit Haut und Haaren dagegen wehren, die Ordnung in seinem Archiv Fremden zu überlassen. Das öffne keineswegs, wie etwa der Direktor des **Deutschen Historischen Instituts in Rom, Michael Matheus**, erklärt, der Manipulation Tür und Tor. Dokumente verschwinden zu lassen - manche hoffen aberwitzig auf einen Lobesbrief des Papstes für Hitler und den Völkermord an den Juden - ist kein politisches Kavaliersdelikt, sondern eine Todsünde, die unter Historikern durch sofortige "Hinrichtung" bestraft wird, weil es nicht nur ein Archiv gibt und die gründlichste Kontrolle eben ihr Geschäft ist. Pagano, der ebenso streng wie freundlich dreinblicken kann, fürchtet nicht politische Enthüllungen, sondern die Unordnung in seinem Archiv. Deshalb müssen seine Leute - etwas über 50, wenig im Vergleich zu anderen Staatsarchiven, die viel Kürzeres zu betreuen haben - noch einige Jahre, "so bis 2015 etwa", arbeiten, bis alle Dokumente aus jener Zeit im Verzeichnis ("Register") erfasst sind; erst danach kann man ihren Inhalt prüfen.

Diese wissenschaftliche Arbeit hat der am 6. November 1948 bei Genua geborene Norditaliener von der Pike auf gelehrt. Nach der Priesterweihe 1977 an der legendären "Scuola Vaticana di Paleografia, Diplomatica e Archivistica", berühmt, weil die römischen Bischöfe schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus die Belege für ihre Amtstätigkeit (meist auf Papyrus) sammelten. Da, seit 1980, wird die Liste der Publikationen des Fachmanns für alte Schriften lang und länger und die seiner historischen Kooperationen, etwa mit den "Monumenta Germaniae Historica", zur Erforschung des Mittelalters. Im September 2007 wurde Pagano - nur Ausländer fällt die wörtliche Übersetzung "Heide" dazu ein - von Benedikt XVI. zum Bischof geweiht. Gewiss mit der Versicherung, er solle seine Arbeit nur weiter mit der gebotenen gründlichen Ordentlichkeit führen.

HEINZ-JOACHIM FISCHER

Bildunterschrift: Sergio PAGANO

Foto PLINIO LEPRI

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

„Rombilder im deutschsprachigen Protestantismus“

Zu diesem Thema fand soeben (auf Einladung von [Deutschem Historischen Institut](#), Schweizer Institut und Melanchthonzentrum) eine Tagung statt, die unsere Gemeindegeschichte direkt berührt. Bei Goethes und Herders Italien-Erfahrung setzte sie an und führte über das Wachsen der römischen Gemeinde auf dem Kapitol (und ihre eigentümliche Liturgie), über Bunsen und Rothe, Gregorovius und Mommsen bis zur – erstaunlich positiven – Begegnung des jungen Dietrich Bonhoeffer mit dem Katholizismus.

Was ist eigentlich dieser Begriff 'Kulturprotestantismus'? Gilt das heute noch: "Durchdringung der Kultur mit religiösem Gehalt"? Geht ein Kulturprotestant überhaupt in eine, in **seiner** Kirche? Wurde man durch die Begegnung mit der katholischen Kirche (deren Gottesdienst man vielleicht sogar als "Heidentum" bezeichnen mochte) in Rom zum Kulturprotestanten?

Wer sich für diese intensiven Themen, zuletzt aufgenommen in einen Gottesdienst in unserer Kirche, Zeit nehmen konnte, wurde reich belohnt.

Doris Esch

GIORNALE DI BRESCIA

Quotidiano

Data 13-09-2009

Pagine 38

Foglio 1

Storia e geopolitica dietro le quinte della conversione

Studiosi a confronto in città per il colloquio internazionale promosso da Morcelliana e Rivista di Storia del Cristianesimo

«È stato il valore scientifico di questa iniziativa nella ricerca sulla storia del cristianesimo promossa dalla Rivista di Storia del Cristianesimo e dall'Editrice Morcelliana e in particolare l'attenzione alla modernità, a motivare la partecipazione dell'Università Cattolica a questo Convegno». Così ha esordito il prof. Mario Taccolini nel saluto inaugurale del Terzo colloquio internazionale «Stefano Minelli», svoltosi venerdì e sabato al Centro pastorale Paolo VI, in città. «Forzare le anime. Conversioni tra libertà e costrizione in età moderna» è stata la pista di ricerca, presentata dalla prof. Marina Caffiero dell'Università di Roma. Mettendo a confronto differenti prospettive storiografiche sull'età moderna è stata posta sul tavolo la pluralità di «conversioni» possibili. Conversione di ebrei al cristianesimo, o anche di altre religioni? Anche di ortodossi, protestanti e hindu. Conversioni spontanee o indotte da Chiesa e Stato? Sulla linea di queste ambivalenze si presentano simmetrie con le domande del nostro tempo e, come sottolinea Marina Caffiero, il paradosso diventa cifra della conversione: «Uno dei paradossi è passare dalla persecuzione dei li-

bri proibiti a quella delle persone capaci di produrre libri eretici, praticata contro gli ebrei dalle leggi razziali del 1938». Paradossi che si rispecchiano nelle vesti dei «convertendi»: più lontano è l'eretico (islam) meno dura è la persecuzione, più vicino è (protestanti, già battezzati, ed ebrei) più aspra appare.

Conversione si dice in più modi, a partire da José Pedro Paiva che ha fatto luce su aspetti non toccati dalla storiografia moderna: come «i vescovi portoghesi abbiano pensato il problema dei nuovi cristiani, o la "questione giudaica" nel primo '500; come indottrinarono le anime, e quale rapporto mantenessero con l'Inquisizione». Giuseppe Marcocci si è soffermato sull'ideale di «costruire un 'altro Portogallo»: «un'aspirazione diffusa tra i missionari nel '500 e '600, quale approdo a una società uniforme sul piano religioso, che riproducesse ai tropici il modello della madrepatria». A Goa la conversione degli indiani non poggiò su «predicazione e insegnamento», ma su battezzamenti forzati e cancellazione delle tracce esteriori dell'antica presenza islamica e hindu. Al diario di Ignazio di Loyola, gli «Esercizi spirituali» del 1548, è dedicato l'intervento di Pierre-Antoine

Fabre: un testo dialettico, modello di conversione personale liberamente scelta al contempo utilizzabile come strumento retorico di forzatura delle anime. Vi sono dunque forme di conversione interna o indotta dall'esterno, ma anche gradi deboli e forme sottese di forzatura che meriterebbero il nome di non-forzature - pratiche di conversione approfondite da **Ricarda Matheus** nel caso di tre oratoriani - Filippo Neri, Giovanale Ancina e Mariano Sozzini - che si impegnarono per la conversione di protestanti «influenzando le strategie retoriche di conversione fino al '700».

Le relazioni sono proseguite con Bernard Vincent che ha messo in luce i modelli molteplici seguiti dalla Spagna moderna nelle conversioni dei musulmani al cristianesimo: questi riflettono gli attriti politici e culturali della riconquista cristiana del mondo iberico. Daniel Tollet ha analizzato i tentativi di conversione al cattolicesimo romano e le resistenze dei dissidenti nella Confederazione polacco-lituana dalla fine del XVI secolo. Vi furono conversioni di massa ma non propriamente forzate, piuttosto indotte dal potere statale, dalla corruzione, e dall'intimidazione: escludendo i non-cattolici da ruoli di responsabilità, si faceva in modo che lasciassero la Polonia. Molto

ricco di documentazione appare il testo del gesuita Ignacio de Las Casas analizzato da Giovanna Fiume, da cui si evincono elementi critici sulla complessa questione della espulsione dei moriscos dalla Spagna. L'intervento di Claudio Canonici ha approfondito l'importanza del pensiero religioso e teologico nel '700 europeo: l'analisi di una vasta letteratura dimostra la stretta relazione che intercorre fra conversioni e situazione culturale, religiosa e politica del tempo. Francesca Sosio ha trattato la vicenda dell'agostiniano scalzo Alipio di San Giuseppe, significativa rispetto al contesto culturale dell'epoca: l'adesione all'Islam, il ritorno alla fede cristiana e il martirio che ne seguì.

Come dire, non solo la storia riesce a illuminare le contraddizioni del presente, ma essa stessa non va letta a senso unico: è proprio lo scrutare il sotterraneo andirivieni tra le religioni e la dialettica libertà/costrizione, non sempre distinguibili, a ridisegnare un volto problematico e tutt'altro che scontato del cristianesimo.

Sara Bignotti

www.ecostampa.it

13. Oktober 2009

Nuntiaturreporte aus dem NS-Regime veröffentlicht

Frankfurt/Main - Das **Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom** hat damit begonnen, die Nuntiaturreporte aus dem nationalsozialistischen Deutschland im Internet zu veröffentlichen. Bereits verfügbar ist der erste Jahrgang mit den Berliner Berichten des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus dem Jahr 1933, wie DHI-Direktor **Michael Matheus** am Dienstag mitteilte. Für die aufwendige Edition arbeitet das DHI mit dem Vatikanischen Geheimarchiv und der Bonner Kommission für Zeitgeschichte zusammen.

Die Berichte des päpstlichen Gesandten gelten als eine der wichtigsten Quellen für das Verhältnis von römisch-katholischer Kirche, Papsttum und Nationalsozialismus. Die Akten aus dem Pontifikat von Papst Pius XI. (1922-1939) wurden erst 2003 freigegeben. «Die Edition der Berichte Cesare Orsenigos wird den Kenntnisstand über das Verhältnis von katholischer Kirche und NS-Regime in vielen Details bereichern», erklärte Matheus. Die Edition zum Jahr 1933 enthält rund 200 Dokumente, darunter auch Anweisungen des Vatikans an den Nuntius. Im nächsten Jahr soll die Edition zunächst um die Jahrgänge 1930-1932 ergänzt werden, ehe es dann mit 1934 weitergeht.

© AP

YAHOO! NACHRICHTEN
DEUTSCHLAND

Nuntiaturreporte aus dem NS-Regime veröffentlicht

Dienstag, 13. Oktober, 14:32 Uhr

AP
Associated Press

Frankfurt/Main (AP) Das **Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom** hat damit begonnen, die Nuntiaturreporte aus dem nationalsozialistischen Deutschland im Internet zu veröffentlichen. Bereits verfügbar ist der erste Jahrgang mit den Berliner Berichten des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus dem Jahr 1933, wie DHI-Direktor **Michael Matheus** am Dienstag mitteilte. Für die aufwendige Edition arbeitet das DHI mit dem Vatikanischen Geheimarchiv und der Bonner Kommission für Zeitgeschichte zusammen.

Die Berichte des päpstlichen Gesandten gelten als eine der wichtigsten Quellen für das Verhältnis von römisch-katholischer Kirche, Papsttum und Nationalsozialismus. Die Akten aus dem Pontifikat von Papst Pius XI. (1922-1939) wurden erst 2003 freigegeben. «Die Edition der Berichte Cesare Orsenigos wird den Kenntnisstand über das Verhältnis von katholischer Kirche und NS-Regime in vielen Details bereichern», erklärte Matheus. Die Edition zum Jahr 1933 enthält rund 200 Dokumente, darunter auch Anweisungen des Vatikans an den Nuntius. Im nächsten Jahr soll die Edition zunächst um die Jahrgänge 1930-1932 ergänzt werden, ehe es dann mit 1934 weitergeht.

<http://www.dhi-roma.it/orsenigo.html>

© 2009 The Associated Press. Alle Rechte vorbehalten - All Rights Reserved

Artikel versenden Mit anderen teilen Drucken

<http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kreuzzeichen> <http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kreuzzeichen> <http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kreuzzeichen>

Der Standard 14.10.2009

Dokumente über katholische Kirche in NS-Zeit zugänglich

14. Oktober 2009, 12:35

Nuntiaturreporte aus Deutschland im Internet veröffentlicht, beginnend mit dem Jahr 1933

Frankfurt/Main - Das [Deutsche Historische Institut \(DHI\)](#) in Rom hat damit begonnen, die Nuntiaturreporte, also die Berichte des päpstlichen Gesandten, aus dem nationalsozialistischen Deutschland im Internet zu veröffentlichen. Bereits verfügbar ist der erste Jahrgang mit den Berliner Berichten des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus dem Jahr 1933, wie DHI-Direktor [Michael Matheus](#) am Dienstag mitteilte. Für die aufwändige Edition arbeitet das DHI mit dem Vatikanischen Geheimarchiv und der Bonner Kommission für Zeitgeschichte zusammen.

MEHR ZUM THEMA

INTERNET: mPAY24 - Die Online-Zahlungslösung
Werbung

Die Nuntiaturreporte gelten als eine der wichtigsten Quellen für das Verhältnis von römisch-katholischer Kirche, Papsttum und Nationalsozialismus. Die Akten aus dem Pontifikat von Papst Pius XI. (1922-1939) wurden erst 2003 freigegeben. "Die Edition der Berichte Cesare Orsenigos wird den Kenntnisstand über das Verhältnis von katholischer Kirche und NS-Regime in vielen Details bereichern", erklärte Matheus.

Die Edition zum Jahr 1933 enthält rund 200 Dokumente, darunter auch Anweisungen des Vatikans an den Nuntius. Im nächsten Jahr soll die Edition zunächst um die Jahrgänge 1930-1932 ergänzt werden, ehe es dann mit 1934 weitergeht. (APA/AP/red)

Link

DHI in Rom

Zwischen Politik und Streben nach ewigem Heil

Eine Tagung im Kloster Weingarten beschreibt Konversionen zur Katholizismus der frühen Neuzeit im Zusammenspiel von Mensch, Psyche, Glaube und Vernunft

VON ANNA HOFMEISTER

Weingarten (DT) Sankt war wie vom Blitz getroffen und fiel von Pferd, bevor er zum Pulsus wurde. Es ging alles ganz rasch: Anruf, Sturz, Einsicht, Bekehrung. Das Bekehrungs- oder -inhaltslich neuerer geschichtl. - Konversionen allerdings nach schwieriger, langwieriger Prozesse sein können, hat die Tagung „Konversionen zum Katholizismus in der frühen Neuzeit“ im Kloster Weingarten in Oberschwaben gezeigt. Im späten 16./17. Jahrhundert, als nach der lutherischen Reformation die konfessionelle Spaltung bereits unauflösbar geworden war, hatte die Gegenreformation an Schwelle verloren und war neuer beinahe asymmetrischen Konversionspolitik von Seiten der Papstkurie gewichen. Aus ganz unterschiedlichen Perspektiven boten nun renommierte Früh-Neuzeit-Forscher den Blick auf eine Epoche, die für uns Laien oft unverständlich im Graue mangelnder-klassischer Verständnisse verwehrt.

Bei der einfachen Bevölkerung setzte **Roderic Mähren**, Historiker an **Deutsches Historisches Institut in Rom**, bei der Präsentation ihrer Forschungsarbeiten zu den Hospitalären Casa dei Cattolici und Ospizio dei Convertiti an, die in Rom zur Unterstützung protestantischer, jüdischer und muslimischer Konvertiten ein- **Konversionspläne** erließen: die Zahlen, die sich aus den erhaltenen Taufregistern ermitteln lassen: Allein 11.000 Personen wandten sich in diesen beiden Hospitälern dem Katholizismus zu. Die Konversionskandidaten waren hauptsächlich Händler und Soldaten, auch Sklaven und desertierte Soldaten, die sich durch den Obertritt Freiheit erholten. Auch die zunehmende Verschlechterung der materiellen Situation römischer Juden im Laufe der Gegenreformation mag für manche Aufnahme genutzt haben. Schnell wird klar, dass Konversionen nicht immer aus rein religiösen Beweggründen angestrebt wurden. Für materielle Vorteile nahmen einige die Aufnahmepolitik, den strengen Tageslauf und die in der Regel schwache Unterweisung in Glaubensgründlagen wie Gebete, Rosenkranz und Kathenschmulehre gerne in Kauf. Die Betreuung war gut, regelmäßige Essen und Schlafplätze waren gesichert, interessante Ausflüge standen auf der Tagesordnung. Auch nach erfolgter Konversion genossen Konvertiten großzügiges Hilfenetzwerke, zum Beispiel bei der Beschaffung von Ausbildungsvorteilen oder der Bezahlung von Hochzeiten.

Aus konfessionellem Kalkül entstehen falsche Konvertiten

Diese Vorteile sprachen sich herum im Lande, und so verwundert ist nicht, dass zum Typen der herein kommenden „falschen Pilger“ der des „Jüdischen Konvertiten“ kam. So, wie Albrecht Burkhard (Lyon) in seinem Vertrag erläuterte: Falsche Konvertiten, meist junge, bettelarme Männer von niederer Art, ließen sich schleichend von einer Religion bekehren, da sie weiter gar nicht bekehren hatten.

Und das bewirkt gleich mehrmals hintereinander. Oder sie versuchen, bei katholischgläubigen Menschen Alibis abzupressen, indem sie einen vermeintlichen Religionswechsel ankündigen oder auch andeuten. Sie konnten die „Grüßung“ ihrer Seelen äußerst wirkungsvoll einsetzen, obwohl ihnen ihr Wohl herzlich egal war, und in den Glaubensvorstellungen konnten sie sich bestens aus, auch wenn sie ihnen nicht bedeuteten. Außerdem erbünte ein regelrechter Handel mit Konversionspapieren, die gekauft oder erkauft waren, was die Konversionsbehörden dazu veranlasste, diese nicht mehr auszustellen. Die Verfolgung der falschen Konvertiten vom Seiten der Kirche war nicht alles streng. „Eber selbst um besondere Schutzmaßnahmen betrogen, als dass durch unser großes Misstrauen eine Seele verloren geht.“

Aber nicht auf Quantität, sondern auf die Qualität der Überzeugung wurde Wert gelegt. Das hat der Beitrag von **Gracia Celi (Hamburg)** gezeigt: Ana Daschbata gegenüber Gott und menschlichen Unterzürn, oder auch zur Rechtfertigung vor den neuen Glaubensgenossen, verfassten Konvertiten Berichte, in denen sie ihre persönliche Glaubenserfahrung niederschrieben. Darin offenbarten die Autoren eine längere Kette sowohl intellektueller als auch emotionaler Einsichten. Sie betonen die **Bekehrung** und **Bekehrung** ihres Glaubensinhalten. Bekehrung haben, und interessieren ihre Erlösung mit zutiefst realen Bibelziten zur Präsentation ihres neu erworbenen Wissens. Da aber nur alphabetisierte Konvertiten Konversionsberichte schreiben konnten, lassen sich nur vorläufige Rückschlüsse auf allgemeingültige Verhältnisse zustellen. Was Frauen betrifft, zum Beispiel: Die Anzahl von Frauenkonvertiten war hoch, offensichtlich betrachtet schon aus dem Grund, weil die „richtige“ Religionszugehörigkeit ein wichtiges Sozialkapital bezüglich ihrer Heiratschancen darstellte. Anne Conrad (Saarbrücken) stellt in ihrem Referat die Frage, ob Frauen als Adressaten jesuitischer Konversionsstrategien „richtig musikalisch“ seien als Männer, und beantwortet sie gleich darauf selbst: „Eher nein.“ Sie plädiert für eine Differenzierung auf anderer Ebene, denn Frömmigkeit sei ihrer Meinung nach nicht wesensmäßig determiniert, sondern abhängig von Lebensumständen - bei Männern wie bei Frauen. Als Gender-Vertreterin würde sie klargestellt wissen, dass die Geschlechterpräferenz hier nicht von Bedeutung sei und keine neuen Erkenntnisse bringen würde: Jesuiten waren nicht nur oder speziell bei Frauen erfolgreich, sondern auch bei Frauen, genauso wie bei Männern. Die jesuitische Lebensform bot neue Entfaltungsmöglichkeiten für beide Geschlechter, indem sie keinen traditionellen Orden entsprach, eine gewisse Distanz zum Pflichtenkreis hatte, sich als Ausdruck einer religiösen Avantgarde verstand und in ihr das Bedürfnis nach Bekehrung und Gestaltung der Kirche eine Oberfläche fand. Zeitgleich zu den Jesuiten entstanden so weibliche, jesuitische Gemeinschaften wie zum Beispiel die Ursulagemeinschaft in Lüttich, die nach dem Vorbild der heiligen Ursula



Ignatius von Loyola, dargestellt im Dom St. Blasius in St. Blasien im Schwarzwald. Der wandernde Trug wesentlich dazu bei, die katholische Lehre über den europäischen Raum hinaus zu verbreiten. Foto: OSA

Wiev gegen Häresis ankämpfte. Zu den Aufgaben gehörte hier die Rückgestaltung im Glauben und die Gebirgsbildung gegenüber der Kirche, und zwar durch Gebet und Liebeswürdigkeit. Das schloß die Bekehrung mit logischen Argumenten, den Appell zum Nachdenken und die Einübung geistlicher Übungen mit ein, wie der Rechtsphilosoph Wolfgang Schädl (Paderborn) vorgetragen. Adressaten solcher Strategien, die mit Psycho-Logiken und Gewalt-Aktionen beruht wenig genau haben, wenn aber nicht nur die einfachen Leute sondern

auch und vor allem Fürsten, Adlige und Gelehrte. Denn die Konversion eines Landesfürsten konnte - nach erfolgreicher Durchsetzung - eine ganze Reihe von Folgekonversionen nach sich ziehen.

Wie vorher im Klauen die Konversion aus materiellen Gründen, stellt sich hier umso gewichtiger der Glaubensbegriff als politischer Schwermut in den Vordergrund, was die Tagung in der Referenz vieler Einzelberichte von Herrschern vor Augen führt. Von Heinrich IX von Frankreich, dem der bekannte Ausdruck „Paris ist eine

Masse wert“ zugeschrieben wird (Kaiser Rudolf, Paris), über James II. von England (Romeo Hatten, Briefe) bis zu König Christian von Schweden, um für ihre Zeit tageweislich gebildet und frei denkende Frauenpersönlichkeiten (Susanna Åkerman, Stockholm) haben die Forscher spannende Einzelporträts vorgelegt. Was hat den Katholizismus für Fürsten, denen zwar ein vom Reich garantiertes Recht auf selbstständige regierende Gewaltenübertragungen stand, deren Konversionen allerdings mit großen Risiken wie der Irrethum auf der Seite, Brüche in der Thronfolge, Esterházy, ja sogar Mord verbunden waren, gegenüber anderen zur Auswahl riefen? Neben den Vorteilen des Katholizismus für die europäische Herrschaft, die Petr Mař (Prag/Wien) nachahmlich anhand der zahlreichen Töchter und Söhne des Hauses Sachsen-Lauenburg beschreibt, oder die Aussicht auf gut dotierte Stellen am Hof für Unterthanen, Berater und Altkonvertiten (Nina Nippelberg München) spielen aber auch weitere, tiefgründige Gründe (Erich-Oliver Mader, Saarbrücken). Zum einen führen die christlichen Traditionen und die Bestrebungen zur Schaffung eines Karibens aus protestantischer Seite zu einer einseitigen Aufwertung der Konversionsregeln, welche die Parität nicht mehr

Die eigene Zukunft frei gestalten: Das ist modern

Der Anspruch, die Kirche selbst machende Kirche zu sein, hatte große Überzeugungskraft. Konversionskandidaten aus dem Umfeld der päpstlichen Kurie wie **Marcus Mitterel (Alexander Koller, Rom)** entwickelten konkrete Projekte, um mit „sanfter“, unblutiger, aber wirksamer Methode die Fürsten zu einem Glaubensbegriff zu bewegen. Eng verbunden mit der intellektuellen Einsicht in den gesellschaftlichen Prozess der Hinwendung zu Gott, an dessen Ende die Gesellschaft ruhen sollte, sprach. Das Erwerben des Selbstbildes erforderte allerdings eine entscheidende Selbsterhaltung des Lebens in Hinblick auf Gott. Diese ihre Gesinnungen der eigenen Zukunft macht auch die spezielle Modernität des Katholizismus aus, die damals die Konversionskandidaten in die Höhe trieb.

Das Phänomen ließ nicht auf Europa beschränkt. Jesuitische Konversionsstrategien in Japan (Haruka Oba, München), China (Rosine Po-chai Hsu, Paderborn), Mexiko und Peru (Britta Geyer, Paderborn a. M.) und Afrika (Klaus Röhler, Hannover) und ihr Ausdruck in der indigenen Kunst (Stefan Eisenhofer, München) machen deutlich, dass sich die Etablierung der katholischen Kirche in globalem Maßstab, als Weltkirche, zu der Zeit in großen Fortschritten befand. Die Dynamik in dieser Entwicklung erwies ihre geschichtliche Bedeutung in der engen Verzahnung von Mensch und Psyche, Glaube und Vernunft, Gesellschaft und Kultur der ganzen Lebenswelt. Entscheidend war dabei, was Paulus nach seiner Bekehrungswort bezeugt: In dem Land am oberen der Frühen Neuzeit ist großes Maßstab nach Fortsetzung.

Data:
sabato 06.03.2010

CORRIERE DEL TRENTINO

Estratto da Pagina:
6

» | **Centro italo-germanico** «Il report? Il nostro scatto è dal 2009»

Zanotti lancia il triumvirato «Basta direttori taumaturghi»

TRENTO — Dopo l'abbandono di Enrico Rusconi, il Centro per gli studi italo germanici schiera una triade di esperti. Un passaggio intermedio prima della nomina ufficiale del nuovo direttore, che avverrà in giugno. «L'incarico è necessario per riorganizzare l'istituto e definire la programmazione scientifica» spiega il presidente della Fbk Andrea Zanotti. E già si pensa a qualche cambiamento: «Rispetto al 1973 le cose sono ben diverse, non si può congelare la ricerca».

Paolo Pombeni, Marco Bellabarba e un terzo studioso proveniente dalle fila dell'Istituto germanico di Roma. È questa la triade arruolata ad interim per battere la pista al nuovo direttore del polo umanistico della Fbk. Il loro mandato terminerà a giugno ma già da venerdì prossimo do-

Dopo Rusconi

Pombeni, Bellabarba e un tedesco reggeranno l'istituto fino a giugno. Poi la scelta con chiamata diretta

vanno mettersi al lavoro per riorganizzare l'istituto. «Abbiamo pensato che la soluzione migliore fosse una triade che rispondesse a precisi criteri individuali» ha spiegato Zanotti. E, in questo senso, ognuno dei tre studiosi porta con sé competenze specifiche. «Pombeni, docente all'Università di Bologna è un contemporaneista — precisa —. E conosce molto bene le dinamiche della disciplina». E poi è di origini trentine, quindi conosce l'humus della ricerca locale. La seconda nomina spetta a Bellabarba: «Lui è un modernista — continua Zanotti — in continuità con il direttore uscente». Quanto al terzo asso schierato dall'Isig, le trattative sono ancora aperte. In ogni caso verrà indicato attingendo alla rosa di candidati autorevoli dell'Istituto germanico di Roma. «Stiamo valutando le candidature con Michael Matheus, direttore dell'Istituto di Roma — ha sottolineato Zanotti —. Nel nuovo consiglio ci sarà dunque un tedesco per consolidare il filo con il mondo germanico». Il loro mandato coprirà il prossimo trimestre, e in questi mesi dovranno ripristinare gli assetti dell'Isig. «In questo periodo verrà pianificata la programmazione scientifica dell'Istituto» spiega. Con la facoltà di mutare il profilo del polo umanistico: «Rispetto al 1973 sono cambiate parecchie cose. La comunità della ricerca non può essere incernierata dietro a un direttore taumaturgico». Carta bianca, dunque, per la triade ad interim. Nel frattempo il cda dovrà occuparsi di una questione spinosa: la nomina ufficiale del nuovo direttore, che avverrà nel mese di giugno. In sostanza, la Fondazione individuerà il candidato su chiamata. «Lo strumento migliore è la call aperta — spiega —. È la soluzione migliore perché lascia grande libertà al cda». Quanto alla mancata pubblicazione del report sulla ricerca (fermi a sei anni fa), Zanotti precisa: «L'ultimo report non ci fa onore, si ferma al 2008 mentre è nel 2009 che abbiamo aumentato del 30% la produzione».

E proprio ieri, nella sede della Fbk, l'assessore Marta Dalmaso ha firmato un accordo con la Fondazione e sei istituti superiori del capoluogo. Con questo documento nasce una collaborazione duratura con la Fbk e le scuole del territorio attraverso laboratori didattico-sperimentali e tirocini intensivi nei comparti della ricerca.

Marika Damaggio

© FOTOCOOPERATIVA



Al vertice Andrea Zanotti è il presidente della Fondazione Kessler (Fiens)

Il Resto del Carlino

Oggi il nome del vincitore della 21ª edizione

SECTION: PUBBLICITA; Pag. 20

DATE: 31. Oktober 2009

HIGHLIGHT: PREMIO INTERNAZIONALE ASCOLI PICENO

OGGI POMERIGGIO si riunirà il comitato scientifico del Premio Internazionale Ascoli Piceno (letteratura e saggistica, spettacolo) alle 15,30 nella sala degli Stemmi di palazzo dei Capitani per definire la programmazione ufficiale e le linee tematiche del Convegno scientifico della «XXI edizione del Premio Internazionale Ascoli Piceno». Nell'occasione sarà reso noto il vincitore, conferito ad un'opera di letteratura, saggistica, spettacolo, avente per oggetto la cultura, la storia, l'arte, la scienza del Medioevo, o ad un autore di rilievo internazionale che si sia distinto per il contributo complessivo recato con la sua attività alla conoscenza dell'età medievale. Inoltre, verranno decisi i vincitori dei vari riconoscimenti (targa Gianni Forlini', dedicata alla memoria dello scomparso sindaco di Ascoli, promotore del premio, conferita ad un'opera edita o inedita relativa al territorio del Piceno oppure all'autore di servizi giornalistici e radiotelevisivi che abbiano promosso e valorizzato la conoscenza dello stesso territorio; targa Vito Fumagalli', destinata ad una tesi di laurea o di dottorato avente per oggetto la storia e la cultura del medioevo, discussa da non più di un anno dalla data di presentazione alla giuria; la Menzione speciale della giuria' a studiosi o ad artisti che si siano distinti nel campo degli studi medievali e nella promozione della conoscenza del Medioevo; targa Medioevo per la scuola', destinata al miglior elaborato pervenuto da studenti degli istituti superiori di ogni ordine e grado di Ascoli e del territorio, riguardante le tematiche oggetto del convegno dello scorso anno). La giuria è composta da studiosi e accademici nazionali ed internazionali: il presidente è Antonio Rigon (Università di Padova), poi ci saranno Furio Brugnolo (Università di Padova), Antonio D'Isidoro (Università di Macerata), Roberto Lambertini (Università di Macerata), Jean Claude Maire Vigueur (Università di Roma Tre), Karl **Michael Matheus** (direttore dell'Istituto storico germanico di Roma), Massimo Miglio (presidente dell'Istituto storico italiano per il Medioevo), Giuseppina Traini (sala stampa Santa Sede), Giannino Gagliardi (ricercatore ed editore), Giuliano Pinto (Università di Firenze) e Paolo Caucci Von Saucken (Università di Firenze).

Trentino 06.03.2010

Data:
sabato 06.03.2010

TRENTINO

Estratto da Pagina:
41

LA RIORGANIZZAZIONE DELL'ISIG

«Mancava una direzione forte»

Zanotti, dopo la nomina dei tre sostituti, spiega il motivo della svolta

di Sandra Mattei

Dopo aver letto esternazioni varie, da chi paventa il rischio di snaturare la funzione di autonomia di ricerca dell'originario Ite a chi denuncia il pericolo di una gestione manageriale, Andrea Zanotti decide di dare la sua versione dei fatti. Alla luce anche dell'anticipazione apparsa ieri sul *Trentino* della nomina di un triumvirato che tragheterà l'Isig fino alla nuova direzione. Sulle ultime settimane che hanno visto uscire di scena Gian Enrico Rusconi dalla direzione del Centro studi italo germanici, attirandosi più critiche che apertura di credito, il presidente della Fbk sbotta: «Che ragioni avrei avuto a cambiare qualcosa che funzionava perfettamente? Avrei potuto vivere lasciando tutto nello status quo, ma quando si è chiamati a dirigere un ente, lo si fa fino in fondo. Abbiamo affrontato il passaggio complesso della riorganizzazione prima del polo scientifico che è quello che assorbe l'80 per cento delle risorse e poi di quello umanistico. Dal 1973 il mondo è cambiato e dobbiamo essere in grado di gestire il futuro con un lavoro condiviso tra presidenza, direttori e comitato scientifico». Andrea Zanotti è un fiume in piena e confessa: «In questi giorni ho letto di tutto

e l'impressione che usciva è stata quella che si distruggeva qualcosa che funzionava bene, ma non è così: l'idea che ci fosse una direzione solida è fuorviante, anzi, i ricercatori in questi anni hanno fatto fatica ad adeguarsi ad un direttore che era un solista, mentre c'è bisogno di un direttore d'orchestra».

E' per questo che ora avete scelto un triumvirato con Pombeni, Bellabarba e un esponente del mondo tedesco per affrontare la riorganizzazione?

C'è l'esigenza di un direttore che deve farsi carico di questa fase di passaggio. Il lavoro è impegnativo e ci vuole una guida forte, perché i ricercatori sono disorientati. Per questo abbiamo deciso di affidare questa fase a persone che siano una garanzia in quanto conoscono la nostra storia e rappresentano un riferimento nel loro campo.

L'ACCORDO

Studenti e Fbk: la collaborazione

«La tecnologia è pervasiva, e nel nostro futuro sarà sempre più importante, soprattutto per la salute». Con queste parole ha esordito Bruno Munari, membro del comitato scientifico della Fbk e autore di oltre duemila prototipi di microchip, ieri nell'incontro alla Fbk per firmare l'accordo con sei scuole (Rosmini, Gallei, Vittoria e Bonporti, Istituto Trento 6, Centromoda Canossa, Enaip Trentino). L'accordo, alla presenza del presidente Zanotti, dell'assessore all'istruzione Dalmaso e di Bruno Caprile (Fbk) è per motivare gli studenti alla ricerca.

Paolo Pombeni è un contemporaneista all'università di Bologna, Marco Bellabarba un modernista a quella di Trento, ma hanno anche lavorato con all'Isig. In più siamo in via di definizione dell'esponente tedesco e oggi sono reduce da un colloquio con **Michael Matheus**, che è il direttore dell'**Istituto germanico a Roma** e da lì penso uscirà il

terzo nome.

E sui tempi e le modalità con cui sceglierete il nuovo direttore, cosa pensa?

Entro marzo dovremo definire le modalità della nomina, che mi auguro avverrà entro giugno. Se questa avverrà per chiamata, che è più una modalità del mondo scientifico o se sarà attraverso bando concorso, non l'abbiamo an-

Data:
martedì 09.03.2010

I'Adige

Estratto da Pagina:
1-46

POLO UMANISTICO

Pombeni e Matheus nel futuro di Fbk

ANDREA ZANOTTI

Una precisazione istituzionale, rispetto all'articolo apparso ieri a firma di Paolo Ghezzi riguardante il documento di indirizzo varato dal CdA della Fondazione Bruno Kessler sugli assetti futuri del polo umanistico, si impone.

Solo per precisare come esso non sia riconducibile ad una fantasia linguistica del Presidente: ma sia viceversa frutto di un lavoro istituzionale al quale hanno partecipato non solo le direzioni dei due centri (nelle persone di Gianrico Rusconi e Antonio Autiero), ma altresì il Consiglio scientifico presieduto da Giuseppe Tognon e che annovera, per la parte umanistica, figure di peso specifico indiscutibile quali quelle di Francesco Traniello, Michael Matheus, Adriano Fabris, Maurizio Sobrero. Questo lavoro è poi stato fatto proprio e assunto all'unanimità da un Consiglio di Amministrazione che ha dato sin qui prova di competenza e autorevolezza...

Data:
martedì 09.03.2010

L'Adige

Estratto da Pagina:
1-46

Polo umanistico ed ex Istituto italo-germanico Pombeni e Matheus nel futuro di Fbk

ANDREA ZANOTTI

(segue dalla prima pagina)

... fuori del comune. Sul tracciato di questa strada continueremo dunque a lavorare nei prossimi giorni, per costruire e non per distruggere, con personalità di altrettanta affidabilità, sia italiane sia tedesche (Paolo Pombeni, *nella foto a destra*, Marco Bellabarba, *Michael Matheus*) che si sono riconosciute in una proposta giudicata seria e fondata. Constatiamo come ad uno storico locale «di professione» - che mi si dice risponderò al nome di Emanuele Curzel, già ricercatore con contratto a termine presso l'Isig - questa impostazione non risulti congrua o gradita. Sarebbe un buon segno di salute, comunque,



dirlo esponendosi in prima persona, dal momento che la legge delle citazioni anonime è una delle stimmate che contraddistingue non da oggi il regno degli ignavi. Per stare a cose più leggere ed usando lo stesso registro, non posso, dal punto di vista mio personale, non cogliere l'esercizio di stile interpolativo profuso, calepino alla mano, da Paolo Ghezzi, interprete e giocoliere di una parola sempre sospesa tra la morale e la dissacrazione. Paolo, è più forte di te, sei sempre stato così: irrisolto tra lo sfregio estetico e l'assunzione di responsabilità. In questo siamo lettere diverse di uno stesso Alfabeto Gutenberg.

Andrea Zanotti

È Presidente della Fondazione Bruno Kessler

PER RIORGANIZZARE IL POLO

Fbk: Pombeni, Bellabarba e Matheus i traghettatori

Paolo Pombeni, Marco Bellabarba e **Michael Matheus**: è il pool di storici, due italiani ed uno tedesco, incaricato dal Consiglio di Amministrazione della Fondazione Bruno Kessler, di riorganizzare il polo umanistico della FBK.

Entro la prossima estate è attesa la nomina del nuovo direttore in sostituzione del prof. Enrico Rusconi, dimissionario.

L'equipe di studiosi ha il compito di traghettare l'ex Istituto italo-germanico verso il nuovo organismo, meglio definito "polo umanistico", nell'ambito di un progetto elaborato da Enrico Rusconi e dal direttore dell'Istituto di Scienze religiose Antonio Autiero. Il piano è stato approvato sia dal Consiglio scientifico, diretto da Giuseppe Tognon, che dal Consiglio di amministrazione, presieduto da Andrea Zanotti, con voto unanime.

Il programma attende di essere tradotto ora in una proposta operativa di breve e lungo respiro dai tre storici.

Data:
mercoledì 17.03.2010

CORRIERE DEL TRENTINO

Estratto da Pagina:
7

Centro italo-germanico Lo studioso tedesco affianca Pombeni e Bellabarba Fbk, arriva anche Klinkhammer Completa la triade del dopo Rusconi

TRENTO — Il triumvirato della Fbk è finalmente al completo. Con il nome di **Lutz Klinkhammer** si chiude il triangolo ad interim che tragherà la direzione della fondazione fino al mese di giugno, quando sarà nominato il direttore definitivo. A loro il compito di riorganizzare l'istituto e definire la programmazione scientifica. «In tempi rapidi abbiamo trovato la soluzione — commenta soddisfatto il presidente Fbk Andrea Zanotti —. Ora spetta al cda pensare alla nomina definitiva».

Paolo Pombeni, Marco Bellabarba e Lutz Klinkhammer. È questa la triade arruolata per battere la pista al nuovo direttore del polo umanistico della Fbk. Il loro mandato terminerà a giugno, ma



già da venerdì dovranno mettersi al lavoro per riorganizzare l'istituto. I primi due nomi erano già stati ufficializzati una decina di giorni fa. Quanto al terzo, i tempi si sono allungati un po'. Già sapevamo la provenienza: il **Deutsches Historisches Institut in Rom (Dhi)**, l'istituto storico germanico della capitale. Per dare continuità al polo umanistico e ripristinare i rapporti con il mondo germanico, che nell'ultimo periodo pareva bistrattato. A suo tempo, Zanotti aveva già spiegato che la nomina era nelle mani del direttore dell'istituto romano, **Michael Matheus**. Ed ora è ufficiale che Klinkhammer, vicedirettore del Dhi è il prescelto. Nello specifico, all'interno dell'istituto, Klinkhammer è referente per la storia contemporanea. Ma i suoi principali campi di ricerca comprendono la storia italiana dell'Ottocento e del Novecento, studi su nazionalsocialismo e la seconda guerra mondiale, l'Europa nell'epoca napoleonica, lo Stato moderno e la Chiesa cattolica tra 1870-1945. In più è stato consulente della «Commissione parlamentare bicamerale di inchiesta sulle cause dell'occultamento di fascicoli relativi a crimini nazifascisti» e della «Commissione per il recupero del patrimonio bibliografico della comunità ebraica di Roma», razziato nel 1943. «Il suo contributo — commenta Zanotti — assicura sia competenza storica sia un prezioso collegamento con l'istituto germanico di Roma». La scelta, per Zanotti si rivela dunque «sia culturale che politica». Perché Klinkhammer rappresenta un ponte con il mondo germanico. Infatti, come ha spiegato Zanotti: «Le nomine all'interno del Dhi arrivano direttamente dalla Germania». Il che, non fa altro che riappacificare i rapporti.

Parallelamente, il cda della Fondazione Bruno Kessler comincerà a vagliare le candidature per la dirigenza definitiva. In ogni caso, Zanotti è soddisfatto della rapidità con cui si è affrontata l'emergenza nata dalle dimissioni di Rusconi. «L'intero processo ormai è avviato — spiega Zanotti —, la priorità ora è ridefinire il programma scientifico». E su questo fronte, i tre studiosi hanno carta bianca.

Marika Damaggio

© FONDAZIONE BRUNO KESSLER



Presidente Andrea Zanotti guida la Fbk. Nel tondo Lutz Klinkhammer

Feuilleton

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

MONTAG, 20. SEPTEMBER 2010 • NR. 218 • SEITE 27

Wir können alles – außer Mittelhochdeutsch

Mannheim eröffnet die erste große Stauffer-Ausstellung seit 1977, aber Stefan Mappus geht lieber zur Jungun-Union. Fehlt den Konservativen vielleicht die Anbindung an diese Epoche, die einst Vorzeichen über die Wiedervereinigung aussandte?

Die Stuttgarter Stauffer-Ausstellung des Jahres 1977 gilt als Wende in der Geschichte des Geschichtsunterrichts der Bundesrepublik. 671 000 Besucher in 75 Tagen wurden gezählt – ein Erfolg, der diese Zeitung im Mai 1977 Anlass für zwei Leitartikel zusammenhelfen sollte: „Die staufferische Welt“ und „Die staufferische Welt“.

In zwangsläufig zusammenhängenden Rückblicken gab es immer wieder auch die Wiedervereinigung der Welt als Vorzeichen der Wiedervereinigung Deutschlands. Anders als in der Wiener Republik war die Mittelalterliche Periode, die für sich selbst das Begriffs der Wiedervereinigung herbeiführte.

Aber, um ein volles Bild zu zeichnen, ist es notwendig, sich auch mit dem Stauffer-Phänomen zu beschäftigen, wie es sich im 21. Jahrhundert zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.



Antike als die Wiedervereinigung über die Mittelalterliche Welt über die Stauffer-Phänomen. Eine von Göttingen, die in 19. Jahrhundert entstanden war, verändert sich der Gegenwart in einem.

Das einzige Gewand, das Herrscher über die staufferische Welt trug, war das Gewand der Wiedervereinigung. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Sie reden wieder

Opah Winfrey und Jonathan Franzen sind wieder Freunde. In zwei Minuten war es zum Jahresabschluss der Welt gekommen. Jonathan Franzen, der amerikanische Romanautor, dem eine Ausgabe seiner Sendung gewidmet ist, hat sich mit Winfrey, die für ihre Sendung bekannt ist, wieder versöhnt. Die beiden haben sich in einem Interview getroffen und sich gegenseitig Unterstützung ausgesprochen.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Uingebracht

Brücke verliert Museum Hannover Der Direktor des Landesmuseums in Hannover, der staufferische Kunstschaffung und Kulturwissenschaftler Jörg Heiser, hat sein Amt nach vier Jahren verlassen. Er wird von einem anderen Mann abgelöst werden.

Heute

Da liegt der Dissens Sie kündigen sich: Eric Vogt und Leo Strauss präsentieren philosophische Streitfälle. Seite 28

Maschinenstürmer! Jaktarbeiter ist die Hauptkraft der deutschen Selbstverwaltung. Auf der ersten DLR-Tagung für geographische Kunst hat es um die britische Schicht der Arbeit. Seite 29

Wer das alles liest Welche Literatur welches Publikum anspricht, steht man auf einem Punkt. In Hamburg präsentieren Ralf Schmitt und Erika von Klitzing ein neues Buch und einen Film. Seite 30

Ein Menschenleben? Pah! Ein Menschenleben in Chinas Bauboom? Pah!

ein „Rheingold“ ist zu beachten, dass es keine Pause gibt, und Brunnhilde hat's am Rücken / Ein Tagebuch von Elke Heidenreich

Wenigstens ein bisschen. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.



Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt. Die staufferische Welt ist ein Phänomen, das sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zeigt.

Wir können alles - außer Mittelhochdeutsch

Mannheim eröffnet die erste große Staufer-Ausstellung seit 1977, aber Stefan Mappus geht lieber zur Jungen Union. Fehlt den Konservativen vielleicht die Anbindung an diese Epoche, die einst Vorzeichen über die Wiedervereinigung aussandte?

Die Stuttgarter Staufer-Ausstellung des Jahres 1977 gilt als Wende in der Geschichte des Geschichtsbewusstseins der Bundesrepublik. 671 000 Besucher in 72 Tagen wurden gezählt - ein Erfolg, der dieser Zeitung im Mai 1977 Anlass für zwei Leitartikel innerhalb von sechs Tagen war. Der fünfbändige Katalog durfte in keinem gebildeten Haus fehlen. Ein neues Interesse an der älteren deutschen Vergangenheit setzte sich durch, an einer Vergangenheit jenseits von didaktischer Zurichtung und kritischem Tribunal.

Im zwangsläufig zusammendrängenden Rückblick späterer Historiker wird sich diese Wiederentdeckung der Vorzeit einmal als Vorzeichen der Wiedervereinigung darstellen. Anders als in der Weimarer Republik war das Mittelalter keine Parteisache. Es stand nicht mehr für eine reaktionäre politische Option. Man wird die Mittelalterwelle jener Stimmung zuschlagen, die für sich selbst den Begriff des Wertkonservativen hervorbrachte.

Aber, um ein weiteres Schlüsselwort des Zeitalters zu gebrauchen, wie nachhaltig war diese Rückbesinnung? Der damalige Bundespräsident Walter Scheel beschwor bei der Eröffnung der Stuttgarter Ausstellung am 25. März 1977 die Literatur und Kunst der staufischen Epoche unter dem Namen unserer ersten Klassik: „Wir erkennen ein Stück von uns selbst in ihren Gestalten: im Bamberger Reiter, in Hartmanns Armem Heinrich, in Wolframs Parzifal, in Gottfrieds Tristan.“ Diesen Satz brächte Scheels Nachfolger heute nicht mehr über die Lippen, auch dann nicht, wenn er Gauck hieße. Wie sollen wir uns in Figuren wiedererkennen, denen man noch nicht einmal im Schulunterricht begegnet? Wenn man Scheels Rede nachliest, bekommt man den Eindruck, dass die Offenheit der deutschen Frage der Grund für die Behauptung der Virulenz der mit den Staufern assoziierten Topoi von Einigung und Zerrissenheit war: „Solange es ein deutsches Volk gibt, wird es auf diese Erinnerungen nicht verzichten können.“

Ist ihm das Thema zu einschlägig?

Für mehr oder weniger verzichtbar hält sie heute der baden-württembergische Ministerpräsident Stefan Mappus, der am Samstag bei der Eröffnung der nach 33 Jahren von den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim ausgerichteten Nachfolgeschau fehlte. Auch so kann man die Klärung der Frage befördern, wie viel Konservatives im Gedankenhaushalt regierender Christdemokraten noch zu finden ist. Das Jahr 1977 war zum Staufer-Jahr ausgerufen worden, dessen kalendarischen Anlass man nicht im Gegenstandsbereich suchte. Anderenfalls hätte man den achthundertsten Jahrestag des Friedens von Venedig begehen müssen, der die Niederlage Friedrich Barbarossas im Kampf gegen die lombardischen Städte und Papst Alexander III. besiegelte. Gefeierte wurde in Stuttgart der fünfundzwanzigste Geburtstag des Landes Baden-Württemberg.

Mappus besuchte am Samstag lieber den Landestag der Jungen Union, obwohl das Thema der Mannheimer Ausstellung nach seinem Geschmack hätte sein müssen: „Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa“. Oder war ihm das Thema zu einschlägig, fürchtete er Fragen nach „Stuttgart 21“? Scheel hatte ausgesprochen, dass die Achtung vor der Geschichte, eine Lieblingstugend des gebildeten Bürgers, außerhalb der Museen auf praktische Hindernisse stößt. „Oft steht das organisch Gewachsene, das Hergebrachte im Widerspruch zu den Bedürfnissen einer modernen Gesellschaft. Wir erfahren diesen Widerspruch in Fragen, die jeden von uns berühren: Wie soll in meiner Stadt geplant und gebaut werden?“

Ein Hauptgegenstand in Mannheim ist der Triumph städtischen Widerstands gegen herrschaftliche Diktate. Nach der Eroberung Mailands ordnete Friedrich I. 1162 die Zerstörung der Stadt und die Aussiedelung der Bewohner an. 1167 durften sie zurückkehren. Die republikanische Stadtregierung ließ eine neue Stadtbefestigung errichten. Das Tor an der Straße nach Rom erinnerte an den Einzug der Bürger wie an einen Sieg, in der Bildsprache der römischen Triumphbögen.

In Mannheim sind die Inschrift von der Porta Romana ausgestellt und das Relief eines bärtigen Herrschers, das später fälschlich als Spottbild auf Barbarossa gedeutet wurde. Das Missverständnis ist ein historisches Datum: Wer Schaden anrichtet, braucht für den Spott nicht zu sorgen, der nur eine Frage der Zeit ist. Ein winziges Ausstellungsstück, buchstäblich ein Fetzen, zeigt, dass es auch eine gegenläufige Barbarossa-Erinnerung in Oberitalien gab: In einen Zettel aus der Sakristei der Pfarrkirche von Briennio am Comer See waren einmal „Reliquien des heiligen Kaisers Friedrich Barbarossa“ eingewickelt. Die verschwundene Barbarossa-Reliquie aus Briennio ist das immaterielle Gegenstück zum Cappenberger Barbarossa-Kopf, in dem Reliquien von (anderen) Heiligen aufbewahrt wurden. [Kai-Michael Sprenger](#) berichtet im Aufsatzband des Kataloges über die neoguelfische Geschichtspolitik des oberitalienischen Separatismus: Die Lega Nord versteht sich als Wiederbegründung der Lega Lombarda; seit 1990 wird der Schwur von Pontida, der legendäre Gründungsakt des Städtebundes, alljährlich erneuert. Mailand war die Vormacht der Barbarossa-Gegner; den Städten, die sich durch Mailand in den Schatten gestellt sahen, blieb der Kaiser als Patron im Gedächtnis.

Wie der Cappenberger Goldkopf, das ideale, aber unzweifelhafte und singuläre Bildnis Friedrichs I., das Markenzeichen der Stuttgarter Ausstellung war, so wirbt Mannheim mit einem spektakulären Einzelstück, in dem sich das Konzept der neuen Schau verdichtet. Dieser hundertzehn Zentimeter hohe thronende König aus dem Metropolitan Museum of Art wirkt realistisch mit dem Vollbart, dem aufmerksamen Blick und den geradezu lässig über die Knie geworfenen Gewandfalten. Er scheint sich dem Betrachter zuzuwenden, ihm entgegenzukommen.

Der Typus des gerechten Herrschers.

Hier haben wir kein Porträt vor uns, sondern den Typus des gerechten Herrschers. Die Figur ist aus einem einzigen Steinblock aus der Nähe von Triest gehauen, der Stil weist ins Veneto. Nicht auszuschließen, dass gute Erfahrungen mit staufischer Schutzherrschaft in diesen so lebendig

FAZ 20.09.2010, Nr. 218, S. 27 .Text Seite 3/4

aufgefassten Idealkönig eingeflossen sind. Aber der italienische Stadtrepublikanismus wurde dadurch zum Vater aller modernen Souveränitätslehren, dass der Freistaat sein Bild auch in der fürstlichen Personifikation finden konnte: Die Macht der Gerechtigkeit ist die vereinigte Freiheit. Eine Figur wie der New Yorker König verkörpert das Gemeinwesen als Gerichtsherrn; gut vorstellbar ist eine Anbringung an einem Stadttor wie bei der vermeintlichen Barbarossa-Karikatur in Mailand.

Die Mannheimer Ausstellung ist in gewissem Sinne eine Staufer-Ausstellung ohne Staufer. An der südwestdeutschen Heimat des Geschlechts interessieren die Ressourcen, die schon Otto von Freising rühmte, der Biograph und Onkel Friedrichs I. In Oberitalien trifft der von Barbarossas Urkundenschreibern zugespitzte kaiserliche Geltungsanspruch auf ein zugleich überpersönliches und lokales Verständnis politischer Herrschaft, das die Ausstellung als überlegen hinstellt. Selbst wenn man diese Überlegenheit als durch den Frieden von Venedig erwiesen betrachten will, bleibt die Frage, ob in diesem Krieg der Begriffe die innovativere Seite gesiegt hat. Der Rückgriff auf Formeln des alten Kaisertums lässt sich nicht einfach als Anachronismus abtun, da die Ausstellung doch gerade in der Renaissance antiker Formen das Neue und Dynamische der Stauferzeit sehen will. In Oberitalien und Sizilien betreten die Deutschen klassischen, also modernen Boden: Die Einheimischen können alles außer Mittelhochdeutsch.

Unter den vielen Statistiken und Aufzählungen von Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“ findet man eine Liste der allgemein anerkannten Goldenen Zeitalter. Zwischen Augustus und Ludwig XIV. steht hier auch das deutsche Hochmittelalter, das einen Spitzenwert der Glücksdauer markiert mit den 250 Jahren von 1000 bis 1250, ausgewiesen als Epoche der Salier und Staufer. Erst Friedrich II., der Enkel Barbarossas, gab seiner Familie den Namen der Burg auf dem Staufen; seine schwäbischen Vorfahren hatten neben ihrer Verwandtschaft mit dem rheinfränkischen Kaisergeschlecht keine eigene Identität herausgestellt.

Wie so viel tief gesunkenes Kulturgut taucht der Mythos der Doppeldynastie der starken und tragischen Könige und Kaiser bei Sarrazin wieder auf. Mit diesem Bild einer Zeit außerhalb der Geschichte, der entschiedenes Fürstenhandeln alle Integrationsprobleme ersparte, kann die Geschichtswissenschaft nichts anfangen. Das Ausloten von Spielräumen und das Ausweichen nach Rückschlägen sind die typischen Operationen, die durch den Regionenvergleich nach der Methode der in Mannheim federführenden Heidelberger Sozialhistoriker in den Blick kommen. Nur Friedrich II. bleibt der mit unheimlicher Konsequenz aus eigener Machtvollkommenheit und zu eigener Machtvervollkommnung tätige Akteur. Auch er hat wie die Mailänder das Tor, durch das die Straße führte, die sein Reich mit Rom verband, im Stil eines römischen Triumphbogens dekoriert.

Wollte Friedrich etwas Neues?

In Mannheim kann man die gewaltigen Reste des monumentalen Skulpturenschmucks des Brückentors von Capua bewundern, darunter die kopflose Statue des Herrschers und zwei Büsten bärtiger Dickköpfe, deren einer ein Iota weniger unerbittlich dreinschaut als der andere,

traditionell gedeutet als der milde und der strenge Richter mit den Zügen zweier gelehrter Ratgeber des Kaisers. Ob wenigstens dem frappant modern anmutenden Beamtenstaat Friedrichs II. ein Innovationspreis zugesprochen werden kann, bleibt ungewiss. Wollte Friedrich etwas Neues schaffen oder die Dinge in eine zeitlos gültige Ordnung bringen? Den bürokratischen Zentralismus hatten schon die normannischen Eroberer eingeführt.

Auf der vorbereitenden Tagung hatte Michael Borgolte skeptisch darauf hingewiesen, dass die Wünschbarkeit von Innovationen im Mittelalter gerade nicht vorausgesetzt werden darf, so dass nach Entsprechungen zu den Leitbegriffen der Ausstellung in den Quellen noch zu suchen wäre. Borgoltes Anregung, man solle die erklärende Probe machen, inwieweit andere Regionen nicht so innovativ waren wie der Bereich, in dem heute die Kurfürsten Mappus, Bouffier und Beck regieren, wurde nicht aufgenommen.

Der wohl spektakulärste Kulturtransfer der Stauferzeit verbindet Oberitalien mit dem Niederrhein: Rainald von Dassel, der die Reliquien der Heiligen Drei Könige aus Mailand entführte, war nicht Erzbischof von Mainz oder Bischof von Worms, sondern Erzbischof von Köln. Dem zuständigen Katalogaufsatz gelingt der Nachweis nicht, dass schon die Zeitgenossen das Rhein-Main-Neckar-Gebiet als Einheit gesehen hätten.

Die Region ist eine Hilfskonstruktion. Aber genau dieser Pragmatismus bewährt sich. In Mannheim wird nicht wie in der Paderborner Monsterschau zu Canossa eine obsoletere romantische These bombastisch inszeniert und dann unter positivistischem Schutt begraben. Der Besucher ist am Ende nicht erschöpft. Man sieht auf der Wanderung durch die Regionen die Korrespondenzen, vergleicht Stadttore und Kaiserbärte. Immer wieder wird für strukturelle Zusammenhänge ein prosaisches und gerade dadurch schlagendes Bild gefunden. Wie kann man illustrieren, was die ältere Forschung die Abschließung des Reichsfürstenstandes durch die Fürstenprivilegien Friedrichs II. nannte? Durch aufgehäuften Steine aus der Reichsabtei Lorsch, die zwischen den benachbarten Fürstentümern zerrieben wurde. In Stuttgart sollte man schon jetzt Fragmente vom Nordflügel des Hauptbahnhofs beiseitelegen. Die große Baden-Württemberg-Ausstellung kommt bestimmt. Mit Grußwort des Ministerpräsidenten, aber vielleicht ohne Kapitel über Mappus.

PATRICK BAHNERS.

Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim, bis zum 20. Februar 2011. Der zweibändige Katalog kostet 59,90 Euro.

Bildunterschrift: Anders als die Weimarer Republik war das Mittelalter nicht Sache der Parteien. Diese Petrus-Büste vom Stadttor Friedrichs des II. in Capua repräsentiert den weltlichen Geist der Gerichtsbarkeit in Sizilien.

Foto Jean Christen

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

Data:
domenica 05.09.2010

CORRIERE FIORENTINO

Estratto da Pagina:
12

Rievocazioni Il convegno della memoria al teatro dei Rinnovati. I contributi di Sprenger, Balestracci, Dessi, Ascheri

La battaglia continua

Montaperti: 750 anni fa lo scontro tra Siena e Firenze. Che resiste di quel dissidio. E di quel mito

di **ROBERTO BARZANTI**

Nel calendario senese alla data di ieri 4 settembre non si legge il nome di un santo. Vi sta scritto Montaperti, il toponimo del luogo che fu nel 1260 teatro della memorabile vittoria ghibellina contro le truppe della nemica Firenze.

L'avvenimento è rimasto inciso a lettere d'oro nella memoria popolare e da allora non si è mai smesso di discuterne. Pochi anni dopo, nel 1269, il rovescio di Colle avrebbe dissolto illusioni di egemonia e sogni di grandezza. Eppure quel trionfo ci fu e avrebbe potuto costituire una svolta radicale nel destino di Siena. O era comunque votato a risolversi in effimera e incidentale gloria? E il merito di chi fu? L'alleanza del fronte ghibellino che aveva in Siena la sua capitale del momento era assai composita e non mancavano in gran numero fuorusciti fiorentini, né i militi spediti con generosità da Manfredi. Resta il fatto che il trionfo ci fu e divenne subito mito. A 750 anni di distanza è stata organizzata una serie nutrita di appuntamenti — convegni, dibattiti, mostre — per capire di più e dare nuova collocazione all'avvenimento tanto celebrato, ma senza smanie di riduttivo revisionismo. Basta pronunciare il nome, Montaperti, e scattano meccanismi psicologici che impediscono analisi troppo severe e si fanno difficili messe a punto rigorosamente scientifiche.

Al convegno che si è tenuto ieri nel Teatro dei Rinnovati il Comune

ha assegnato il compito di rievocare con dottrina e arricchire la conoscenza di una fase cruciale della vicenda delle città. E ha chiamato studiosi feratissimi, con una particolare propensione al respiro internazionale, oggi obbligatorio. Così Kai-Michael Sprenger che lavora all'Istituto germanico di Roma si è alternato a Duccio Balestracci, medievista all'Università di Siena e Rosa Maria Dessi è giunta da Nizza per suggerire nuovi spunti in merito alle forme della rivalità tra guelfi e ghibellini, mentre Mario Ascheri è tornato a riflettere su temi da anni affrontati con impetuoso entusiasmo. Ascheri è il cantore principe dell'eccezionalismo senese.



Duccio Balestracci



Kai-Michael Sprenger



Mario Ascheri

Non solo l'affermazione sorprendente nella pianata di Montaperti non venne a caso, ma gli effetti benefici durarono a lungo, malgrado la sconfitta subita di lì a nove anni. «Ora quella battaglia — ha ribadito accalorato Ascheri — è considerata un grande evento di rilievo europeo, altro che episodio di un campanilistico dissidio: e influenzò in modo determinante le fortune dell'Impero, dette forza e convinzione a tutti coloro che l'avevano come stella polare. E poi a Colle non crollò una Repubblica che si era accreditata come imprendibile e tale rimase fino alla metà del Cinquecento, crollò una parte, un pezzo di ceto dirigente».

Insomma era stato tale orgoglio acquisito dopo Montaperti che la Repubblica ne ricavò uno slancio straordinario. Ma così facendo, non si rischia di ingigantire il ruolo di una battaglia tra le tante? Ascheri non è tipo da accettare ridimensionamenti: «Siena si sentì allora fulcro del potere ghibellino e anche se più tardi avreb-

be cambiato campo non per questo cessò di apparire agli occhi degli alleati un centro dotato di grande affidabilità: l'eccezionalità senese non era nata tutta d'un tratto, si era andata costruendo nel corso del Duecento e in particolare negli Anni Trenta e Quaranta quando i banchieri senesi e i Bonsignori con la loro Gran Tavola erano divenuti i banchieri del papa, tra i principali d'Europa. Pure i grandi progetti edilizi e artistici realizzati nella fase del governo dei Nove, a direzione guelfa, ebbero nella consapevolezza di status generata da Montaperti una sorta di base di lancio».

Non sembra proprio, dunque, che ci sia materia per un revisionismo che abbassi i toni. Duccio Balestracci nel riflettere sul mito che accompagna fino ai nostri giorni la battaglia fatale, non nasconde che il rapporto con un avvenimento tanto difficilmente valutabile è molto complicato.

«Dapprima — ha osservato — ci fu un vero e proprio negazionismo, tutti i documenti pubblici relativi sparirono, perché i guelfi non volevano urtare suscettibilità politiche e delicati assetti diplomatici».

Ricostruire attendibilmente come andarono le cose è impossibile, ma da questo ragionare per assenza il mito ovviamente risulta ingigantito. E nel Quattrocento rinasce in pieno». Anche se con i Medici gli si è fatto notare di nuovo viene occultato, però.

«Certo — ha ripreso Balestracci — ma in pieno Ottocento viene declinato con una nuova sensibilità patriottica e nazionale e Montaperti diviene simbolo della difesa di un'autonomia comunale in pericolo e smagliante esempio di accanita libertà cittadina. Accade per Montaperti un po' quello che accadde per Legnano, che fu considerata battaglia prototipo dell'indipendenza italiana contro il tedesco usurpatore. Nel nostro caso si trattò e si tratta, piuttosto, di esaltare una città eleggenda a luogo di affermazione per eccellenza di uno dei caratteri più tipici dell'iden-



Data:
domenica 05.09.2010

CORRIERE FIORENTINO

Estratto da Pagina:
12

Le ragioni della vittoria

L'eccezionalità senese non era nata tutta d'un tratto. Si era costruita nel corso del Duecento, con i banchieri della città che erano tra i principali d'Europa

tità plurielle dell'Italia». E oggi che resta? Ha detto il sindaco Cenni: «resta il nostro modo di sentire la senesità. Per noi è stato un evento storico, ma anche intimo, che ci permette di confrontarci con realtà superiori alla nostra. E ancora resta il nostro orgoglio tutto senese, per alcuni, considerato forse una "spocchia" ma sicuramente capace di esprimere una qualità». Le conclusioni possono apparire fragili. Ma certo è che resta soprattutto la cifra di un antagonismo che non si è rassegnato. Echi son vivi nella politica amministrativa, nelle ricorrenti diatribe con la Regione, nelle polemiche contro l'accentramento borioso di Firenze e nei discorsi spiccioli. Forse soprattutto nell'agonismo sportivo. Sia pure per mille rivoli, talvolta scherzosi, il mito sopravvive. La battaglia continua.

Roberto Barzanti

di PIRELLA GÖTTSCHE LOWE



Ritaglio stampa ad uso esclusivo del destinatario, non riproducibile.

Corriere del Mezzogiorno Domenica 7 Novembre 2010

Cultura

Spettacoli & Tempo libero

La «decrescita» di Latouche

Il teorico della «decrecita», l'economista francese Serge Latouche (nella foto), sarà martedì a Taranto e mercoledì a Alacora per due conferenze destinate a illustrare le sue teorie, basate sul rifiuto dell'ideologia dello sviluppo a ogni costo e della massimizzazione delle «quantità» economiche, a cominciare dal Pil. L'incontro tarantino si svolge martedì alle ore 18.30, nel Salone degli Specchi del Palazzo di Città, ospite il Comune. A Alacora invece (mercoledì, ore 19.30, Sala Carlo Levi di Palazzo Lanfranchi) organizza l'associazione Energhela.

In mostra Al Museo del Territorio di Foggia e in un catalogo curato da Pasquale Favia per Grenzi

Castelli e memorie di Puglia

Un patrimonio d'arte e di antropologia storica nelle fotografie scattate tra il 1906 e il 1908 dagli studiosi tedeschi Haseloff e Wackernagel

di ALESSANDRA BENVENUTO

La sorpresa e la magia della Capitanata medievale raccontata in bianco e nero, cento anni fa. Alla ricerca delle ragioni dei lunghi soggiorni di Federico II in Puglia, oltre che delle profonde trasformazioni cui ha sottoposto, lo storico dell'arte Arthur Haseloff, con Martin Wackernagel e i loro collaboratori, nel primo quindicennio del Novecento setacciarono la regione, esplorandone gli scenari e producendo un eccezionale archivio fotografico conservatosi fino a oggi. Protagoniste indiscusse sono opere di architettura, scultura, pittura e tessuti d'arte che disegnano le tracce degli sveni in Italia meridionale, attraverso un territorio allora sconosciuto per la quasi totalità dei viaggiatori italiani. Da Ieri (fino al 27 novembre), presso il Museo del Territorio di Foggia, la mostra «Haseloff, Wackernagel e la Puglia medievale» promossa dall'assessorato alla Cultura della Provincia, dal dipartimento di Scienze umane dell'università e dall'Istituto germanico di Roma, contiene una preziosissima selezione delle immagini, concesse per l'occasione dall'università di Kiel.

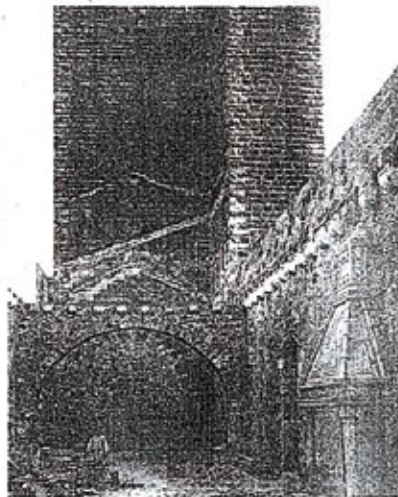
Delle 3000 fotografie scattate anche durante numerosi viaggi in Sicilia, Campania e Lazio, 725 riguardano la Capitanata, 1055 la Terra di Bari, 534 la Basilicata, 359 la Terra d'Otranto. Per parecchie di queste ubero necessari interventi urgenti di autenzione e restauro, mentre ve ne sono alcune in controbuce, di particolare valore dal punto di vista estetico, persino divenute fonte di ispirazione per il pittore ungherese Carl Hradil che accompagnò Haseloff tra il 1906 e il 1908 e che scelse alcune foto come modello per i suoi dipinti. Non è un caso d'altronde che lo studioso tedesco fosse in contatto pure con tutta una serie di personalità scientifiche e politiche che si interessavano al suo lavoro. A testimoniarlo, numerosi e preziosissimi carteggi delle corrispondenze, non solo con il senatore italiano Giustino Fortunato che si impegnò fortemente per il miglioramento delle condizioni di vita del Mezzogiorno, ma anche con coloro che curavano i siti monumentali, come pure con i proprietari dei luoghi coinvolti nella ricerca.

«Si tratta di documenti molto preziosi per la storia dell'Italia meridionale», spiega il direttore dell'Istituto storico germanico Michael Mathews - che sarebbe bene rendere accessibili a tutti in modo virtuale». Nel frattempo, alcune indicazioni offerte da questa gigantesca opera docu-

mentaria hanno già rappresentato uno spunto per l'avvio di indagini archeologiche e ricognizioni topografiche: è il caso di San Lorenzo e della residenza di cerchia di Sant'Agapito. Oltre che la vita quotidiana dei boiardi, le immagini descrivono infatti le trasformazioni vissute nel corso del tempo dai castelli e dalle torri di Capitanata. La corte del castello di Barieta è occupata così da un deposito di botti di legno (in primo piano anche davanti a Porta Troia a Lacerà). Quello di Manfredonia fa da scenario per una flottiglia di piccole imbarcazioni. E se sul sagrato della cattedrale di Bontino si raccoglie una piccola folla di uomini avvolti nel loro mantelli, uomini e fucili si raggruppano invece sui resti della rocca di Castelragone. Intorno alla torre di Montecorvino a pascolare compaiono mucche, ma con grande frequenza ci si imbatte anche in asini e mull. Haseloff comunque - come scrive nel pregevole catalogo pubblicato da Grenzi, il curatore e docente di archeologia medievale Pasquale Favia - dovette concludere che il sistema di castelli, domus e masserie regie modellò fortemente il paesaggio, e colse però pure i segni dei precedenti costruttivi normanni, analizzando le trasformazioni dei monumenti con l'avvento degli angioini, sfuggendo così alle sopravvalutazioni dell'opera di Federico II. L'imponente progetto di ricerca, sulle tracce degli sveni in Italia meridionale, era nato con il sostegno dell'imperatore Guglielmo II, ma doveva anche essere una risposta alla ricerca condotta dai francesi con

Particolari

Una delle foto scattate da Haseloff ai primi del Novecento: particolare di un cortile interno del Castello di Gioia del Colle



risultati eccellenti (prima fra tutte quella di Emile Bertaux). Al di là però dell'opera in due tomi con atlante fotografico, pubblicata da Haseloff nel 1910 - di cui è custodita copia nella biblioteca provinciale di Foggia - fino al 1928, si giunse solo alla pubblicazione di un secondo volume di studi intitolato Documenti per la storia dei castelli, mentre un terzo vide la luce solo nel 2006 per mano di Hubert Huben.

Quattro anni fa si è così finalmente riannodato il filo con queste eccellenti tradi-

zioni di ricerca che furono del Regno italiano di storia prussiana a Roma. E il risultato - come ha annunciato Mathews - è la previsione, per il prossimo anno, di una piccola campagna di scavi all'interno del castello di Lacerà, riguardo all'insediamento di musulmani in ambiente cristiano. Un buon inizio per far sì che il materiale raccolto possa offrire un contributo importante alla ricerca attuale, anche un secolo dopo.

Cartoline d'epoca



Bari Il Castello visto dal mare: una vista oggi totalmente «nasconata» dalla strada lungomare e dalle strutture portuali



Barietta Particolare del cortile interno del Castello Svevo, utilizzato come deposito di botti di legno



Lucerà (maggio/giugno 1911) Versante orientale del palazzo feudale e della cinta muraria della fortezza angioina

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seitenüberschrift:
Geisteswissenschaften
Ressort: Natur und
Wissenschaft

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.11.2010, Nr. 268, S. N3

Das Grün als Affektfolie und die Witwe als Erinnerungsträger

Die deutschen Musikforscher tagten in Rom über den Migrationshintergrund von Hörbarem

Italien zieht. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte versammelte sich die Gesellschaft für Musikforschung (GfM) für ihre jährliche Tagung im Ausland. Fast so, als ob sie das Tagungsmotto "Mobilität und musikalischer Wandel" selbst nacherleben wollte. Gern hatte die Zunft eine Einladung der Musikgeschichtlichen Abteilung des nahe der Villa Doria Pamphili gelegenen Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom angenommen, die in diesem Jahr ihren fünfzigsten Geburtstag feiert und ihr Entstehen wiederum den Bemühungen der Gesellschaft für Musikforschung verdankt.

In drei ganztägigen Symposien zu "Migration und Identität", zum musikalischen Raum des europäischen Mittelalters und zu "Europäischen Musikern im Rom des 17. und 18. Jahrhunderts", in Fachgruppentreffen und mehr als fünfzig freien Referaten wurde dann das Motto der Tagung durchdekliniert; gut besucht waren die Veranstaltungen, vielfach anregend.

Sichtbar wurde gleich eingangs, dass musikalische Wanderbewegungen bislang kaum beleuchtet worden sind. Die Geschichte der Hugenotten, der in Städte migrierenden Dienstmädchen, oder der böhmischen Glashändler in Europa ist gut erforscht, wie der Migrationsforscher Pieter C. Emmer (Leiden) erläuterte, dem Wandern der Musiker dagegen galt bislang nur wenig Aufmerksamkeit. Silke Leopold (Heidelberg) nannte denn auch die Musikgeschichtsschreibung eine "traditionell nationale Angelegenheit" und erhellte den Zusammenhang zwischen Gebürtigkeit und Forschungslage: In Halle wird über Händel geforscht, in Salzburg denkt man über Mozart nach, schwer haben es dagegen Heinrich Isaac oder Biagio Marini, weil niemand sich für sie zuständig fühlt.

So großes Gewicht erhielten vor diesem Hintergrund die historisch orientierten Beiträge, so viel Akribie sprach aus den Vorträgen über "Migration und Madrigal" (Sabine Ehrmann-Herfort, Rom), "Palestrina-Legende" und "Römische Schule" (Klaus Pietschmann, Mainz), die Kavaliereisen der Wittelsbacher (Margret Scharrer, Halle) oder "Sängerkamieren und Gesang um 1800" (Daniel Brandenburg, Bayreuth und Salzburg), dass im Hauptgang der Tagung nur vereinzelt Ausflüge in die Gefilde von Systematik oder sogar Ethnomusikologie gewagt werden konnten: Mauro Bertola (Heidelberg) verglich deutsche und italienische Radiosendungen anlässlich des 400. Geburtstages von Palestrina 1925 und führte aus, inwiefern Italien hier die Ästhetik der absoluten Musik übernahm. Lars-Christian Koch veranschaulichte, wie Mozarts Musik nach Indien kam und umgekehrt ein Titel wie "Rekhtah" über ein Stück mit europäischer Ensemblesmusik gelangte; im späten 18. Jahrhundert gab es in Kalkutta Hauskonzerte mit Musik von Corelli, im 19. Jahrhundert siedelten sich Maharadschas in London an.

Gesa Finke (Oldenburg) berief sich bei ihrer Diskussion der Reisen, Aufführungen und Kontakte Constanze Mozarts auf die Gedächtnistheorie und erklärte die Mozart-Witwe zu einer "Akteurin des Erinnerns", und Nicole Schwindt (Trossingen) diskutierte Probleme der Verpflanzbarkeit von Musik, wie sie im Kontext der Mailieder der umfangreichen Handschrift "Turin J.II.9" aus dem 15. Jahrhundert in Erscheinung treten. Seinerzeit wurde damit am Hof von Zypern das Repertoire der Ars subtilior konserviert. Sehr konkret las Schwindt das "Grün" der erstmals im französischen Raum angesiedelten Mailieder nun auf das Erwachen der Natur hin, das in Zypern zweifellos Monate früher stattfindet als in Frankreich. Dieses Grün weiterhin als "Affektfolie" (Schwindt) zu verwenden war allein bei Ignoranz der neuen Lebenswelt zu leisten, einem Ausweichen in den Raum der Imagination.

Noch die Fachgruppe Frauen- und Genderstudien zeigte sich mit ihrem Panel "Musikalisches Reiseziel Rom. Projektionen und Realitäten im langen 19. Jahrhundert" hoch inspiriert von der Migrationsthematik, die genuin systematisch orientierten Musikwissenschaftler unterdessen wiesen in ihrer Sitzung auf wandemde Gedanken, verschiedene Räume und Pfade bei der Rezeption von Musik hin, die sich nie erschöpfend werden abbilden lassen.

Dass Andreas Gestrinch, Direktor des Londoner Historischen Instituts, als Chair des ersten Symposions "Migration und Identität" anmahnte, auch der Remigration, den Zurückbleibenden oder der Ausdehnung des Marktes durch die Globalisierung Aufmerksamkeit zu schenken, zeigte frühzeitig, wie stark die Thematik über die Möglichkeiten der Hauptsymposien hinausdrängte. Einige dieser Fragen konnten in freien Referaten über "Exillierte Musikwissenschaftler als Mitarbeiter an der Enzyklopädie Musik in Geschichte und Gegenwart" (Philine Lautenschläger, Berlin), über MP3-Player und iPod als "Mobile Musik" (Nils Grosch, Freiburg) oder über "Deutschsprachige Musikwissenschaft und New Musicology" (Andreas Domann, Berlin) weiterbearbeitet werden.

CHRISTIANE TEWINKEL

(c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

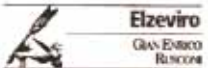
Rhein Zeitung 24.11.2010

Mainz und Rom im Blick

■ **Mainz.** „Mainz und Rom – Nur die treue Tochter der Ewigen Stadt?“ ist der Titel des Vortrags, den Professor Dr. [Michael Matheus](#) am heutigen Mittwoch, 24. November, um 20 Uhr im Haus am Dom halten wird. Die Vortragsreihe wird veranstaltet vom Arbeitskreis „Kurmainz und der Erzkanzler des Reiches“ des Historischen Seminars der Johannes Gutenberg-Universität.

Lo Stato liberale, secolarizzato, vive di presupposti morali orientati su valori che non può garantire. Questa affermazione, formulata quarant'anni fa dal costituzionalista cattolico tedesco Ernst-Wilhelm Böckenförde (che parteciperà martedì a Roma al convegno «Lo Stato liberale ha bisogno delle religioni?», organizzato da Rosati, è assurda in Germania a Dörmte. Ad adottarla ripetuto come ovvio.

Tuttavia non sta diventando popolare anche da noi, per ciò si occupa dei rapporti tra Stato e religione. Alla religione infatti sono accordati onori e privilegi e presupposti morali pre-politici di cui ha bisogno lo Stato per funzionare. Soprattutto per creare vincoli consuetudini, senza il quale la società si disintegrerebbe. Formulata così, la tesi



Non usate il nome di Böckenförde invano

La Stampa

è ripresa con estensione dagli uomini di Chiesa che parlano della religione come fondamento di ogni cosa - come se lo Stato liberale laico non avesse valori autonomi da trasmettere.

In realtà dietro questo uso distorto della formula Böckenförde c'è un equivoco. Lo studioso aggiunge sempre che il tutto avviene in nome della libertà. Dice esattamente: «È questo il grande rischio che lo Stato liberale occorre ha corso per amore della libertà». Il concetto radicale di libertà, quale fondamento stesso della fede, è il baricentro del discorso. Anzi, parlando di rischio per lo Stato, larghi nell'affermare un dato di fatto una necessità inderogabile, emana un'urtopia, un dilemma. La religione infatti non può svolgere alcun ruolo rassicurante di

«religione civile», tanto meno invocare leggi a sostegno della propria primato etico. Le conseguenze sono importanti. Lo si vede nel dibattito con Ratzinger a proposito dello spazio pubblico da riservare alle manifestazioni e ai simboli della religione islamica in Europa.

Il Papa è convinto che uno Stato non può sfidarsi completamente dalle proprie radici religiose ed eludersi a puro Stato razionale, per così dire, privo di cultura e di profilo propri, e trattare allo stesso modo tutte le tradizioni religiose e le loro manifestazioni pubbliche. Böckenförde non è d'accordo: «La libertà religiosa non è dividibile e deve aprirsi anche nei confronti dei simboli religiosi di altre confessioni. Lo Stato secolarizzato non può pretendere dagli immigrati una adesione in-

condizionata ai valori culturali (religiosi) storici da cui esso ha tratto origine, ma deve accontentarsi di eleggere da essi la libertà alle leggi. Si tratta di un'affermazione molto importante che, generalizzata, mette in crisi l'assunto di base di tutta il discorso di Böckenförde.

Quando Tassinari afferma che non contano soltanto dichiarazioni di adesione allo Stato liberale, quando sostiene che solo «l'etica della legge» in grado di sostenere e stabilizzare (forse costituzionale, non assurda di fatto) la concezione proceduralista esplicitamente liberale della democrazia? Non relativizza la sua analisi nella necessità di presupposti di valore (religiosi) per garantire il buon funzionamento delle società? Mi chiedo se Böckenförde si renda conto dell'incongruenza in realtà fatta.

il caso

ALBERTO PAPAZZI

Ricerca pubblicata dall'Istituto germanico di Roma

Che cosa rappresentavano, alla fine degli anni Venti, nella Germania che stava per conoscerne l'avvicinata al potere di Hitler, le correnti di destra? «La parte migliore e più sana della loro nazione», secondo lo storico Deio Cantimori, capofila della storiografia italiana, raffinata studioso degli storici, grande conoscitore di nazismo, aderente nel dopoguerra al comunismo. E verso la metà degli anni Trenta, vigilia della guerra civile spagnola, vedeva l'allezanza dell'Italia mussoliniana con la Germania nazista alla luce e con l'idea di una «nuova civiltà» che doveva travolgere quella fondata su valori borghesi. Perciò esercitava il suo enorme controllo su storico classico Johan Huizinga, che nel suo *«L'età dell'oro»* (1919) aveva descritto la nascita e lo sviluppo di civiltà e le confini fra i letterati «che si vogliono occupare di politica senza pensare che questa è una cosa seria, che non ammette i begli spiriti né la spinge bello». Mentre lui, in una pagina che lascia sconcertati, esalta la purezza del sangue, perché in una comunità fondata sul razzismo non vi è contrasto fra comunità e individuo: «Solo lo straniero e l'uomo di sangue misto non si sente libero in questa comunità: la purezza del sangue equivale a libertà perché impedisce ogni sentirsi estraneo alla comunità popolare».

Nato nel 1904 in provincia di Ravenna, figlio di uno storico massimiliano, prima allievo quindi docente alla Normale di Pisa, maestro di apprezzati studiosi come Adriano Prosperi e Corrado Vivanti, già in passato Deio Cantimori è stato oggetto di polemiche per le posizioni che emersero dai suoi scritti degli anni Venti e Trenta. Peraltro, lui stesso, accampato nel 1948, ha ammesso errori e si è mostrato pentito: «Nell'anno che Claudio ci stava Salvemini a passare clandestinamente il confine - si legge in una testimonianza su *«Delfino»* del 1960 - io mi iscrivevo al partito fascista, immaginando che questo avrebbe fatto la rivoluzione repubblicana, sindacale, nazionale, di Cerdas e di Mazzini. Ancora: «Broletto di confusione mentale e senza scolarità».

Fin qui si resta nell'ambito del peccato di gioventù degli intellettuali italiani che da giovani hanno ereditato nel valore rivoluzionario del fascismo, vicenda raccontata in un libro esemplare: *«Il lungo viaggio attraverso il fascismo»* di Ruggiero Romano. Ma adesso l'autorevole Istituto storico germanico di Roma pubblica l'accurata e documentata ricerca di un giovane



E Cantimori benedì la civiltà di Hitler

Il peccato (non troppo) giovanile dello storico comunista

studioso, Nicola D'Elia, nei rapporti fra lo storico italiano e il mondo tedesco fra le due guerre: *«Deio Cantimori e la cultura politica tedesca (1927-1940)»*, edito da Viella. Non si tratta dunque di un testo pamphletistico ma di un lavoro scientifico, che però porta inesorabilmente a galla tutti i cedimenti e gli equivoci di cui si macchia un Cantimori che non ha neanche l'atteggiamento del giovane età.

Non c'è dubbio che al suo di fronte a uno fra i più interessanti interpreti della cultura tedesca, capace di entrare nei suoi labirinti grazie a una versatilità per significati politici degli eventi storici. Un ruolo che si sviluppa attraverso molteplici e differenziate attività: articoli per la rivista della sinistra fascista *«Vita Nuova»* (a partire dal 1927); intensa collaborazione con l'Istituto italiano di studi germanici, inaugurato dal Duce nel 1922, cesario della morte di Goethe; un viaggio di studio in Germania fra agosto e set-

tembre 1929 (finanziato da un ente culturale tedesco); il carteggio con il filosofo Carl Schmitt e diverse voci del *«Dizionario di politica»* del Pnf dal 1928. Come mai, però, questo studioso in grado di maneggiare sia gli strumenti dello storico sia quelli del politologo non afferma l'importanza di Weimar e anzi esprime su Weimar un giudizio sprecantato? Come mai arriva a scrivere che il «vero» socialismo, quello «concreto», che lui chiama il socialismo del cuore, «è quello radicato nella razza e sulla sacralità del voluto da Dio» del popolo, attraverso la stirpe e il paese di questo popolo?

È probabile che gli facesse velo l'adesione alla cultura nazista. D'altronde, D'Elia, nella sua *«Storia»* di questo anno: «È evidente in lui, in ogni caso, una certa indagine verso l'antifascismo, nella misura in cui questo contribuiva a rafforzare lo spirito nazionalistico». Oppure spiega co-

me mai «il rafforzamento dell'esperienza totalitaria in Europa, al quale proprio la Germania aveva dato - seppur da ultima - un contributo decisivo, suscitando nel suo animo sentimenti tutt'altro che negativi». Per cui non c'è da stupirsi del giudizio lusinghiero di Cantimori sul nazionalsocialismo: «Sotto il nazionalsocialismo la Germania ha cominciato un'opera di riorganizzazione interna sociale e politica nel senso della costruzione di uno Stato totalitario e del compimento dell'unità nazionale, eliminando anche i residui di parafascismo che la repubblica di Weimar non era riuscita a sopprimere».

Viene anche in luce come la «nuova civiltà», di cui Cantimori vedeva l'orizzonte, poteva avere radici non solo nel nazismo ma anche nel bolscevismo, preannunciando il terreno alla futura adesione di Cantimori al comunismo. Ma questa è (forse) tutt'altra storia.



Da Mazzini al Pci. Nato a Fieschi, in provincia di Ravenna, nel 1904 e morto a Firenze nel 1968, storico e germanista. Deio Cantimori è stato uno degli intellettuali più influenti nei primi anni del dopoguerra. Allievo di Galvano Della Volpe, dopo una breve passione massimiana si avvicina al fascismo, ma più verso la fine degli anni 30 si accosta al Pci, da cui sarebbe uscito nel '56, dopo i fatti d'Ungheria. A lato la celebrazione nel '56, dopo i fatti d'Ungheria. A lato la celebrazione nel '56, dopo i fatti d'Ungheria. A lato la celebrazione nel '56, dopo i fatti d'Ungheria.

In breve

Premi / 1 «Elsa Morante» ecco i vincitori

Si è tenuta ieri al Teatro Pascoli di Roma la cerimonia finale del premio «Elsa Morante». Questi i vincitori: per la sezione scrittori del romanzo Enrique Vila-Matas, autore del romanzo *«Il viaggio più lento»*; per «impegno civile» Sergio Rizzo e Gian Antonio Stella; con il libro-inchiesta *«Lo Stato»* per la carriera Claudio Magis; a Milena Agus, autrice del libro-rivelazione *«Mal di pianto»* il premio di narrativa, mentre quello per la sceneggiatura è stato assegnato a Giovanni Minoli.

Premi / 2 A Carofiglio il «Nino Martoglio»

Il 2° premio letterario «Nino Martoglio» è stato assegnato a Gianrico Carofiglio, nella sezione letteraria, e Elisabetta Ledda per il romanzo *«Questo mare non è il mio mare»*, nella sezione letteratura per ragazzi; a Giuseppe Casarubba per il volume *«Storia segreta della Sicilia»* nella categoria giornalismo. Premiazione il 18 ottobre al Teatro comunale di Belpasso.

New York Walcott, poesie dedicate all'Italia

Derek Walcott ha inaugurato la settimana della lingua italiana all'Istituto italiano di cultura di New York leggendo alcune sue poesie dedicate all'Italia e al mare tema sul cui ruota la navale stagione. «Il mare dei Caraibi dove sono nato e dove vivo ha dettato il ritmo della mia vita ma anche l'Italia mi ha avvolto con grande calore e affetto e a questa splendida patria io, in particolare a Genova, Rimini, ma anche a Toscana e Umbria ho dedicato alcune poesie», ha detto lo scrittore premio Nobel nato a Trinidad.

Dopo Harry Potter Rowling: mai più saghe a puntate

Basta con Harry Potter e anche con tutte le saghe a puntate: lo ha detto la massima letteraria del momento, J.K. Rowling, intervistata a Edinburgo dal settimo mensile tedesco *«Der Spiegel»*. La scrittrice non ha esitato a confessare che la sua ultima fatica - che in Italia uscirà il gennaio con il titolo *«Harry Potter e i doni della morte»* - è stata una vera «liberazione» e che adesso sta lavorando in modo «molto rilassato» a un'ultima (forse) più piccola.

Also doch Koalitionskrieger . . .

Die Waffenbrüderschaft zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien

Sammelbände haben häufig geringe Bedeutung. Sie ähneln insofern eher einer Beerdigung als einer Geburtsurkunde neuer Erkenntnisse. Dass es Ausnahmen gibt, zeigt der von **Lutz Klichmann** und **Amedeo Quarezzi** und **Thomas Schlemmer** herausgegebene Tagungsband über „Die Achse im Krieg“. Im zehnten eine für alle 23 Autoren verbindliche Fragestellung und ein systematischer Aufbau sowohl der einzelnen Beiträge als auch des ganzen Bandes an.

In der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg sind erst recht in der kollektiven Erinnerung spielt die von Benito Mussolini am 1. November 1936 in Mailand ausgetragene „Achse Berlin-Rom“ heute kaum eine Rolle. Als politische Bündnis zwischen den beiden faschistischen Diktaturen wird sie ebenso wie gescheitert angesehen wie als Kriegskoalition. Dem stellen sich die Autoren mit bemerkenswerter Einmütigkeit entgegen. Sie gehen davon aus, dass für Hitler und Mussolini der andere jeweils der „wichtigste ideologische, ökonomische und militärische Bündnispartner“ gewesen sei. Sie insistieren auf dem „aggressiven außenpolitischen Gleichklang zwischen Berlin und Rom“. Und sie sprechen ungeachtet aller selbstverständlichen auch von ihnen registrierten Spannungen und Gegensätzen davon, dass die beiden faschistischen Regime den Krieg als „Koalitionskrieg“ geführt hätten. Das ist eine Perspektive, die einen völligen Paradigmenwechsel gleichkennet. Die historische Forschung wird künftig an diesem Sammelband nicht mehr vorbeikönnen.

Quarzo Corral kommt etwa zu dem Ergebnis, dass die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Achsenpartnern im Krieg größer waren als bisher angenommen. Dianella Gagliari spricht in ihrem vorzüglichen Beitrag über die Beziehungen zwischen dem „Dritten Reich“ und der „Republik von Salò“ ausdrücklich davon, dass es „mehr Konsens als Diskord“ gegeben habe. Das kann geradezu als Leitmotiv für fast alle Beiträge des Bandes angesehen werden. Eine Ausnahme stellt lediglich der Beitrag von Nicola Labanca über den Abessinien-Krieg Mussolinis dar. Dass dieser außerhalb Italiens zwischen ganz selbstverständlich als „Vernichtungskrieg“ bezeichnet wird, bereitet ihm „ein gewisses Unbehagen“, obwohl er selbst davon spricht, dass es sich um einen modernen industriellen Massenkrieg handelte, der auf „Vernichtung des Feindes“ aus war. Offensichtlich wirkt hier noch das postfaschistische Narrativ nach, dass die Italiener immer nur „brava gente“ (gute Leute) und deshalb nie zu Kriegsverbrechen fähig gewesen seien.

Die historischen Gemeinsamkeiten waren schon, wie Christof Dipper in seiner zusammenfassenden Analyse von „Faschismus und Moderne“ subzeigt, gesellschaftsgeschichtlich angelegt. Er zeigt, dass sowohl der Nationalsozialismus als auch, wenn auch deutlich weniger, der Faschismus in Italien in gesellschaftspolitischer Hinsicht „wichtigen gesellschaftlichen Gruppen etwas zu bieten hatte“. Dipper vermischt es, alles daraus die Diktaturverhältnisse von Mussolini und Hitler heranzuleiten, aber er erkennt darin doch die Bedeutung der Möglichkeit ihrer faschistischen Diktaturen. Hans Woller kommt in seiner auf Hitler und Mussolini konzentrierten Analyse der „Achse“ zu dem überzeugenden Ergebnis, dass die Kriegserfolge Expansion zu den „Lebensgezeiten beider Diktaturen“ gehörte. Aus der ständigen Mobilisierung für den Krieg hätte sich der plebiszitäre Rückhalt in der Gesellschaft ergeben, den sie zur Aufrechterhaltung ihrer Diktatur



Mayell / Bilder
THE MISSING FRENCH FLEET
3. Juli 1940: Zerstörung des französischen Flottengarniers vor Oran durch die britische Flotte. Durl: Lowi/Empire & War. London 1948

benötigten. Dass die gegenseitigen Beziehungen seit 1936 „auf allen Ebenen“ immer enger wurden, lag für Woller in der Natur der Sache.

Faschistische Gemeinsamkeiten ergaben sich auch aus ideologischen Korrespondenzen. Mit Nachdruck insistiert Michele Sarfati darauf, dass es in Italien einen „autochthonen Antisemitismus“ gegeben habe, der an den deutschen anschlussfähig gewesen sei. Auf die ideologischen Ursprünge der faschistischen Kollaboration verweist auch Amedeo Osti Guerrazzi bei seiner eindringlichen Darstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Rom 1943/44. Es passt dazu, dass von Ruth Nattermann die auch von manchen Historikern geteilte Legende in Frage gestellt wird, die italienischen Besatzungssoldaten hätten auf dem Balkan aus humanitären Gründen systematisch Juden vor dem deutschen Zugriff gerettet. Wie sie am Beispiel des italienischen Diplomaten Pietro Marchi zeigen kann, gab es hier vielmehr eine „komplexe Mischung“ aus persönlichen und politisch opportunistischen Motiven. Davide Rodogno geht noch einen Schritt weiter und spricht von einer gewalttätigen Ideologie des Faschismus, welcher die Auffassung einer „rassistischen Höherwertigkeit der Italiener“ zugrundegelegt habe. Er leitet daraus den „eschatologischen Missionarismus“ des Faschismus ab, der im Mittelmeerraum zu einer „Neuen Ordnung“ faschistischer Prägung führen sollte. Auch wenn Rodogno darauf nicht eingeht, liegen die Parallelen zur „Lebensraumpolitik“ des Nationalsozialismus auf der Hand.

Von diesen Voraussetzungen her wird die „Waffenbrüderschaft“ von Deutschen und Italienern im Zweiten Weltkrieg von einer Reihe von Autoren des Bandes neu bewertet. Ganz offensichtlich gab es, zumindest so lange, wie die „Achse“ auf der Siegestraße zu sein schien, eine sehr viel engere militärische, aber auch zivile Zusammenarbeit, als es die teilweise bis heute verbreiteten Klischees von den angeblich unzuverlässigen und militärisch ineffizienten Italienern einerseits und den nur rücksichtslos „deutschen Panzern“ andererseits erkennen lassen. Patrick Bernard berichtet so auf der Basis neu erschlossener Quellen von einem „Netz dichter Arbeitskontakte“ von deutschen und italienischen Kolonialexperten. Er glaubt sogar nachweisen zu können, dass Heinrich Himmler sich hier eingeschaltet und bei einem Besuch in Libyen im Dezember 1937 die faschistischen Stellungen als Muster für die im „Generalplan Ost“ geplante Ostkolonisierung aufgenommen habe. Lutz Klichmann gelang es, für die Zeit der „Republik von Salò“ eine „intensive Kollaboration“ der italienischen Polizeibehörden mit den deutschen Sicherheitskräften nachzuweisen.

Alessandro Masagnoli insistiert darauf, dass es vor allem in Afrika eine erfolgreiche militärische Kooperation gegeben habe, die in der historischen Erinnerung nur aufgrund des Ausscheidens Italiens aus dem Achsenbündnis am 8. September 1943 verdrängt worden sei. Er vertritt sogar die These, dass sich Mussolinis faschistisches Regime überhaupt nur bis 1943 gehalten habe, weil es militärisch massiv durch das nationalsozialistische Deutschland gestützt worden sei. Gegen die „Vertreibung“ der historischen Gemeinsamkeiten wendet sich Thomas Schlemmer, der in einem bemerkenswerten Beitrag die Kriegserfahrungen des italienischen Heeres im Krieg gegen die Sowjetunion untersucht. Daraus unterschied sich der italienische Koalitionspartner in seinem brutalen Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung oder den Kriegsgefangenen zunächst nicht wesentlich von dem der Wehrmacht. Erst die einsetzende militärische Niederlage veränderte allmählich das Feindbild der italienischen Soldaten. Das war insofern verständlich, als sich die Italiener nur noch „unter deutscher Aufsicht“ (Malte König) bewegen konnten. Persönliche Vorurteile und Phobien gegenüber dem Achsenpartner (Fürgen Pöster) bestimmen jetzt auch die Darstellung der militärischen Führung auf deutscher Seite.

Ähnliches gilt schließlich für die Beschreibungen der „katastrophalen Realität“ faschistischer Besatzungsherrschaft auf dem Balkan und in Abessinien (ein Beitrag über Griechenland fehlt). Auch hier rief erst die Kriegswende die italienischen Absetzbewegungen vom deutschen Achsenpartner hervor, die nach dem Krieg die kollektive Erinnerung der Italiener einseitig geprägt haben. Dass die Italiener unter der deutschen Besatzungsherrschaft von 1943 bis 1945 zu Opfern eines „amerikanischen Geschickes“ (so Carlo Gentile) geworden sind, bleibt davon unberührt.

WOLFGANG SCHIEDER

Lutz Klichmann/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer (Hrsg.): Die „Achse“ im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939-1945. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2010, 520 S., 40,- €.

Die heilige Hauptstadt der Laster

Vor fünf hundert Jahren reiste Martin Luther, der spätere Reformator, in das Rom der Renaissancepäpste. Was hat er dort getan und gesehen?

Vor jetzt fünf hundert Jahren reiste ein gewisser Martin Luther nach Rom. Der Weg führte von Sachsen über die Alpen, entweder im Winter 1510/11 oder im Spätherbst 1511. Zu Fuß. Sollten Luthers Sandalen nach etwa 1000 Kilometern reparaturbedürftig gewesen sein, so war ein deutscher Schuster nicht weit. In dem Viertel zwischen dem nördlichen Stadtor und der Piazza Navona – genau zwischen den beiden Augustinerkonventen Santa Maria del Popolo und Sant'Agostino – wussten so manche deutsche Landsleute als Handwerker tätig.

Wenn lief man damals auf den Straßen noch so über den Weg? Pilgern und Priester natürlich, aber auch den Wäscherinnen vom Ripetta-Hafen am Tiber und nicht zuletzt: Maurern. Ein heftiger Bauboom hatte die lange, wuschelige, jetzt wieder aufstrebende Weltstadt mit rund 60 000 Einwohnern erfüllt. Luther konnte zwischen antiken Ruinen, viel Grün und kleinteiliger Landwirtschaft die ersten repräsentativen Kardinalpaläste der römischen Renaissance erblicken, daneben Bauskellen, aufgewühlte Erde, finanziert durch die expandierenden Banken des Frühkapitalismus. Der Historiker Arnold Esch kann aus den Akten der Notare, aus Archiven der Spitalier und anderen Quellen berichten, dass gerade um 1510/11 in jenem Viertel des antiken Marsfeldes, wo sich Luther einige Wochen aufhielt, das Bauen massiv beschleunigt wurde. Viel später, 1540, wird Luther in seinen Tachreden sagen, er habe in Rom „die Hauptstadt der Laster und den Sitz des Teufels“ gesehen, *caput scelerum et sedem diaboli*.

Wenn zwei welthistorische Kräfte in einem Moment aufeinandertrifften – hier die Papstkirche, dort der Reformator, der die Einheit der Christenheit besaß –, dann frohlockt immer die historische Phantastie. Das Jubiläum der Reise des frommen Augustinermonchs Luther

in die Heilige Stadt hingegen ruft, wie jetzt eine internationale Konferenz am **Deutschen Historischen Institut in Rom** auf dem jüngsten Stand der Forschung neu vorführt: zunächst gerade nach dem Gegenteil: nach einer Zügelung der historischen Phantastie.

Nein, Luther kam 1511 nicht nach Rom, um den Papst zum Duell aufzufordern – er glaubte damals, mit 27 oder 28 Jahren, noch brav an Ablässe, Reliquien und die lokale Kraft des Märtyrerblutes und die Autorität des Pontifex maximus; und der Papst, Julius II., war ohnehin verreiselt oder nicht zu sehen. Nein, Luthers Reise sechs Jahre vor dem Ablass-Streit, der die Kirchenenspaltung auslösen sollte,

Kein Auge für Michelangelo – Luther spazierte nicht mit dem Kunstführer durch die Stadt

war trotz sichtbarer Missstände kein reformatorisches Schlüsselereignis im Stundenbabel des Antichristen, voller Huren und geldgieriger Kleriker, zu welchem Luther selbst und lange Zeit auch die protestantische Geschichtsschreibung das Ereignis später stillisierten.

Und nein, Luther hatte keinen Blick für die Baukunst und die Malerei der Renaissance, er wusste nichts von den Künstlern Raffael und Michelangelo. Da bei schief Raffael wahrscheinlich noch während Luthers Aufenthalt in der kurz vorher fertiggebaute Kirche S. Agostino – wo Luther als Augustiner gewohnt hat – vielleicht sogar im Konvent gewohnt hat – sein Fresko des Jesaja und malte die Stanzen im Vatikan aus und Michelangelo malte zur selben Zeit die Decke der Sixtinischen Kapelle, die im August 1511 vorläufig enthielt wurde. Da der junge Luther, der nach dem Usancen spätmittelalterlicher Frömmigkeit die Gräber der

Märtyrer, die Apostelkirchen und die Altäre abließ, um für sein Sockelheil zu sorgen, nach kulturprotestantischer Manier mit dem Kunstführer durch die ewige Stadt spaziert wäre, ist oben eine ganz historische Vorstellung, die Reisenden, so betonte Arnold Esch auf der Tagung, „haben, was sie im Kopf haben“.

Angesichts dünner Quellenlage und späterer reformationsgeschichtlicher Anachronismen gibt es also nur zwei Wege, sich Luthers Romfahrt zu nähern: einerseits die wenigen direkten Zeugnisse in einer vorsichtigen, notwendig lückenhaften Rekonstruktion zusammenzusetzen; und andererseits alles Erdenkliche aus Kunstgeschichte, Kirchengeschichte, Ökonomiegeschichte und andere Disziplinen zusammenzutragen, was man über die Stadt Rom um das Jahr 1511 so weiß.

Dies leistete nun die Konferenz des von dem Motivisten **Michael Mathews** geleiteten Deutschen Historischen Instituts in Rom in eindrucksvoller Weise. Bevor der Stadtsparagang beginnen konnte, bevor die vorläufige bunte Musikleben, in den neoplatonischen und humanistischen Bildungsakkosmos, in die Finanzwelt und in den architektonischen Reichtum, in die Straßenspektakel der Adligen und in die päpstlichen Zeremonien eintauchen lieden – also in all das, was Luther damals gar nicht interessierte –, gab es das nicht weniger gemilderte Schwarzrot der protestantischen Quellenscharzholtz. Der emeritierte Marburger Kirchenhistoriker Hans Schneider stellte seine gut begründete These vor, dass Luthers Reise nicht auf den Winter 1510/11, sondern auf den Herbst 1511 zu datieren sei.

Aufgrund eigener Aussagen Luthers gab es zwei Gründe für die rätselhafte Reise: die Erlangung einer Generalspöchte sowie die Klärung innerer Angelegenheiten des Augustinerordens beim General-

oberen. Luthers Lehrer und Mentor, tatsächlich nur als „gehorsamer Mönch“, Hans Schneider wird diese These demnächst in den Abhandlungen der Göttinger Akademie publizieren.

Luther hat sich beschwert, dass die Messen an Roms Altären im Schnell-durchgang gelesen würden, damit die Priester schneller Geld verdienen. Diesem Zeugnis sei zu glauben, so der Vöbinger Kirchenhistoriker Volker Leppin; der Wunsch nach mehr Innerlichkeit sei aber noch nicht zwingend „reformatorisch“, sondern typisch für die spätmittelalterlichen Frömmigkeitsbewegungen. In der Tat sei Luthers Romreise wohl kein Schlüsselereignis der Neuzeit gewesen, so Leppin, aber man könne doch sagen: „In Rom fand er nicht, was er suchte.“ **Andreas Behrberg** (Bonn) erinnerte daran, dass die damaligen morenischen und göttlichen Missstände der katholischen Kirche keineswegs nur in Rom, sondern auch bei Luther „zu Hause“ zu sein waren – dass aber im heiligen Rom die Messlatte natürlich höher lag. Die Reformationseuropäer und -Kardinäle sahen das erkennbar anders. So gesehen, hatte der Zustand Roms um 1511 – das babstjarmrecht“ (Luther) – eben doch seinen Anteil an der Reformation.

Und heute, 500 Jahre danach? Es bedurfte nicht unbedingt der ökumenischen Versöhnlichkeitserklärungen, die der Tagung in Rom vorgeschaltet waren, um die größere historiographische Gelassenheit einzufordern, die beim Thema „Luther in Rom“ heute üblich ist. Dann so hebt man das Thema eben doch von der Erkenntnis- auf die Bekenntnisebene. So sagt der emeritierte Kurienkardinal Walter Kaspar für die katholische Seite, mit dem Luthertum gebe es viel Ehligkeit, nur „beim Petrusamt“ bestünden „noch Unterschiede“. Früher nannte man solch eine Haltung repräsentive Toilettanz. **JOHAN SCHLOEMANN**



Lucas Cranach d. A.: Luther als Augustinermonch (um 1520). Foto: bpk

FAZ 23.02.2011

Der Vatikan ist noch immer schwer beleidigt

Bei Sonnenuntergang, die flüchtigen Besucher hatten die Vatikanischen Museen schon verlassen, schritt man, geführt von Arnold Nesselath, einem der Direktoren der einflussreichen Institution, zur Täterbesichtigung. Wohl im Zuge des baldigen Sacco di Roma von 1527 hatte einer der deutschen Landknechte in das erst 1511 fertiggestellte, die katholische Glaubenslehre genial verständlichende „Disputa“ Pietro Raffaels den Namen Luthers eingetragen. Nur sehr schwach ist der Schriftzug noch erkennbar. Doch niemand unter den Wissenschaftlern eilt nun einem Dolch aus der Tasche und erneuert die protestantische Schandung.

Damit aber scheint man in der Kurie gerechnet zu haben. Jedenfalls betonte man der internationalen Tagung, welche jetzt die fünfzehnter Jahre zurückliegende Rom-Fahrt des Reformators näher ergründet hat, viel Argwohn entgegen. Verantwortlichen **Deutschen Historischen Institut in Rom (DHI)** unter seinem Direktor **Michael Mathias**. In diesem Fall sogar mit dem Teufel im Bunde, nämlich mit dem früheren Melanchthon-Zentrum, verweigerte der Vatikan jede Kooperation und distanzierte sich soeben in der Ruhestand getretenen Walter Kardinal Kasper, der – wie stets im Dienst der Ökumene – eine Zusammenarbeit befürwortet hatte. Kardinal Kasper ließ sich jedoch nicht davon abhalten, in seinem Eröffnungsgewort zu konstataren, Luther müsse als „gemeinsamer Lehrer“ von Protestanten und Katholiken betrachtet werden.

Die eigentliche Attacke lag da schon einige Wochen zurück. Im Dezember schrieb Walter Kardinal Brandtmüller, der Grandseigneur unter den Kurienhistorikern, im „Vatikan Magazin“, dass wir einzig Luthers eigene, spätere, „zwischen Sacco und Braten erinnerte“ Aussagen über die Rom-Fahrt besitzen; „gewiss keine authentischen Aufzeichnungen“. Folglich gebe es nichts zu „deutern“. Auch nichts zu erschließen? Der Augustinererbkob sei überdies als frommer Katholik zurückgeblieben und habe erst ab 1519 wie ein Besessener gegen Rom zu wettern begonnen. Der Teufel hat den Papst, seinen Dreck, darauf geschissen. „Entartungserscheinungen“ habe es jedoch zur Vereinfachung gegeben. Brandtmüller hob in seinem erkennbar gegen diese Tagung gerichteten Pamphlet dagegen die stübende Renaissancestadt der „Stadt der Pläne“ hervor: Michelangelo, Bramante, Raffael, sie alle waren tätig für Papst Julius II. in diesen Jahren. Dieser wiederum wehte im Winter 1510/1511 nicht in Rom, so dass ihm dieser Misch aus dem Norden gar nicht begegnen sein könne.

Vieldeci haben die Teilnehmer der höchst konstruktiven Konferenz ganz ähnlich. Natürlich wogte niemand zu behaupten, Luthers Rom-Karikatur in den Tischgesprächen sei besonders realitätsnah. Volker Leppin (Aena) lupfte den Schleier der Erinnerung und fand darunter erstaunlich positive Rom-Konnotationen. Er schloss sich mit der Mehrheit der Anwesenden darüber ein, dass das Frömmigkeitsverhalten des Augustinererbkobes spätmittelalterlich genannt werden muss. Über Nabe oder Ferne zum Mittelalter hat die Lutherforschung immer wieder geschrieben. Hätte Ernst Troeltsch diesem Bezug noch hergestellt, so erobert Karl Heil vor hundert Jahren den Wittenberger nun Nestor der Neuzeit, während zur Zeit des Dritten Reiches wiederum die Bezüge zur Mystik Meister Eckharts stärker hervorgehoben wurden. Bis heute predigen die Historisierungen unter verschiedenen Schwerepunktsetzungen (etwa die Reformation als Gruppenphänomen) verlässlich zwischen den beiden Auffassungen hin und her.

In zwei wesentlichen Punkten aber widerspricht man Brandtmüllers Sicht entschieden. Das Renaissance-Anficht erstrahlt erst einige Jahre später. Ein Besucher traf 1511 noch nicht auf Kastellstrassen, sondern allenfalls auf Beunruhigten. Selbst die Petruskirche glich in diesen Jahren einer Ruine, in welcher der Altar unter freiem Himmel stand, wie Hans Hubert (Freiburg) deutlich macht. Auch vierzig Faksimiles wichtiger Reformations-Zeremonieen an die Parallelität zu Luthers Auffassung einer allgemein mitvoll-

Vor fünf hundert Jahren reiste Martin Luther nach Rom: Was er dort zu sehen bekam, war eine quicklebendige Prärenaissancestadt. Sie wurde nun auf einer großen römischen Konferenz rekonstruiert. Nur der Vatikan schimpfte lieber.

führer in Rom gewesen. Unwidersprochen blieb Schneiders These nicht, sie wurde aber doch so ernst genommen, dass man in den folgenden Vorträgen nun stets auch diese Datierung in Betracht zog.

Was Luther in Rom genau gesehen oder in welchem der beiden Augustinerkonvente er gewohnt hat (Santa Maria del Popolo oder Sant'Agostino), konnte auch diese Tagung nicht klären. Konkrete Bemerkungen wie jene auf die Callistus-Katakomben könnten, so Andreas Rabberg (Rom), auch aus einem der zahlreichen Pilgerbücher stammen. Was der Besucher jedoch gesehen haben könnte, das weiß man nun detaillierter. Das größte Verdienst der Konferenz lag nämlich darin, unter Heranziehung teils noch unbekannter Quellen ein vielgestaltiges und

theus zeigte mit einer Netzwerkanalyse, wie eng die um 1510 in Rom lebenden deutschen „Intellektuellen“, die einen aussergewöhnlichen Annakatt pflegten, mit allen geistigen Erneuerungen ihrer Zeit verflochten waren. Anna Epposito (Rom) rekonstruierte den Alltag an den römischen Augustinerkonventen – bis hin zu den Gemütsorten, die für die beiden Tagungsorten verwendet wurden: Rüben, Kohl, Spinat, Chicoree und Artischocken.

Von der „Bibolyonischen Hure“ also kam eine Spur, auch wenn es einen Priester an Sant'Agostino gegeben haben soll, zu dem alle Huren gingen, wie Sabine Meiss (Hannover/Venedig) berichtete: Manche Kurianer soll hier bekehrt worden sein, fortan als Nonnen durchs Leben zu gehen, freilich ohne ihren Beruf aufzu-



Karikatur auf das massenhafte Leben am Hof von Papst Leo X., vorn rechts Martin Luther

ziehbaren Gottesdienstgestalt besitzen, wie Jörg Bölling (Göttingen) ausführte – doch eben erst nach 1511.

Dafür wäre ein Zusammentreffen Luthers mit dem Papst nach den grundsätzlichen, hier erstmals von der Forschung skizzierten Einsichten Hans Schneiders (Magburg) doch möglich gewesen, weil die Rom-Reise, ausgehend von Luthers Angaben, bis heute falsch datiert werde. Tatsächlich habe sie erst ein Jahr später stattgefunden. Auch Schneider nimmt an, dass Luther im Zusammenhang mit Staupeplagen nach Rom entsandt wurde, jedoch keineswegs im Auftrag einer Reihe reiner Konvente, die aus Sorge vor der Verwässerung der Observanz gegen ihren Generalvikar Johannes von Staupitz opponierten, sondern ganz im Gegenteil im Auftrag von Staupitz selbst. Luther war demnach als Begleiter des Johann von Meibach im Dezember 1511 in Rom eingetroffen, um neue Weisungen des Ordensgenerals Agidius von Viterbo zu empfangen, und etwa vier Wochen geblieben. Das Argument stützt sich unter anderem auf den Umstand, dass auf Seiten der Opposition Luthers Name in keiner Quelle zu finden ist – undenkbar, wäre er ihr Verhandlungs-

sinnenfrohes Bild dieser kosmopolitischen Stadt um 1510 zu erwerben, die Aufbruchtsituation geradezu aufstrebend zu lassen bis hin zu einer famulierenden, von dem auf das Seleno spezialisierten Ensemble „Concerto Romano“ realisierten Aufführung selbstgeleiteter Kompositionen – höchst beeindruckend die vierstimmigen vokalen Protelle – in der unmittelbar vor Luthers Besuch fertiggestellten Kirche der Erbrüderschaft von Deutschen und Flamen auf dem Campo Santo Trionfano.

Arnold Bach, der ehemalige Direktor des DHI in Rom, erweckte in einem anschaulichen Vortrag das Viertel Campo Marzio zum Leben, ließ die Wischsaucle an Tiber in den Säumen flattern und Handarbeiter sowie Mauern zwischen ungewöhnlichen Gelände – der grobe Unbau war im Gange – umschauen. In diesem Viertel muss Luther gewesen sein, denn hier liegen beide Konvente. Es waren zudem, wie man seit den Forschungen Ludwig Schmugges zur Päpstlichen Posttarnung weiß, nicht nur Pilger, sondern auch viele Petenten aus niederen Schichten in der Stadt, um ihre mit sehr privaten Anliegen dem Bul- und Gradmesser der Kirche vorzubringen. Michael Ma-

geben. Woher also das düstere Rom-Bild, das schließlich nicht nur bei Luther, sondern selbst in anderen italienischen Skizzen verbreitet war? Der Neid wird seinen Anteil gehabt haben. Zu wenig berücksichtigt wird bis heute aber auch, darauf machte Günter-Rüdiger Trues (Köln) aufmerksam, wie stark die konkurrierenden Banken das Image Roms ins je eigenen Interesse beeinflusst haben. So gäbelte der einflussreiche Florentiner Bankier Jacopo Salviati, obwohl selbst tätig in Rom, das kalte Kosten-Nutzen-Kalkül der Kurie. Handfeste ökonomische Ursachen hatte schließlich auch der Sacco di Roma: Von Süden aus gesehen, schrampt Gesamt und Bedeutung Luthers also immer noch ein wenig zusammen.

Es scheint den Protestanten im Vorfeld des Lutherjahres 2017 aber doch gelingen, den Namen ihres Begründers in Roms Archive einzuräumen, wie Martin Wülfert vom Maltesischen Zentrum am Rande mitteilte. Die Stadt wird eine Straße nach dem Reformator benennen. Noch unklar sei allerdings, welche Straße. Wülfert hat einen beliebigen Weg an der Piazza del Popolo im Sinn. Gut möglich, dass die Lobbying des Vatikans eine Sackgasse bei der Mühlwalde ins Spiel bringe. OLIVER JUNGINS

Geist und Tourismus

Italien unter Sparzwang
lässt die Forschung bluten

ROM, im März
Mit einem Schrei um Hilfe wendet sich die internationale geisteswissenschaftliche Forschungsgemeinschaft in Rom an die Welt: Institutschließungen, Entlassungen, Forschungskürzungen in den römischen Einrichtungen von siebzig Prozent in den letzten zehn Jahren führten dazu, dass die internationale Forschungsgemeinschaft um ihre örtlichen Partner bangt – das sagen die Direktoren auch der deutschen Einrichtungen vom Historischen Institut über die Archäologen bis zu den Kunsthistorikern an der Hertiziana.

Die „Union der Institute für Archäologie, Geschichte und Kunst“, die einst gegründet wurde, um die internationale und lokale Forschungsgemeinschaft in Rom gegen die Begehrlichkeiten der zurückweichenden Wehrmacht zu verteidigen, die im Winter 1943/1944 möglichst viele Bibliotheken nach Deutschland mitnehmen wollte, sieht sich jetzt vor der Gefahr, dass der Staat Italien selbst den Abbau betreibt. Die Union will darum das Jubiläumdatum der Italienischen Vereinigung vor 150 Jahren nutzen, um deutlich zu machen, dass die Zukunft Italiens auch davon abhängt, dass Italiens Vergangenheit weiter erforscht werde, sagt der Chef des italienischen Instituts für mittelalterliche Geschichte, Massimo Miglio. Rom sei kein Platz wie andere, sondern Weltzentrum für Jahrhunderte und darum Forschungsinteresse aller, meinte Walter Geerts, der Präsident dieser Union und Leiter der belgischen Akademie.

Der Appell an die Presse erfolgt nach erfolglosen Versuchen, mit der italienischen Politik ins Gespräch zu kommen. Kultusminister Bondi und Bildungsministerin Gelmini sind zu schwach, um beim Finanzminister mildere Sparmaßnahmen zu erwirken; und dieser will unter dem Druck der EU keine Zugeständnisse machen. Bondi und Gelmini verweigern sich dem Gespräch mit der Wissenschaft.

In ganz Italien kämpfen die Einrichtungen der Wissenschaft und Kultur um ihre Existenz; in Rom sieht es dabei noch vergleichsweise gut aus. Katastrophen werden aus Neapel oder Catania gemeldet. Die im italienischen Gesetzblatt unter dem Titel „Sofortmaßnahmen zur Finanzstabilisierung und wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit“ nachzulesenden Maßnahmen fordern,

in ganz Italien kämpfen die Einrichtungen der Wissenschaft und Kultur um ihre Existenz; in Rom sieht es dabei noch vergleichsweise gut aus. Katastrophen werden aus Neapel oder Catania gemeldet. Die im italienischen Gesetzblatt unter dem Titel „Sofortmaßnahmen zur Finanzstabilisierung und wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit“ nachzulesenden Maßnahmen fordern, die „Haushaltsmittel für Körperschaften, Institute, Stiftungen und andere Organisationen um fünfzig Prozent gegenüber dem Jahr 2009“ zu kürzen. Immerhin setzte Staatspräsident Napolitano einen Anhang mit einer Liste von 232 Instituten durch, die aus dem Dekret herausgenommen werden sollen. Bei ihnen sollte die staatliche Hilfe ganz gestrichen werden. Aber damit ist noch nicht viel gerettet.

Der Philosoph Riccardo Pozzo, der in Italien die Alexander von Humboldt-Stiftung vertritt, hat Verständnis für Sparmaßnahmen, aber nicht für den Totalschlag und die Planungslosigkeit. Es habe schon bisher nicht für jedes Jahr einen Haushalt gegeben, aus dem Institute ihre Vorhaben finanzieren konnten, etwa 2008 und 2009, sagt er. Jetzt erst habe er seine Vorhaben aus dem Haushaltsjahr 2007 abrechnen können und hoffe auf Mittel aus einem Haushalt 2010. Dabei leiden nicht die Professoren und Festangestellten. Es gibt das Geld für die Gebäude, die Heizung und das Telefon, aber nicht für die Arbeit, für Kurzverträge und Vorhaben für Studium und Graduiertenprogramme, Ausstellungen und Bücherkäufe.

Michael Matheus, Chef des Deutschen Historischen Instituts, erklärte, Italien verlege sich an seiner Jugend, an den Studenten, die zum Teil gar nicht Historiker oder Archäologen werden, sondern mit ihrer Fachausbildung in andere Bereiche ausströmen. Die wichtigsten Historikervereinigungen Italiens sehen in der unterschiedslosen Streichung der Zuwendungen „ein schweres Symptom der Unkultur und der kulturellen Armut“. Das ist der Kern einer Formulierung, die in ihrer vollen Länge ausgesprochen hölzern klingt, und dahinter steckt ein Teil des Problems: Die Wissenschaft in Rom mit ihrer jahrhundertalten Tradition war es bisher kaum gewohnt, um Gelder und ihre Zukunft zu kämpfen.

Jetzt plötzlich steht Roms Identität auf dem Spiel. Man habe doch genug römische Grabungen, heißt es, Renaissance und Barock im Überfluss. Es sei wichtiger, in Medizin und Physik zu investieren. Auf der Piazza Venezia, wo Tag für Tag der Verkehr vorbeidonnert, liegt derzeit ein tiefes Grabungsloch. Darunter soll eine neue U-Bahn-Linie entstehen. Es geht um spektakuläre neue Erkenntnisse, um bisher unbekannte Fundbauten beim Trajans-Forum. Während den Römern offenbar ihr Erbe, auf das sie einst stolz waren, lästig wird, ziehen alltäglich viele tausend Touristen wissbegierig am Grabungsloch vorbei. Tourismus ist einer der wichtigsten Einnahmequellen Italiens, und die Wissenschaft ist Serviceunternehmen für die Tourismusbranche und Italiens Reichtum. JÖRG BREMER



Universität
Zürich^{UZH}

UZH News

05.05.2011

«Damnatio memoriae»

Versenkte Leichen

Die Geschichte wird stets von Siegern geschrieben, sagt der Volksmund. Und er hat Recht. Doch was passiert mit der Erinnerung der Verlierer? Am Historischen Seminar der Universität Zürich formierte sich kürzlich ein internationaler Arbeitskreis zur Erinnerungsforschung. Forschungsschwerpunkt sind «getilgte Erinnerungen».

Gerald Schwedler und Roland Gysin

«Damnatio memoriae. Deformation und Gegenkonstruktion von Erinnerung in Geschichte, Kunst und Literatur», heisst der interdisziplinäre Arbeitskreis, den die zwei Zürcher Mittelalterhistoriker Sebastian Scholz und Gerald Schwedler zusammen mit [Kai-Michael Sprenger vom Deutschen Historischen Institut in Rom](#) kürzlich an der Universität Zürich ins Leben gerufen haben.



Ausgelöschte Erinnerung: Buddha-Statuen in Bamiyan, Afghanistan, vor (r.) und nach (l.) der Zerstörung durch die Taliban im März 2001. (Bild: wikimedia)

Sebastian Scholz ist Professor für Frühmittelalter und Gerald Schwedler wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar. Die «Erinnerungsforschung» ist jedoch nicht nur für Mediävisten interessant. Geschichte wird epochenunabhängig überwiegend von Siegern geschrieben. Sie sind es, die bestimmen, was und wie erinnert wird, und was im schwarzen Loch des Vergessens verschwindet.

Ein Gegenmodell zur Geschichte

Scholz und Schwedler sind überzeugt, dass das Geschichtsbild und die Deutung tradierter Quellen entscheidend davon beeinflusst werden, ob und in welchem Ausmass es gelingt, Techniken der Deformation und der Gegenkonstruktion in der Überlieferung aufzudecken. Die gezielte Tilgung der Erinnerung betreffe dabei nicht nur

rein physische Zerstörungen, sondern vor allem auch die Versuche, Wirken und Nachwirken bestimmter Personen oder Gruppen in Geschichtsschreibung, Kunst oder Literatur zu deformieren oder gar zu leugnen und somit gleichsam ein geschichtliches Gegenmodell zu etablieren.

Spuren derartiger, meist als Instrument des Machterhaltes eingesetzter Erinnerungsstrategien, lassen sich in unterschiedlichen politischen, kulturellen, künstlerischen und historiographischen Kontexten von der Antike bis zur Gegenwart feststellen.

Dabei kommt eine breite Palette an Techniken zum Einsatz: vom Verstümmeln von Statuen und Inschriften, über textkritisch schwer nachzuweisende Überformungen überlieferter Texte bis – ganz aktuell – hin zum Versenken einer Leiche im Meer mit dem Ziel «Osama Bin Laden keine Gedenkstätte zu schaffen», wie amerikanische Regierungskreise sagen.



Arbeitskreis «Damnatio Memoriae»: Kai-Michael Sprenger, Rom, Sebastian Scholz und Gerald Schwedler, beide Zürich (v.l.n.r.) (Bild: PD)

Ein Vorgehen, das bereits im Alten Rom bekannt war, wie sich im Nachhinein aus dem Vortrag von Kai-Michael Sprenger an der Eröffnungsveranstaltung des Arbeitskreises im April 2011 heraushören lässt. Sprenger sprach über den «Tiber als Strom des Vergessens? Paradoxien eines römischen Erinnerungsortes». Und machte dabei an Fallbeispielen deutlich, dass gezielte Erinnerungsverrichtungen – geradezu paradoxerweise – eigene Erinnerungsmomente kreieren können, etwa wenn die Leichen politischer Gegner in rituellen Akten im Fluss versenkt und dadurch nur noch unter ganz spezifischen Vorzeichen erinnert werden.

Erinnerungsforschung als «Leitwissenschaft»

Die Fragen, denen sich der Arbeitskreis widmen möchte, sind vielfältig: Wie lässt sich historisch fassen, was bestimmte Gruppierungen und Entscheidungsträger der Überlieferungsbildung als nicht tradierungswürdig ansehen und zum Teil gar systematisch unterdrücken oder vernichten? Wie lassen sich derartige Phänomene der intentionalen Erinnerungsverrichtung und -deformation analysieren, wenn zumeist nur eine komplizierte und brüchige Quellenbasis zur Verfügung steht?

Angesichts der starken Präsenz der Forschungen zur Erinnerung im gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Forschungsspektrum möchten die Historiker des Arbeitskreises künftig vermehrt die Gegenfolie der Erinnerung thematisieren. In einem internationalen Netzwerk sollen die Forschungen verschiedener Fachrichtungen gebündelt und in einem interdisziplinären Kontext als Beitrag zur Theorie- und Debatte der Erinnerungsforschung als «Leitwissenschaft der Kulturwissenschaften» diskutiert werden.

fernsehen

ZDF Vision „Deutsche Kulturinstitute in Rom“ – Sendung vom 01.09.2004

ZDF Vision „Istituzioni culturali tedesche a Roma“ – trasmissione del 01.09.2004



ZDF Spezial „Wojtylas Erbe“ – Sendung vom 18.04.2005

ZDF Spezial „L'eredità di Wojtyla“ – trasmissione del 18.04.2005



TV-Filmdokumentation „Händel in Rom“ von Olaf Brühl – Sendung vom 24.12.2006

Documentario „Händel a Roma“ di Olaf Brühl – trasmissione del 24.12.2006



Fox Channels Italy Dokumentation „Obiettivo Mussolini“ – Sendung vom 02.01.2007
Fox Channels Italy Documentario „Obiettivo Mussolini“ – trasmissione del 02.01.2007



ZDF Terra X-Dokumentation „Die Jahrtausendkathedrale“ / „nachtstudio“ – vom 01.11.2009
ZDF Terra X-documentario „La cattedrale del millennio“ / „studio notturno“ – del 01.11.2009



ZDFTerra X-Dokumentation „Die Jahrtausendkathedrale“ / „nachtstudio“ – vom 01.11.2009
 ZDFTerra X-documentario „La cattedrale del millennio“ / „studio notturno“ – del 01.11.2009

Pressemappe

ZDF

ALLE INHALTE DER PRESSEMAPPE ANZEIGEN

26.10.2009 | 15:08 Uhr

Terra X-Dokumentation "Die Jahrtausendkathedrale", "nachtstudio" und "ZDF-History": ZDF-Programmaktzent am 1. November zum Jubiläum des Mainzer Doms

Mainz (ots) - Im Rahmen seines Engagements zum 1000-jährigen Jubiläum des Mainzer Doms widmet das ZDF dem Gotteshaus am Sonntag, 1. November 2009, einen besonderen Programmaktzent. Kernstück ist eine 45-minütige Dokumentation "Die Jahrtausendkathedrale - Der Mainzer Dom", die um 19.30 Uhr in der Reihe "Terra X" ausgestrahlt wird. Im "nachtstudio" um 0.30 Uhr diskutiert Volker Panzer mit dem "Haustrherrn" Kardinal Lehmann und namhaften Historikern über "1000 Jahre Mainzer Dom - 1000 Jahre deutsche Geschichte". Daneben ist der Mainzer Dom auch Thema in "ZDF-History" um 23.40 Uhr: Der Film über die Geschichte des Bomben-kriegs zeigt unter anderem Aufnahmen von der verheerenden Bombennacht 1945, die der Dom nahezu unversehrt überstand.

Die "Terra X"-Dokumentation von Martin Carazo Mendez stellt in eindrucksvollen Computeranimationen und szenischen Rekonstruktionen die wechselvolle Geschichte des Mainzer Gotteshauses nach. Wie schaffte man es im Mittelalter, mit purer Muskelkraft ein steinernes Gebirge wie den Mainzer Dom aufzu-schichten? Mit welchen Mitteln versuchten die Mainzer Erzbischöfe ihre Vorrangstellung im Reich über die Jahrhunderte aufrecht zu er-halten? Wie gelang es, den Dom Anfang des 20. Jahrhunderts vor dem Einsturz zu bewahren, als der Wasser-spiegel des Rheins absank und die Stützpfehle aus Eiche verfaulten? Und wie schafft man es heute, den Dom zu erhalten? Die Historiker und Kunsthistoriker Prof. Stefan Weinfurter, Prof. Dethard von Winterfeld und Dr. Kerstin Merkel berichten von den aktuellen Forschungen in und um den Dom, Karl Kar-dinal Lehmann schildert seine ganz persönliche Liebe zur "Jahrtau-sendkathedrale".

Aus besonderem Anlass hat Volker Panzer seine Gäste in diesem "nachtstudio" nicht in das gewohnte Berliner Fernsehstudio eingeladen, sondern in den Westthor des Mainzer Doms. Hier diskutieren Karl Kardinal Lehmann, der Historiker Stefan Weinfurter, der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Michael Matheus, und der deutsch-französische Historiker Etienne Francois. Beim Gang durch 1000 Jahre deutsche Geschichte, die sich im und um den Dom herum abspielte, wird Stefan Weinfurter, Experte für mittelalterliche Geschichte, über die Zeit um die erste Jahrtausendwende informieren, Michael Matheus insbesondere das Verhältnis Roms zu Mainz darstellen und Etienne Francois über das "französi-sche" Mainz um 1800 berichten.

Mit zahlreichen Sendungen und Aktionen unterstützt das ZDF in diesem Jahr das 1000-jährige Jubiläum des Mainzer Doms. Im Mai veranstal-tete das ZDF ein festliches Klassikkonzert im Mainzer Dom. Eine Marketing- und Spendenaktion mit Stadtbussen im Buntsandstein-Look des Mainzer Doms sowie Spenden-Spots im Fernsehen sollen die Bevölkerung zum Engagement für den Erhalt des altherwürdigen Bauwerks aufrufen. Den Auftakt der ZDF-Jubiläumsak-tivitäten bildete im Februar live vom Mainzer Domplatz die Open-air-Karnevalssendung "Da wackelt der Dom". Daneben gibt es zahlrei-che aktuelle Beiträge und ein umfangreiches Online-Angebot: Unter www.mainzerdom.zdf.de ermöglicht ZDFonline einen interaktiven Rund-gang durch das historische Gebäude. In dem Angebot mit mehr als dreißig 360-Grad-Panoramen können die User den Mainzer Dom virtuell erkun-den und dabei auch Orte besuchen, die normalerweise der Öffentlichkeit nicht oder nur selten zugänglich sind.

Am Sonntag, 15. November 2009, 10.00 Uhr, wird das ZDF den Fest-gottesdienst zum Abschluss des Jubiläumsjahres mit Kardinal Lehmann live übertragen. Zuvor werden um 9.30 Uhr unter dem Sen-debetitel "Tanz im Dom" die Höhepunkte eines Ballettabends gezeigt, mit dem der langjährige und gefeierte Choreograf des Mainzer Staats-theaters Martin Schläpfer seine Abschiedsvorstellung in Mainz gab: Sein Ensemble, das "ballettmainz", tanzte im Ostchor des Doms.

Fotos sind erhältlich über den ZDF-Bilderdienst, Telefon 06131-706100, und über <http://bilderdienst.zdf.de/presse/diesjahrtausendkathedraledermainzerdom> und <http://bilderdienst.zdf.de/presse/nachtstudio>

Pressekontakt:
 ZDF-Pressestelle
 Telefon: 06131 / 70 - 2120
 Telefon: 06131 / 70 - 2121



DIESE PRESSEMAPPE

als RSS Feed
 als Homepage Ticker
 bookmarken

in Pressemappe suchen

TAGESPROGRAMM powered by pps

Heute	Dienstag	Mittwoch
15:00 heute/Sport		
15:15 Nürnberger Schnauzen (16)		
Doku-Soap		
16:00 heute - in Europa		
16:15 Altea - Folge deinem Herzen (150)		
Telemovie		
17:00 heute/Wetter		
17:15 hallo deutschland		
17:45 Leute heute		
18:00 SOKO 5113 (2)		
Krimi-Serie		
19:00 heute		
19:20 Wetter		
19:25 WISO		
20:14 Der Tote im Schneewald		

Alle TV-Programme

DIESE MELDUNG

Meldung versenden
 Druckversion
 PDF-Version
 Tabellen- und Listendarstellung
 Schriftgröße:

RSS-FEEDS ZDF

ZDF

WEBLINKS

Homepage
 ZDF heute.de
 ZDF Presstreff
 ZDF Programm
 ZDF Mediathek
 ZDFdokukanal
 ZDFinfokanal
 ZDFtheaterkanal

TgBlu – Sendung vom 24.09.2009

TgBlu – trasmissione del 24.09.2009



Schweizer Fernsehen SF1 Dokumentation „Laura D’Oriano. Die geheimnisvolle Schweizer Spionin“ von Arnim Biehler – Sendung vom 17.01.2011

Televisione Svizzera SF1 documentario „Laura D’Oriano. La misteriosa spia svizzera“ di Arnim Biehler – trasmissione del 17.01.2011



gäste des dhi rom im bild

Italienischer Staatspräsident a.D. Senator Oscar Luigi Scalfaro anlässlich der Tagung „Die ‚Achse‘ im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegsführung 1939-1945“ am 15.04.2005

Presidente della Repubblica em. Senatore Oscar Luigi Scalfaro in occasione del Convegno “L’asse’ in guerra. Politica, ideologia e condotta bellica 1939-1945” il 15.04.2005



gäste des dhi rom im bild

Botschafter an der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei den Organisationen der Vereinten Nationen in Rom (FAO, WFP, IFAD) Dr. Guntram von Schenck anlässlich des Konzerts in der Galleria Borghese im Rahmen des Internationale Kolloquiums „Die Aussenbeziehungen der Römischen Kurie unter Paul V. (1605-1621)“ am 20.05.2005

Ambasciatore presso la Rappresentanza stabile della Repubblica Federale di Germania presso le Nazioni Unite a Roma (FAO, WFP, IFAD) Dr. Guntram von Schenck in occasione del Colloquio internazionale “Le relazioni estere della curia romana sotto Paolo V (1605-1621)” il 20.05.2005



Vortrag "X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 1955. Cinquant'anni di distanza" von Prof. Dr. Paolo Prodi, Präsident der Giunta centrale per gli studi storici, anlässlich der Tagung „X Congresso Internazionale di Scienze Storiche Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico“ am 21.09.2005

Conferenza "X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 1955. Cinquant'anni di distanza" del Prof. Paolo Prodi, Presidente della Giunta centrale per gli studi storici, in occasione del Convegno „X Congresso Internazionale di Scienze Storiche Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico“ il 21.09.2005



gäste des dhi rom im bild

Symposion „50 Jahre Berichterstattung aus Italien“ zu Ehren von Erich Kusch am 14.11.2005
Tavola Rotonda „Cinquant’anni di corrispondenza dall’Italia“ in onore di Erich Kusch il 14.11.2005



Botschafter der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl Dr. Gerd Westdickenberg anlässlich des Öffentlichen Vortrags von Prof. Dr. Hubert Wolf „Pius XII. als Nuntius in Deutschland“ am 17.03.2006

Ambasciatore della Repubblica Federale di Germania presso la Santa Sede Dr. Gerd Westdickenberg in occasione della conferenza pubblica del Prof. Dr. Hubert Wolf “ Pio XII nunzio in Germania” il 17.03.2006



gäste des dhi rom im bild

Urkundenübergabe in Warschau mit dem Primas von Polen Kardinal Józef Glemp im Palais Borch am 28.09.2006

Consegna di pergamene medievali a Varsavia con il Primate di Polonia Cardinale Józef Glemp nel Palais Borch il 28.09.2006



Besuch der Bundesministerin für Bildung und Forschung Prof. Dr. Annette Schavan im DHI Rom am 21.05.2007

Visita del Ministro per l'educazione e la ricerca Prof. Dr. Annette Schavan all'ISG Roma il 21.05.2007



gäste des dhi rom im bild

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Kardinal Karl Lehmann anlässlich der Einweihungsfeier von Haus IV am 18.09.2007

Il Presidente della Conferenza episcopale tedesca Cardinale Karl Lehmann in occasione della festa di inaugurazione dell'edificio IV il 18.09.2007



Runder Tisch "Glaube und Geschichte" am 18.09.2007

Von links nach rechts: Prof. Dr. Maria Antonietta Visceglia, Landesbischof Johannes Friedrich, Bernhard Wabnitz (ARD), Kardinal Karl Lehmann, Minister Paolo Ferrero, Botschafter Michael Steiner

Tavola rotonda "Fede e storia" il 18.09.2007

Da sinistra a destra: Prof.ssa Maria Antonietta Visceglia, Vescovo Johannes Friedrich, Bernhard Wabnitz (ARD), Cardinale Karl Lehmann, On. Paolo Ferrero, Ambasciatore Michael Steiner



gäste des dhi rom im bild

Crashkurs italienische Geschichte für die Mitglieder der deutsch-italienischen Parlamentariergruppe mit der Vorsitzenden Ulla Burchardt, MdB, am 31.10. und 1.11.2007

Corso intensivo sulla storia d'Italia per i membri del gruppo italo-tedesco di parlamentari con la presidente Ulla Burchard il 31.10. e 1.11.2007



Besuch von Frau Prof. Dr. Monika Grütters, MdB, im DHI am 02.02.2008

Visita della Parlamentare Prof.ssa Monika Grütters all'ISG il 02.02.2008



Öffentlicher Vortrag „Der Euro. Historie und Herausforderung“ von Bundesbankpräsidenten a.D. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hans Tietmeyer am 04.05.2009

Conferenza pubblica „L'Euro. Storia e sfida“ del Presidente em. della Bundesbank Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hans Tietmeyer il 04.05.2009



gäste des dhi rom im bild

Botschafter Israels beim Heiligen Stuhl Mordechai Lewy anlässlich der Tagung „Konversionsszenarien in Rom in der Frühen Neuzeit“ am 27.05.2010

Ambasciatore di Israele Mordechai Lewy in occasione del convegno “Scenari di conversione a Roma nella Prima Età Moderna” il 27.05.2010



Internationale Tagung der Gesellschaft für Musikforschung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI in Rom am 02.11.2010

Festvortrag von Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Lepenies „Das Zeitalter der Mobilität und die Übersetzbarkeit der Kulturen“

Conferenza inaugurale del Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Lepenies „L'epoca della mobilità e la traducibilità delle culture“



gäste des dhi rom im bild

Convegno internazionale in occasione del congresso annuale della Gesellschaft für Musikforschung e del cinquantenario della Sezione di Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico di Roma il 02.11.2010

Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen
Segretario Federale Cornelia Quennet-Thielen



Empfang in der Residenz des Botschafters der Bundesrepublik Deutschland Villa Almone: Bundestagspräsident Dr. Norbert Lammert und Botschafter Michael H. Gerdts

Ricevimento nella residenza dell'Ambasciatore della Repubblica Federale di Germania Villa Almone: Presidente del Bundestag Dr. Norbert Lammert e Ambasciatore Michael H. Gerdts



Konzert in S. Maria dell'Anima am 03.11.2010

Concerto a S. Maria dell'Anima il 03.11.2011



gäste des dhi rom im bild

Tagung "Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung" am 16.02.2011

Convegno „Martino Lutero a Roma. La città cosmopolita e la sua percezione“ il 16.02.2011

Kardinal Walter Kaspar, Emeritierter Präsident des päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen

Cardinale Walter Kaspar, Presidente emerito del Pontificio Consiglio per la Promozione dell'Unità dei Cristiani



Bischof Dr. Michael Bünker, Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich und Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa

Vescovo Dr. Michael Bünker, Vescovo della Chiesa Evangelica A.B. Austriaca e Segretario Generale della Confederazione delle Chiese Evangeliche in Europa



Deutsches Historisches Institut in Rom
Istituto Storico Germanico di Roma

Via Aurelia Antica, 391
I-00165 Roma
Italia

Tel.: 0039/ 06 660 492 1
Fax: 0039/ 06 662 383 8
www.dhi-roma.it